



Elisabeth Fendl (Hg.)

## Zur Ästhetik des Verlusts

Bilder von Heimat, Flucht  
und Vertreibung

Johannes Künzig Institut



WAXMANN

# Zur Ästhetik des Verlusts

# Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts

Herausgegeben von Werner Mezger

Band 12

Elisabeth Fendl (Hg.)

# Zur Ästhetik des Verlusts

## Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung

Referate der Tagung des  
Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde  
8. bis 10. Juli 2009



Waxmann 2010  
Münster / New York / München / Berlin

### **Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt mit Mitteln des Innenministeriums Baden-Württemberg

ISSN 2192-1644

ISBN 978-3-8309-2486-9

eISBN 978-3-8309-7486-4

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2010

[www.waxmann.com](http://www.waxmann.com)

[info@waxmann.com](mailto:info@waxmann.com)

Redaktion: Elisabeth Fendl, Manuel Brenneisen

Umschlaggestaltung: Elisabeth Fendl, Teresa Volk

Satz: Stoddart Satz- und Layoutservice, Münster

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.  
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des  
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

# Inhalt

*Konrad Köstlin*  
Eine Ästhetik des Verlusts ..... 7

*Heinke M. Kalinke*  
„Grenzmark Posen-Westpreußen“.  
Anatomie eines Heimatbuchs der Zwischenkriegszeit ..... 25

*Elisabeth Fendl*  
In Szene gesetzt.  
Populäre Darstellungen von Flucht und Vertreibung ..... 45

*Tim Völkerling*  
Die Musealisierung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration.  
Analysen zur Debatte um einen neuen musealen Gedenkort und zu  
historischen Ausstellungen seit 1950 ..... 71

*Cornelia Eisler*  
Die „verlorene Heimat im Osten“ in den Heimatstuben  
der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen ..... 125

*Henrike Hampe*  
„Das schönste Sinnbild unserer Heimat sind die Trachten.“  
Die Kleidung donauschwäbischer Flüchtlinge und  
Vertriebener als Erinnerungsträger ..... 141

*Stephan Scholz*  
Schmerzens-Mutter-Liebe.  
Das Motiv der Mutter im bundesdeutschen  
Bildgedächtnis zu Flucht und Vertreibung ..... 165

*Tobias Weger*  
Von Adlern, Elchen und Greifen.  
Die „verlorene Heimat“ auf öffentlichen Denkmälern  
und in Straßennamen sowie auf privaten Grabstätten  
in Nordwestdeutschland ..... 193

<i>Jutta Faehndrich</i>	
Die Kirche im Dorf. Bilderwelten im Vertriebenen-Heimatbuch . . . . .	221
<i>Karl Braun</i>	
„Liberec ist noch immer auf der Suche nach seinem Gesicht und seiner Seele.“ Ein kritischer Blick auf mehrsprachige Foto- und Heimatbücher der Stadt Liberec 2001–2007 . . . . .	239
<i>Annelie Kürsten</i>	
Wie klingt Heimat? Musik/Sound und Erinnerung . . . . .	253
Die Autorinnen und Autoren . . . . .	279

Konrad Köstlin

## Eine Ästhetik des Verlusts

### *Verluste und die Moderne*

Die Debatte um eine Ästhetisierung des Verlusts gehört in unsere Moderne. In der Vormoderne wäre niemand je auf die Idee gekommen, darüber nachzudenken. Vielerorts haben Bauern ihre Stellen häufig gewechselt. Wenn es anderswo besser zu sein versprach, erschien der Abschied vom alten Ort leicht. Mobilität und Arbeitsmigrationen waren üblich, wurden nicht immer bedauert. Tiroler Bergleute kamen in den Schwarzwald, weil es dort Arbeit gab. Und Menschen sind ‚ins Amerika‘ ausgewandert. Über öffentliche ästhetische Ausdrucksformen des Wegmüssens hatte man nicht nachzudenken. Seit dem 17. Jahrhundert hatten Protestanten die österreichischen Kronlande zu verlassen. Salzburger Exulanten, die vor allem in Preußen Aufnahme gefunden hatten, waren durch ihre Kleidung kenntlich geworden. Diese Kleidung war, anders als der heutige Gebrauch der Heimattracht Vertriebener, ein akzeptiertes Erkennungszeichen, das schnell in die zeitgenössische Bilderproduktion Europas einging.<sup>1</sup> Die oberösterreichischen Landler mussten noch Ende des 18. Jahrhunderts ihr Land verlassen und sind nach Siebenbürgen ausgewandert, weil sie den falschen Glauben besaßen. Gewiß hatte man die Nostalgia Ende des 17. Jahrhunderts als Krankheit der Schweizer Gardisten in Rom beschrieben,<sup>2</sup> dennoch waren Migrationen und auch Mobilität weit gewöhnlicher als dies die Ideologie der Seßhaftigkeit im 19. Jahrhundert als nationale Moral vorgespielt hat.

### *Ästhetisierung als öffentliche Praxis*

Der Verlust und seine Ausdrucksformen sind Gegenstand nicht nur der historischen Wissenschaften geworden, für die „Migration insgesamt ein Leitthema des 20. Jahrhunderts“ ist.<sup>3</sup>

- 
- 1 *Marsch, Angelika*: Die Emigration der Salzburger Protestanten 1731–1732 in der zeitgenössischen Graphik. Ein kommentiertes Verzeichnis sämtlicher Kupferstiche. Lüneburg 1983.
  - 2 *Greverus, Ina-Maria*: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt/Main 1972.
  - 3 *Götttsch-Elten, Silke*: Heimatsammlungen in Deutschland. Überlegungen zu ihrer heutigen Bedeutung. In: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 16 (2008), S. 135–142, hier S. 135. Dort auch Hinweise auf die Bedeutung der ästhetischen Repräsentanz von Heimatsammlungen.



Die hier gemeinte Ästhetik betrifft ihrem Wesen nach den öffentlichen Raum, in ihm ist ein herrschaftsfreier Diskurs undenkbar. Indem Menschen Handlungen aufführen, wird in diesen öffentlichen Raum gesellschaftliches Leben in politischen Zeichen eingeschrieben. Die feministische Diskussion hat – insbesondere im Blick auf Marginalisierung und Minderheiten – visuelle Strukturen der Akzeptanz thematisiert und auf diskursive wie bildliche Sicht- und Unsichtbarkeiten hingewiesen und dabei Überlegungen zur Demontierung des Regimes der Normalität und seiner hierarchischen Gewalt angestellt.<sup>4</sup>

Der öffentliche Raum, topographisch und sozial-kulturell gegliedert, kennt Darstellungsweisen, die diesen Raum nutzen. Sie greifen auf vorhandene Muster zurück. Eines dieser Muster ist die seit 1264 kanonisierte Fronleichnamsprozession, ein Prangumzug, der Herrschaft demonstrieren und deren Akzeptanz in actu überprüfen sollte. Umzüge, und dann auch Demonstrationen, hatten sich vor allem im 19. und 20. Jahrhundert mit dem Aufkommen einer neuen bürgerlichen Öffentlichkeit vermehrt und als Kulturtechnik etabliert.<sup>5</sup> Insbesondere die neuen Vereine und gesellschaftlichen Organisationen haben bis heute das Ziel, gesellschaftliche Bedeutung vor Ort darzustellen. Nutzungen und Besetzungen öffentlicher Räume machen diese zu Foren und Austragungsorten kollektiver Selbstverständigung. Sie lassen auch Verweigerungen im Feld der konkurrierenden Raumbesetzungen zu. Eine symbolische Kodierung nutzt seit dem 19. Jahrhundert die Natur (Grün, Bäume), Fahnen, Lieder, Bräuche, Trachten, und jüngst vermehrt spezifische Kulinaria – alle verwendet wie Reliquien – als ihr Material.

Als Bühnen der Heimatvertriebenen haben sich einige Städte punzieren lassen: Das württembergische Wendlingen mit seinem Vinzenzifest der Egerländer oder Nürnberg als Ort des Zusammentreffens der Sudetendeutschen mit der bayerischen Staatsregierung. Die meisten Ortspatenschaften sind eher unauffällig-selbstverständlich geworden. Die diskursive und bildlich-ästhetische Sichtbarkeit als sinnfällige Präsenz innerhalb der hegemonialen Öffentlichkeit geht mit einer deutlichen Repräsentation im Feld der Politik einher und hantiert in diesem an sich komplexen Tatbestand mit einem inzwischen als vorgegeben aufgefaßten Formenrepertoire. Identitätsrepräsentationen verselbständigen sich und lassen Akteure und Regisseure zu Gefangenen ihrer eigenen Szenarien werden. Immerhin: als temporäres wie als lokales Projekt greifbar, will die Ästhetisierung den Verlust öffentlich

4 *Schaffer, Johanna*: Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung. Bielefeld 2008.

5 *Warneken, Bernd Jürgen*: Massenmedium Straße. Frankfurt/Main 1991.

machen, einlagern, und trägt dazu auch das Häuslich-Private auf die Straße, um zustimmende Empfindungen hervorzurufen.

### *Der sichtbare Verlust*

Der für andere unsichtbare Verlust muss, soll er als solcher von diesen akzeptiert werden, verständlich dargestellt werden. Seine Repräsentation bedarf einer Materialität, die mit Bedeutung befrachtet wird und so aus dem Gewöhnlichen heraussticht. Aus dem erklärenden Zeigen und dem zustimmenden Schauen entsteht ein Dialog. Die Darstellung des bisher Unsichtbaren hat eine Geschichte. Sie verbringt die Ästhetik des Verlusts in die Nähe religiöser Kulte, in denen etwa die Kunst dazu diente, das Unsichtbare in das Sichtbare zu überführen. In ihnen läßt sich das Bild selbst als Figur für eine letztlich der Visualisierung entzogene Wahrheit ansehen: als konventionalisierte Möglichkeit der Veranschaulichung des Transzendenten. Für die Darstellung der Transzendenzen gibt es Orte wie Kirchen, Heimatstuben und das noblere Museum. Sie sind die Orte, die Raum für Materielles anbieten, das als Zeichen für Heimat und deren Verlust ausgewiesen wird.

Die Tröstung ergibt sich als eine Funktion der Selbstverständigung der Trauernden. Und Trost spenden die anderen, indem sie Bilder und Aktionen akzeptieren. Zum gemeinsamen Verständnis stehen heimatsspezifische Objekte im Fokus. Ostpreußische Kurenwimpel, Bernsteinobjekte oder der Egerländer Huasnoantoutara, die eine polit-touristische Geschichte haben, sind solche ausgewählten Zeichen. Auf sie hatte man sich lange vor Flucht und Vertreibung verständigt.<sup>6</sup> An dem Erkennen der von allen akzeptierten Zeichen machen sich Erzählungen und heute vermehrt die Präsentationen im Internet fest. Symbolisch setzt man Gesten, Handlungen und Zeichen. Das Wort symbolisch wird dabei gegenüber dem Realen schon lange nicht mehr als ‚bloß‘ verstanden. Die Zeichen besitzen eine Art ästhetischer Immunität. Der gegenwärtige Diskurs um Kreuz und Kopftuch, Moschee und den Ruf des Muezzin macht christlich geprägten Gesellschaften Kirchtürme und das Geläut der Kirchenglocken als eigene Zeichen bewusst.

Die Sichtbarkeit eines Umzugs als symbolische Handlung erhebt ästhetisch Geltungsansprüche und dokumentiert Verpflichtungen wie etwa die des

---

6 Eine schnelle Durchsicht der Seiten im Internet zeigt etwa, daß keine der memorialen Einrichtungen für Ostpreußen ohne die Ikone Kurenwimpel auskommt. In den Räumen des „Preußischen Wörterbuchs“ waren solche Kurenwimpel zum Beispiel an der Wand angebracht. Siehe dazu jüngst auch *Traba, Robert: Ostpreußen – die Konstruktion einer deutschen Provinz. Osnabrück 2010.*

Status der Sudetendeutschen<sup>7</sup> als viertem Stamm Bayerns. Innere Hierarchien werden mitgeteilt, wenn jemand im Umzug geehrt in der Kutsche sitzt, die Ästhetik symbolischer Kommunikation bildet Rang und Ehre ab. Macht und Herrschaft bedürfen der sinnlichen Wahrnehmbarkeit wie sie in der Fronleichnamsprozession lesbar ist. Die Reihenfolge (früher der Zünfte um den Himmel) wird innen ausgehandelt und dann vorgeführt. Auch die Forderung nach einem nationalen Gedenktag für die Vertreibung gehört in diese Ästhetik öffentlich gemachter Präsentation der Verluste.<sup>8</sup>

### *Zeichenhaftes Handeln und kreatives Vergessen*

Erkennen und Erkanntwerden, Herders „Wo ich mich nicht erklären muß“, setzen als Verständigung kollektive Zeichensysteme voraus. Ordnungen werden durch symbolische Kommunikation konstituiert, stabilisiert und kontinuieriert. Dabei offenbart sich, als spezifische ästhetische Qualität dieser symbolischen Kommunikation, die Tatsache, dass Botschaften durch die geringe Anzahl der Zeichen verdichtet werden. Dennoch bleiben sie aber, wenn auch in Grenzen, elastisch. Insofern unterscheiden sie sich von der direkten, sprachlich-diskursiven Präzision, denkt man an die Reden bayerischer Ministerpräsidenten auf den Treffen der Sudetendeutschen oder an die Diskussion um das Berliner „Zentrum gegen Vertreibungen“. Aber ikonisierte Zeichen ermöglichen, ja erlauben lange Zeit, Konflikte zu verbergen und Einmütigkeit zu simulieren. Die Infragestellung der ästhetischen Immunität der Zeichen kann zur Austragung grundsätzlicher Wertkonflikte führen. Die Mythenzertrümmerer, die Symbole als leer („Unter den Talaren ...“) kritisiert haben und deren Immunität anzweifeln, wollten die in ihnen symbolisierten, überlieferten Werteordnungen kippen. Die Denunziation traditioneller Symbole hat freilich häufig wieder zu in ähnlichen und in anderen Zusammenhängen bereits erprobten Symbolformen geführt, wie dies zum Beispiel beim Eintopf, den die Berliner „Kommune 1“ einst zelebrierte, geschehen ist.

---

7 Zur Formierung dieser politischen Ethnie siehe *Schroubek, Georg R.*: Die künstlerische Region: Beispiel „Sudetenland“. In: Gerndt, Helge und Georg R. Schroubek (Hg.): „Regionale Kulturanalyse“. München 1979, S. 25–29.

8 Der 5. August, an dem 1950 die Charta der Vertriebenen verkündet wurde, sollte dieser Gedenktag werden, so der Kreisvorsitzende des BDV Neumünster beim Ablegen eines Kranzes am Gedenkstein im Friedenshain. „Die unmittelbaren Betroffenen [...] warten auf ein besonderes Zeichen der Verbundenheit aller Deutschen“. Vertriebene feiern ihre Charta. In: Kieler Nachrichten vom 6.8.2010. Auch der 3. Oktober 2010 wurde vom BdV in diesem Sinn begangen. Gedenken am Einheitsstein. In: Kieler Nachrichten vom 4.10.2010.

*Ästhetik als Programm*

„Von nichts wimmelt unsere Zeit so sehr als von Ästhetikern“. Diese Aussage könnte von heute stammen; Jean Paul hatte sie 1804 in der Vorrede zu seiner dicken „Vorschule der Ästhetik“ deutlich ironisch gemeint. Es sind ganz unterschiedliche Situationen, die ästhetisch bearbeitet werden wollen. Da ist zum Beispiel die Ausstellung „Die Gerufenen“ zu nennen, die 2009 panoramatisch die Leistungen des deutschen Lebens aufzeichnet.<sup>9</sup> Das sind die Zeit vor Flucht und Vertreibung der Sudetendeutschen, der Ostpreußen und Schlesier, die Zeit vor der Vertreibung und Liquidierung der Gottscheer und die Zeit der Spätaussiedlung etwa der Landler aus Rumänien.

Diese Landler haben im österreichischen Bad Goisern, das sie Ende des 18. Jahrhunderts aus Glaubensgründen verlassen mussten, ihr Museum erst in den 1990er Jahren eingerichtet. Nicht alle hatten wie sie die Möglichkeit, „Kulturgüter“ mitzunehmen.<sup>10</sup> Man hatte wohl auch keinen Gedanken daran verschwendet und beim Wegmüssen nicht in jenen ästhetischen Kategorien gedacht, die wir heute mit den Formen der Erinnerungskultur verbinden. Auch hatten manche doch noch bis in die 1950er Jahre gehofft und geglaubt, es gäbe eine Rückkehr in die alte Heimat.<sup>11</sup> An eine Ästhetik des Verlusts, an Heimatstuben und Umzüge, an Heimattreffen und Trachtenpflege, an eine neue überragende und überraschende Bedeutung der heimatlichen Kulinarik – welch frivoles Wort in diesem Zusammenhang – hatte anfangs niemand gedacht. Elisabeth Fendl hat eine zeitliche Hierarchie dieser Praxen der Ästhetisierung in eine Abfolge gebracht und damit deutlich gemacht, dass kulturelles Inventar und dessen ästhetische Potenziale gewiß nicht das Primäre waren. Das „kulturelle Gepäck“ wurde erst spät aufgemacht und seine Bedeutung erst in einer Spätphase neu gewürdigt.<sup>12</sup> Erst als die

---

9 Die Gerufenen. Deutsches Leben in Mittel- und Osteuropa. Katalog der Sonderausstellung des Zentrums gegen Vertreibungen, Kronprinzenpalais Berlin, 16.7.–30.9.2009. Wiesbaden 2009.

10 Siehe dazu auch die von Irmgard Sedler zusammengetragenen Berichte über das Begräbnis alter Trachten vor der Ausreise der Letzten. *Sedler, Irmgard*: Die Landler in Siebenbürgen. Gruppenidentität im Spiegel der Kleidung von der Mitte des 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Marburg 2004 (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 87).

11 Utz Jeggle hat angemerkt, dass erst die „zu Grabe getragenen Hoffnungen“ die Voraussetzung für einen Neuanfang eröffneten. *Jeggle, Utz*: Kaldaunen und Elche. Kulturelle Sicherungssysteme bei Heimatvertriebenen. In: Hoffmann, Dierk; Krauss, Marita; Schwartz, Michael (Hg.): Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven. München 2000, S. 395–407.

12 *Fendl, Elisabeth*: Mitgenommen. Das Gepäck der Heimatvertriebenen. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 36 (1993), S. 229–243.

Aggression der Einheimischen (Witze, Klischees, Spitznamen etc.) abgeflacht schien, konnte das notgedrungene Beharren auf der ‚mitgebrachten‘ eigenen Kultur (die sie nicht mehr war), dem beibehaltenen Speisezettel wie der Heimatstube, neu und vorwärtsweisend gedeutet werden.

### *Formate der Ästhetik*

Es ist der Schriftsteller Peter Weiss gewesen, der dem Begriff Ästhetik einen Drall gegeben hat, als er „Die Ästhetik des Widerstands“ beschrieb.<sup>13</sup> Mit Widerstand hatte man Ästhetik bis dahin am allerwenigsten verknüpft. Damit wird angedeutet, dass es auf die Perspektive und die Interessen des Beschreibenden ankommt. In seinem dreibändigen Roman (1971 bis 1981) hatte Weiss vor allem an Picassos Guernica die Verflechtung von Bild und Text zur Ästhetik gebündelt. Das ‚textum‘, den lateinischen Begriff, der etwa gleichzeitig von Roland Barthes<sup>14</sup> diskutiert worden war, hatte er als Geflecht, als Mehrschichtigkeit, als Zusammenhang bildlicher und sprachlicher Motive in einer „virtuellen Bildergalerie“ veranschaulicht, historische Elemente in Form von Gemälden in das Werk integriert und so einen hoch reflektierten Zusammenhang von bildender Kunst und Literatur aufgemacht.

Heute lässt sich Ästhetik als überall präsent konstatieren. Ästhetik und ihre Repräsentation scheinen zum Schlüsselphänomen unserer Kultur geworden. Ästhetik beschränkt sich nicht mehr auf den Bereich der Kunst, sondern unterwirft sich Lebenswelt und Politik, Kommunikation und Medien, Design und Werbung, Wissenschaft, selbst Erkenntnistheorie – und Identität. 1992 hatte ein Kongress der „Stiftung Niedersachsen“ positive und negative Aspekte der „Aktualität des Ästhetischen“ thematisiert.<sup>15</sup> Unsere Zeit sei nicht zu verstehen ohne den Wandel der Wahrnehmung (aisthesis), der zu einem neuen Weltverständnis geführt habe, hieß es damals.<sup>16</sup> Hatte man Ästhetik bisher im alltagssprachlichen Verständnis auf das Schöne und die Kunst begrenzt, war – wie schon bei Peter Weiss angedeutet –

---

13 Vgl. dazu: *Haase, Fee-Alexandra*: Das Motiv Guernica Pablo Picassos in die [sic] Ästhetik des Widerstands von Peter Weiss als Gegenstand visualisierender Geschichtserzählung. Zit. nach: <http://www.fachpublikationen.de/dokumente/01/1f/01001.html>, letzter Zugriff am 1.10.2010.

14 *Barthes, Roland*: Lust am Text. Frankfurt/Main 1974 (Original 1973). Barthes bleibt dabei dunkel in seinen Begriffen um das Gewebe, indem er vom Schleier spricht und eine Art geologischer Schichtenmetaphorik entwirft.

15 *Welsch, Wolfgang* (Hg.): Die Aktualität des Ästhetischen. München 1993.

16 *Barck, Karl-Heinz* u.a. (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig 1990.

diese Begrenzung durchbrochen. Es ging nun darum, entgrenzt die totale Ästhetisierung der Welt in Kunst und Lifestyle, Politik und Medien, Werbung, Körperkultur und Architektur zu beschreiben.

Wichtig wird heute, dass mit Ästhetik Ausgestattetes in unserer Gegenwart durchgängig zählt. Aber damit ist nicht nur ein Verständnis der Ästhetisierung als Wahrnehmung des Sehens, Hörens, Schmeckens, Riechens und Fühlens wiedergewonnen. Die ästhetische Überdeterminierung von Partialkulturen durch Gesten und Rituale läßt das Ästhetische derart emotionalisiert in den Vordergrund rücken, dass es als Stimmung den Alltag zu transzendieren vermag. Das nur als Form Wahrgenommene zielt nun durch symbolische Praktiken auf die Gesamtheit einer Stimmung.

Ist aber alles ästhetisiert, mithin Ästhetik, fällt es schwer, das Besondere auszumachen ohne einer Hypertrophie zu verfallen. Im Alltag figuriert das Wort weiterhin als Synonym für das Schöne, Geschmackvolle, das Ansprechende. Der in der Philosophie weit gefächerte Begriff der Aisthesis bezeichnet, auf welche Weise Menschen Gegenstände wahrnehmen und wie diese als Zeichen gesetzt und eingesetzt werden. Es geht also um die Wahrnehmung von Zeichen, von Bildern, deren Merkmale nur im Rahmen je spezifischer Zeichensysteme verstehbar sind. Die Verstehbarkeit der Merkmale organisiert die Art und Weise, in der Menschen Dinge, auch jenseits der Kunst, nicht nur als „schön“ oder „hässlich“, sondern damit auch als „richtig“ und „falsch“, als passend oder unpassend zu beurteilen gelernt haben.

Der Königsberger Kant hatte in seiner „Kritik der Urteilskraft“ 1790 das Schöne als das, „was ohne alles Interesse gefalle“<sup>17</sup>, in eine kontemplative, moralisierende Theorie des Ästhetischen verbracht. Geschmack sei die „Versinnlichung sittlicher Ideen“. Irritierend klar dagegen hatte er deklariert: „Empirisch interessiert das Schöne nur in der Gesellschaft.“<sup>18</sup> Sonst bliebe ohne eine reagierende, antwortende Umwelt das Schöne solipsistisch und selbstgenügsam bloß in sich verpuppt, also nicht wirklich schön, weil eben nicht mitgeteilt und damit eigentlich nicht existent.

---

17 Zit. nach: *Klaus, Georg und Manfred Buhr* (Hg.): Philosophisches Wörterbuch. 8. Auflage, Berlin 1972, Artikel Ästhetik, S. 115–122; dort als „berüchtigte Definition des Schönen“ kritisiert. (S. 119).

18 Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, §41.

### *Schön und Erhaben: Flucht und Vertreibung*

Die Philosophin Susan Sontag hat einmal angemerkt: „Wo fotografiert wird, ist es schön.“ Man könnte diesen Kernsatz des kulturwissenschaftlichen Interesses auch drehen und sagen: was schön (und wichtig) ist, brauche eine Ästhetik als Bilder-Lehre und deren (Kon-)Text. Dieses Eingehen der Bilder in Sprachbilder gibt es längst, etwa in der Doppelformel von „Flucht und Vertreibung“. In dieser Doppelung hat sich ein Kanon visueller und akzeptierter Deutungssikonen herausgebildet. Leiterwagen, Karren und Pferdewagen, Koffer und Trakehner-Pferde, wie sie in der Muster-Flucht-Biografie der Gräfin Dönhoff figurieren, gehören zu den Requisiten. Kein Film, in dem nicht die Mutter mit dem Säugling auftaucht oder die junge Frau, die sich vor Vergewaltigung schützt. Der Schnee, der sie alle bedroht, das Eis der Ostsee, der Treck der Siedler aus dem Südosten, etc. Diese schwarz-weiße Bildwerdung der Flucht, der sommerlichen Weiten Südosteuropas oder der Kurischen Nehrung und der Störche gehört zu den in Fotobänden festgehaltenen Formeln für den Heimatverlust. Fern und doch nah sind sie inkorporiert in eine Geschichte überwundenen Leidens und Schreckens und werden so dramatisiert schön und erhaben.

Es geht bei solcher ästhetischen Produktion ja nicht so sehr um die Gattung des „Coffee-Table-Books“ und um die Verständigung im inneren Kreis der Heimatverwiesenen. Es geht, wie bereits angemerkt, um die Überprüfung der Akzeptanz, der Anerkennung des Heimatverlusts durch die Umwelt. So werden „sichtbare Zeichen“, wie sie die Diskussion um einen zentralen Gedenkort in Berlin noch einmal aufwarf, entscheidend. Und es geht um die Anerkennungen durch die anderen, die Schwaben, Bayern und Holsteiner, die so tun, als ob sie damit nichts zu tun hätten, obwohl sich auch ihr Leben verändern musste, auch ihre gewohnten Sicherheiten vergangen waren.

„Sichtbare Zeichen“ sind Filme und Museen, Gedenkstätten, Aufzüge und Medaillen. 2008 hat der Bund der Vertriebenen Volker Kauder die Wenzel-Jacksch-Medaille verliehen. „Der BdV dankt Volker Kauder damit für seinen engagierten Einsatz, das Thema Flucht und Vertreibung zu verfilmen. Ohne ihn, das hat der Regisseur Joseph Vilsmaier deutlich hervorgehoben, würde es den Film über den Untergang des Flüchtlingschiffes Wilhelm Gustloff nicht geben. Volker Kauder war die treibende Kraft sowohl für die Verfilmung als auch für die Vorabvorführung einer Kurzfassung des Zweiteilers für alle Mitglieder des Deutschen Bundestages. Zudem hat er sich engagiert für das sogenannte ‚Sichtbare Zeichen‘ für Flucht und Vertreibung eingesetzt und er hat dazu beigetragen, dass die Ausstellung der Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN als Wanderausstellung der

Öffentlichkeit weiter zugänglich ist.“<sup>19</sup> – Da sind wieder die Begriffe, die wir mit Bildern verbinden und die in vielen Ausstellungen und Dokumentationen gezeigt werden: Die Wilhelm-Gustloff-Geschichte selbst, die Günter Grass so spät bearbeitet hat, Handkarren, Leiterwagen und Pappkoffer, das ganze Inventar von „Flucht und Vertreibung“. Die Doppelung der Begriffe „Flucht“ und „Vertreibung“ vereinheitlicht die Schicksale in ein Bild, das nicht mehr differenziert und Betroffene homogenisieren soll. Museen und Heimatstuben handeln so. Die Johannisburger Heimatstube in Flensburg etwa möchte mit Fotografien, Dokumenten, einigen Alltagsgeräten und einer kleinen Bernsteinsammlung an das ostpreußische Johannisburg vor 1945 erinnern<sup>20</sup> und stellt mit dem Handwagen und der Bernsteinsammlung aus, was Touristen mit Ostpreußens Küste verbinden. Der Bestand an erkennbaren Objekten muss klein sein, damit ihn alle verstehen, die Ästhetik des Verlusts gründet auf einen immer kleineren Zeichenfundus.

### *Ästhetik als Kultur-Produkt*

Für Flucht und Vertreibung hat sich diskursiv ein ästhetisches Symbolsystem herausgemeldet. Kultur als die Aufrichtung einer Ordnung ermöglicht Menschen mit ihrem Symbolsystem, sich aneinander und in ihrer Umwelt sinnvoll zu orientieren. Wenn alle Beteiligten die nämlichen Bilder akzeptieren, scheinen die Positionen in der Gesellschaft geklärt. In der Analyse von Symbolen und Symbolsystemen spielen volkskundliche Konzepte der Form- und Materialbedeutsamkeit von Dingen in die Symbolinterpretation hinein. Genese, Funktion und die Folgen symbolischer Kommunikationsprozesse sowie die Prinzipien des Symbolhaushaltes kann man am Beispiel der Objektivationen, der Ästhetik des Verlusts erklären. Den Bereich einer mit symbolischer Politik gekreuzten religiösen Volkskultur hat Georg Schroubek thematisiert. Ähnlich verhält es sich mit den „Blicksteinen“ an der Grenze und den ihnen eingeschriebenen Handlungsanweisungen.<sup>21</sup> Ihre Ästhetik ist etwas Hergestelltes. Sie ist nicht einfach da, sondern sie hat als Ziel, den Verlust sichtbar zu machen. Sichtbarmachen ist nicht nur ein Muster der

19 Pressemitteilung des BdV vom 20.2.2008: Volker Kauder erhält Wenzel-Jaksch-Medaille des Bundes der Vertriebenen. Zit. nach: [www.bund-der-vertriebenen.de/presse/index.php3?id=713](http://www.bund-der-vertriebenen.de/presse/index.php3?id=713), letzter Zugriff am 1.10.2010.

20 Vgl. dazu: [www.museen-sh.de/inst.php?inst=189](http://www.museen-sh.de/inst.php?inst=189), letzter Zugriff am 1.10.2010.

21 *Schroubek, Georg R.*: Wallfahrt und Heimatverlust. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. Marburg 1968 (Schriftenreihe der Kommission für ost-deutsche Volkskunde, 5). Mit Blicksteinen meine ich jene Steine, an denen man sich traf und von denen aus der Heimort jenseits der Grenze eingesehen werden konnte. Eine Liste der etwa zwei Dutzend Gedenkstätten, darunter auch die vielen Blicksteine der Südmäher entlang der Nordgrenze Niederösterreichs, findet sich unter [www.bernsteinstrasse.at/c\\_mus\\_gedenk.htm](http://www.bernsteinstrasse.at/c_mus_gedenk.htm), letzter Zugriff am 27.7.2009.



Selbstverständigung. Es formuliert nur das Selbstverständnis, das es stabilisieren will, und es appelliert an die Anderen, von denen verlangt wird, den Verlust als Verlust anzuerkennen. Damit Erkennen und Erkanntwerden funktioniert, müssen die Mittel der Darstellung, und das ist der feststehende Fundus an Zeichen, für beide Seiten dekodierbar, verstehbar sein.

In der Kultur unserer Moderne ist es üblich geworden, Typisches als Sakrales, das eine Gesellschaft erklärend charakterisieren soll, ins Museum zu stellen. Das Museum ist der säkulare Tempel der Gesellschaft, in ihm erhalten Objekte einen neuen Sinn.<sup>22</sup> Ihr autobiographischer Auftrag entrückt Gegenstände in einen neuen kultischen Gebrauch der Erinnerung. Das Museum wird zum Gefäß der Erinnerungskultur, zur „ästhetischen Kirche“. Die Dinge werden entrückt und auf neue Weise ins Licht des Besonderen gestellt. Es sind Menschen, die diese Sakralisierung betreiben. Die Dinge bekommen ihren neuen Sinn durch eine neue Deutung. Im neuen Leben werden sie zu Erinnerungsstücken der eigenen Geschichte, Symbole eines Gepäcks,<sup>23</sup> das im neuen Leben an das alte erinnern soll. Diese neue Sinngebung, die ein einfacher Bettbezug, ein Bild oder ein Stück Papier vermitteln kann, schafft neuen Glanz. Museen als Orte der Erinnerung lösen das bisher zureichende menschliche Gedächtnis ab und übersteigen es. Sie ordnen Erinnerung als neues und verbindendes Arrangement der Vergangenheit wie auch der Gegenwart. Ihre neue Brauchbarkeit macht ihre Aura aus, die nun nicht mehr weggedacht werden kann. Der Blick in die Vergangenheit ändert sich, weil die Blickenden sich ändern. Eine einmal festgelegte historische Wahrheit gibt es nicht mehr. Die Musealisierung sondert die Objekte aus und belebt sie als Symbole neu. Museen sind Orte des immer wieder neu zu organisierenden Abschiednehmens und Wiedererkennens.

### *Ästhetik des Verlusts als Ästhetik der Gewinner*

„Zu Fuß mecht ich in die Hamet gehn“, so konnte man es bis in die 1960er Jahre immer wieder als Beteuerung der Heimmattreue etwa von älteren Schlesiern hören. In der Tat mochte das Pathos auf den mit „Recht auf Heimat“ überschriebenen Heimmattreffen diesen Eindruck vermitteln. Im seriösen Gespräch war dann davon keine Rede mehr. Die meisten hatten es geschafft in der neuen Heimat und dachten nicht ernsthaft

---

22 Köstlin, Konrad: Der Dinge neuer Sinn im Museum. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 99 (1996), S. 227–231.

23 Siehe zur Gepäckmetaphorik auch das Themenheft der Zeitschrift „Zugänge“ Heft 24, Dezember 1998, hg. vom Forum des Evangelischen Freundeskreises Siebenbürgen, „Die Heimat paßt in keinen Koffer“.

daran, wieder zurück zu gehen. Dazu kam, dass Heimatvertriebene bald in dem Ruf standen – und so war auch ihre Selbstdeutung – „die Menschen der früheren Sprachinseln und die Sudetendeutschen“ seien „weniger als die Reichsdeutschen durch staatliche Hilfen verwöhnt, eher geneigt, ihr Schicksal selber in die Hand zu nehmen“.<sup>24</sup> Die neue, eigene Bilder- und Zeichenwelt läßt die Ästhetik des Verlusts in eine, wenn auch nicht immer laute Ästhetik der Gewinne mutieren. Die Ästhetik der Gewinne kommt erst vor der Folie der Präsentation des Erfolgs zur Wirkung. Wenn man es recht bedenkt, hat sie erst dann ihre Zeit. Das Verschämte war unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg einer solchen Ästhetik des Verlusts noch nicht zugänglich.<sup>25</sup>

Die demonstrative Ästhetisierung des Verlusts läßt sich als Akt gewonnener Souveränität lesen. Sie trägt das Häusliche, oft verschämt praktizierte Private auf den öffentlichen Markt. Die nach außen getragene Verlustästhetik ist spät entwickelt und ausgebaut worden. Bilder der Heimatkirche wurden erst lange nach der Vertreibung gemalt und als Ausdruck einer symbolischen Ortsbezogenheit in die Heimatkulthecke verbracht.<sup>26</sup> Diese heilige Hinterecke war Gegenstand sozialer Kontrolle; die Heimatzeichen waren mobil, wurden aufgestellt und weggeräumt, je nachdem, wen man erwartete. Die Siebenbürger Urzeln, als fasnächtliche Gestalten vor allem aus Agnetheln bekannt, waren im württembergischen Sachsenheim 1965 mit 13 Personen erstmals aufgetreten. Heute sind die „Ausgewanderten“ in ihrer Zunft nicht mehr alleine. Denn 2002 zählte diese 250 Mitglieder und ist – in der fasnächtlichen Diaspora – seit 1978 das nördlichste Mitglied der schwäbisch-alemannischen Narrenzunft,<sup>27</sup> sie bereichert als Aushängeschild die Typik des Ortes. Die Siebenbürger haben sich mit ihren Brauchgestalten an vielen Orten angesiedelt,<sup>28</sup> schließlich gibt es sie auch wieder in Agnetheln. Seit der großen Wende, seit die Ästhetik des Verlusts in eine des Gewinns kippen

24 *Kuhn, Walter*: Das Lebenswerk Alfred Karaseks (1902–1970). In: Jahrbuch für ost-deutsche Volkskunde, 13 (1970), S. 326–345, hier S. 338.

25 Hierhin gehört auch das Oratorium „Die Vertriebenen“ von Alexander Blechinger, das am 18. November 2001 im Großen Musikvereinsaal in Wien aufgeführt wurde. Vgl. dazu: [www.alexanderblechinger.at/the cds.htm](http://www.alexanderblechinger.at/the cds.htm), letzter Zugriff am 1.10.2010.

26 *Fiedermutz, Silke*: „Da sieht man, wer wir waren und was wir waren.“ Zum Stellenwert der Fotografie in der Erinnerung an Heimat für Nachkriegsflüchtlinge. Dipl. Arbeit, Universität Wien 1999.

27 Große Parade mit Peitschenknall. In: Ludwigsburger Kreiszeitung vom 11.2.2002.

28 Über weitere Urzeln-Orte vgl. auch [www.siebenbuerger.de/ortschaften/agnetheln/erzaehlung/16317-die-urzeln-ein-agnethler-brauch-mit.html](http://www.siebenbuerger.de/ortschaften/agnetheln/erzaehlung/16317-die-urzeln-ein-agnethler-brauch-mit.html), letzter Zugriff am 1.10.2010.

kann – und hier besteht ein unmittelbarer Zusammenhang – führen die eher verborgenen, privaten Heimatstuben immer mehr ein Kümmerdasein.<sup>29</sup>

Man kann alle Kulturwissenschaften als Verlustwissenschaften bezeichnen. Sie versuchen, Modernisierung verstehbar und somit erträglich zu machen. Das gilt für die Volkskunde, die eine verlorene Sicherheit im Volksleben als Geborgenheit ortete, in der man vormoderne Menschen währte. Die Selbstverständlichkeit einer Geborgenheit, derer man sich selbst bedürftig glaubte, war Auslöser des Sammelns und Bewahrens. Die materiellen und immateriellen Objekte, die die Wissenschaft auswählte, galten als Ausdrucksformen und zugleich Garanten dieser vermeintlichen Sicherheit. Analog zur Praxis der Wissenschaft ließe sich angesichts einer gesellschaftlichen Verunsicherung auch das Sammeln von Objekten und Erinnerungen als eine dem Unsicheren geschuldete Kulturtechnik verstehen. Die Ästhetik des Verlusts resultiert also aus dem Bedarf, sich zu versichern und dieses Versichern auch sichtbar zu machen. Es mag nur auf den ersten Blick irritieren, historische und gegenwärtige Formen der Umzüge, etwa den des Vizenzifestes in Wendlingen, mit zeitgenössischen Paraden zu vergleichen. Besonderes Augenmerk fällt auf die Paraden der Verbände und Gruppen wie die der Schwulen und Lesben, der Love-Parade in Berlin u.a., die so in ihrem demonstrativen Gestus den traditionellen Umzügen der Schützen und Gilden ebenso an die Seite gestellt werden können wie den ubiquitären Marathonläufen.<sup>30</sup> Sie machen nicht nur auf sich aufmerksam, sondern verorten die Akteure in der Gesellschaft. Das tun auch Denkmäler wie die Blicksteine an der Grenze, in Heinrichsreith bei Drosendorf mit Blick auf Stallek (Stálky), in Langau mit Blick auf Schaffa (Šafov), die Gedenkstätte des Zlabinger Ländchens (Slavonice) 180 m von der Grenze entfernt in Fratres, der neu (und spät) aufgestellte „Mährerhof“ im niederösterreichischen Freilichtmuseum Niedersulz.

### *Sakralisierung der Verluste und ihre Verwandlung in Reliquien*

Verluste sind schwer darzustellen, schwer auszustellen – sie beziehen sich auf Verlorenes. Als Tendenz zeigt sich eine Hypertrophie und eine Verengung auf Weniges, eine Tendenz zum „Alleinstellungsmerkmal“. Ein Hut, der Egerländer Floderer, muss zum Beispiel als solches herhal-

29 *Tolksdorf, Ulrich*: Heimatmuseen, Heimatstuben, Heimatecken. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 26 (1983), S. 338–342; Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (Hg.): Was wird aus den Heimat-sammlungen? Überlegungen, Denkanstöße, Lösungsansätze. Oldenburg 2007.

30 *Braun, Karl*: Karneval? Karnevaleske? Zur volkskundlich-ethnologischen Erforschung karnevalesker Ereignisse. In: Zeitschrift für Volkskunde, 98 (2002), S. 1–15.

ten. Seine Einmaligkeit zählt. Nur die Egerländer haben ihn. Die anderen haben auch Hüte; aber sie haben sie nicht so eindeutig markiert, zum ästhetischen Merkmal gemacht. Propagandabilder zeigen Sakralgeräte der Heimat wie eine Monstranz. Wie die Leidenswerkzeuge Christi oder die Krippe als *pars pro toto* symbolisieren sie das gesamte Geschehen. Die Seelenwaage des Heiligen Michael setzt bildgewordenen Text voraus. Das gilt für den Kelch der Hussiten, der für das Abendmahl in beiderlei Gestalt steht, den Hl. Nepomuk, der das Monopol der Ohrenbeichte der katholischen Welt symbolisiert oder die Altarkanzel evangelischer Kirchen, die Schrift und Wortgottesdienst thematisiert. Aber Verständnis setzt auf Vorwissen. Ästhetik als das bloße Wahrnehmen genügt nicht, man muss sie verstehen.<sup>31</sup> Die Hervorhebung der Zeichen läßt sich mit der Position der Kunst vergleichen als „eine Stellung inmitten ästhetischer Gegebenheiten, die selbst keiner künstlerischen Choreographie unterliegen“.<sup>32</sup> Und diese Choreographie verweist auf eine Distanz zur Wahrnehmung des Alltäglichen, das uns umgibt und kaum noch Reize auslöst. Es bedarf also der Akzentuierung. Die Techniken der Ästhetik des Verlusts sind nicht dazu gedacht, neue Anschauung und neues Wissen zu schaffen, sondern vorhandenes Wissen zu veranschaulichen. Insofern ähneln sie den Techniken der Religionen: Ihre Ästhetik setzt Wissen (und Zustimmung) voraus. Aber sie schaffen kaum neues, sondern allenfalls ständig runderneutes Wissen.

### *Ein runderneutes Arsenal*

„Die Mouhmen, die Frauen, hatten sich in ihre farbenprächtige Karlsbader Tracht gewandelt, während die Männer in den landesweit charakteristischen Batzerlstrümpfen auftraten. Am Bund prangte der ‚Hoasnoandwolerer‘, jener achteckige Hosenknopf, der ‚das Geschirr zusammenhält‘. Das stolze Haupt wird vom ‚Floderer‘ bedeckt. Angesichts des würdevoll getragenen Ornaments wirkt es wie ein Bruch mit der Tradition, wenn in diesem Jahr die ‚Kaiser-Kirwa‘ eine Woche vorverlegt werden musste. Schöniger verwies auf den Terminplan im Bürgerhaus: ‚Da war sonst kein Platz mehr frei.‘ Wie auch immer: Kaiser Franz I. wird es den Egerländern verzeihen. Dabei haben diese ihrem Monarchen dieses Volksfest zu verdanken, auch wenn er damit die Feierlaune der Bevölkerung stark einschränkte, weiß Kulturwart Karl Huyer zu berichten. Ursprünglich ließen es sich nämlich die Leute ‚drei volle Tage mit Tanz, Speis und Trank‘ gut gehen. Der Völlerei schob der Kaiser dann mit einem Erlass einen Riegel vor. Nur am 3. Sonntag im Oktober durfte in der Folgezeit kräftig gefeiert werden. Dieser Tradition

31 Seel, Martin: Ästhetik des Erscheinens. München 2000, S. 158.

32 Seel (wie Anm. 31), S. 11.

fühlten sich die ‚Nauheimer Dorfmusikanten‘ verbunden, die im ‚Kirwa-Lied‘ die lustige Stimmung eines ausgedehnten Volksfestes im Originaltext interpretierten: ‚In Eghaland, wenn Kirwa is ui, dau gaihts lusti zou! Dau san doi Bauan kreuzfidel, obs a Moan is owara Bou, dau Bou.‘ Wenn die Musik zünftig aufspielt, darf auch getanzt werden. Wer das Brauchtum pflegt, kann auch auf die leibliche Stärkung vertrauen. Zu fortgeschrittener Stunde lockten die frischen ‚Kirwaköichila‘. Auf solche Köstlichkeiten brauchten auch Karl Unger, Franz Juricin und Karl Jahnelt nicht zu verzichten, die aufgrund ihrer Verdienste mit dem Bundesehrenzeichen des Egerländer Verbandes ausgezeichnet wurden. Über die Bundesehrennadel durfte sich ebenfalls das Ehepaar Manfred und Gerda Müller freuen.<sup>33</sup>

Es geht um stimmige Erzählungen. In der oben zitierten ist nicht nur das gesamte Arsenal des Egerlandes zitiert, wie man es von Vertriebenentreffen kennt oder wie es etwa auch im Egerland-Museum in Marktredwitz präsentiert wird. Einvernehmliches Verstehen wird vorausgesetzt und reproduziert. Im Egerland-Museum fordert ein ins Gigantische vergrößerter Huasnoantoutara als zentrales Emblem des Egerlandes Zustimmung (alles überwölbend droht er von der Decke zu stürzen und Ungläubige zu erschlagen). Das Hypertrophe dieses Merkmals steht für jene Kulturtechnik, die Erkennen und Erkenntwerden sichern soll, dazu sind nur wenige Zeichen zulässig (und notwendig). Differenzierung ist nicht mehr gefragt, denn der Huasnoantoutara wird zum Signet nicht nur einer Landschaft und ihrer Menschen, sondern auch einer ideologischen Haltung. Er wird Kürzel, Verständigungszeichen der Eingeweihten. Er hat seine Vor- und Frühgeschichte in der Geschichte nicht erst des Sudetenlandes; die Notation des Objekts geht weiter zurück. Früh schon war Egerländer Ländlichkeit in die Stadt gezogen, als touristische Binnenexotik, als Camouflage des Eigenen. Die Anmutung der Ländlichkeit, wie sie etwa in den Trachten der Bedienungen im „Cafe Egerländer“ dem kurenden Publikum präsentiert wurde, gehört hierher.<sup>34</sup>

Man könnte also vermuten, die Ästhetik des Verlusts habe das rechte Maß verloren, wenn sie sich der Übertreibung bedient. Das rechte Maß zu verlieren, meint auch, die Proportionen nur noch im Eigenen und seiner Überhöhung ins Erhabene zu sehen und die Verbindung zu den Proportionen der Umwelt gekappt zu haben. Der Verlust des Menschenmaßes, der Proportion zum Leben, entfernt den Huasnoantoutara vom Leben, verändert ihn grundlegend. Auge und Intellekt verlieren den Bezug zum Objekt

33 Der Text war in dieser Form in der „Main-Spitze“ abgedruckt. Zit. nach: [www.main-spitze.de/region/bischofsheim/5175169.htm](http://www.main-spitze.de/region/bischofsheim/5175169.htm), letzter Zugriff am 13.10.2010.

34 Fendl, Elisabeth: Die großen und die kleinen Zeichen. Symbole heimatlicher Identität. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 38 (1995), S. 188–199.

der Begierde. Das aufgeblasene Stück wird reizlos, es ist abstrakt, allgemein geworden, hat den Bezug auf den menschlichen Leib aufgegeben. Es hat eine neue symbolische Funktion übernommen, die ihn vom alten Dasein entfernt hat, es gibt sich als hypertrophe Urmutter des Huasnoantoutara, und ist doch angstmachend absturzgefährdet. Neben der Hypertrophie ist als Kulturtechnik die Wiederholung zu nennen, wie sie in der Kommunion, dem Heiligen Abendmahl geboten ist: „Dies tut, so oft ihr's tut, zu meinem Gedächtnis.“ Ästhetik und Erinnerungskultur gehören hier zusammen.

Jede Ästhetik also, so auch diese, ist voraussetzungsreich. Der oben zitierte Text über die Kaiserkirwa zeigt, dass Erläuterungen notwendig sind: für die Anderen und, nicht erst nach dem Ableben der Erlebnisgeneration, als Erzählung auch für die Eigenen. Die Ästhetik des Verlusts verlangt, beide Partner des Prozesses zu einen. Flucht und Vertreibung haben nicht ins Exil geführt, sondern in eine neue Heimat, in der man besondere Rechte beansprucht und in reichem Maße gefunden hat. Die Verwaltung der Ästhetik und ihres Formelvorrats gründet auf die repetierende Fortsetzung eines ästhetischen Repertoires, das sie vorgibt und kontrolliert. Die Selbsteutung der Vertriebenen, innovativer als die Einheimischen gewesen zu sein, gehört zur Sichtbarmachung der Verlusts.<sup>35</sup> Die Selbsteutung wird zur Selbstfeier derer, die es geschafft haben.

Die Merkmale der Ästhetisierung des Verlusts werden professionell eingesetzt. Diese Inszenierung der Verluste – betrachtet man die verwendeten Requisiten – zielt auf ländliche Vergangenheiten, zitiert kaum urbane Milieus. Wo sie einem ländlichen Paradigma folgt, mag das mit der unterschwellig tradierten Vorstellung zusammenhängen, dass das „Urinventar“ des langen Ansässigseins ein agrarisches sein müsse. Vergleichbares wird man auch bei islamischen Moscheen als Zeichen der Heimweharchitektur zu würdigen haben: als Form des Umgangs mit dem begründeten Weggang – und als Zeichen des Erfolges, als Ästhetik der Gewinner. Die Architektur signalisiert ja nicht nur Andersartigkeit, sondern sie fordert Rechte ein – wie das die Heimatverwiesenen auszudrücken suchten. Die Zeichen der Moschee, Kuppeln und Minarette, markieren einen Anspruch. Ihr stilistischer Direktimport aus der türkischen Heimat ist manifest in der Höhe der Minarette. Die Loslösung von der traditionellen Form der Moschee, ihre Übertragung in eine moderne Formensprache, kann als Verrat benannt werden und zu Unmut zwischen islamischen Fraktionen in Deutschland füh-

---

35 Siehe dazu auch *Jeggle, Utz*: Fremdheit und Initiative. Vorbemerkungen zu einer Variante des sozio-kulturellen Wandels. In: Zeitschrift für Volkskunde, 69 (1972), S. 42–60.

ren.<sup>36</sup> Auch unter den Heimatvertriebenen hat die Loslösung von den Ikonen Fraktionierungen ausgelöst, die bis hin zum Vorwurf des Verrats führten.

### *Schluss*

Moderne Lebenswelten sind auf demonstrative Präsentation ausgerichtet, sind ästhetisiert. Alles, was wir tun, wird offenbar ausdrücklicher und demokratisierter ästhetisiert als in früheren Epochen, wird auf die Außensicht hin orientiert. Aus diesem Grunde ist die Ästhetik des Verlusts so hilfreich, sie ist Mitteilung im eigentlichen Wortsinn. Und diese Eigenschaft teilt sie mit der Kunst, denn Kunst verspricht nicht nur ein Potenzial an Glücksvermögen, Offenheit gegenüber gelungenen Neuanfängen, sondern beinhaltet es auf Grund des gesellschaftlichen Konsenses über sie. Was da im öffentlichen Raum geschieht, deutet an, dass der Mensch selbst ein Effekt des Raumes ist. Die Ästhetik des Verlusts bedient sich gesellschaftlich vermittelter Zeichen und neigt zur Monumentalisierung und Vereinfachung je weiter die Zeit zurückliegt, auf die sie sich beziehen will. Und sie ist erst jetzt, vorläufig, voll ausgebildet. Was mit den ästhetisierten Monumenten in der Zukunft geschehen wird, bleibt offen. Es mag ihnen wie den Grenzen gehen, die nun als Marken in der Landschaft stehen und nicht wissen, was sie noch sollen. Sie können wieder errichtet und wie die ästhetisierten Symbole des Verlusts neu gedeutet werden. Der jetzige Umgang mit ihnen markiert einen Status quo, mit dem Menschen leben können. Ob die bevorzugten Orte des ästhetischen Gedenkens weiterhin Museen, Monumente und Umzüge sein werden, die entspannt in unser Leben passen, und wie es mit der Ästhetisierung weiter geht, ist noch offen. Als neuer Ort der Präsentation von Verlust und Gewinn wird das Internet mit seinen neuen Formen der Kampagnen und den Möglichkeiten der auch aggressiven Mobilisierung genutzt. Hier entsteht wenigstens komplementär und ähnlich wie bei den „richtigen“ Demonstrationen eine neue Plattform, die in ihrer neuen Art der Präsentation und der ihr fehlenden handfesten Sichtbarkeit neue Formen entwickelt.

Der der Ästhetik immer einbeschlossene und mitgedachte Imperativ ist kein kategorischer Imperativ.<sup>37</sup> Als solcher wird er heute, denkt man an Genuss und Liebe, Gefühl und Sentiment, durchaus missverstanden. Wer die Aufforderung, zu genießen apodiktisch als Befehl formuliert, spricht sein Todesurteil über die Potenzen des Menschen aus. Das grundsätzliche Befremden eines assoziativen Enzyklopädisten der Volkskultur überwindet

<sup>36</sup> *Welzbacher, Christian*: Euroislam-Architektur. Amsterdam 2008.

<sup>37</sup> *Sloterdijk, Peter*: Der ästhetische Imperativ. Schriften zur Kunst. Hamburg 2007.

wie die Philosophie als Selbst- und Zwiegespräch das grundsätzliche und so tief erfahrene Erstaunen über die Welt. Es genügt ein Blick auf den Fundus der Gestaltungsformen der Kultur. Dann wird klar, dass die Love-Parade und den Vizenziatag in Wendlingen eine Aussage verbindet: wir sind hier und wir haben das Recht, hier zu sein und uns zu zeigen, so wie wir von Euch gesehen werden möchten. Wenn der Begriff der Inszenierung zu einem Allerweltsbegriff geworden ist, dann liegt das wohl daran, dass in der Tat die Inszenierung als das bewusste Sichtbarmachen in unsere Moderne gehört und inszenierte Ereignisse als gewöhnlich wahrgenommen werden.

Die Inszenierung aber scheint nicht mehr das Gegenteil eines Ereignisses zu sein. Wichtig ist, dass die vom Echtheitspostulat diktierte pauschale Abwertung aller Inszenierungen als Künstlichkeiten zusammengebrochen ist. Authentisch ist nun ein Ereignis, das Erlebnisräume schafft. Inszenierte Ereignisse sind sie alle: Musealisierung wie Tribunalisierung durch Skandale (à la Erika Steinbach), Medialisierung in sprachlicher und nichtsprachlicher Kommunikation. Inszenierungen durchziehen die Interaktion, die dabei eine theatrale Dimension gewinnt. Sie werden fundiert, indem man sie historisiert und durch eine Überbelichtung der Realität ihr Besonderes ausleuchtet.

Letztlich gehört zur Praxis der Ästhetik des Verlusts auch die wissenschaftliche Bearbeitung selbst, die Ausdruck der Beachtung ist und so einem Adelsschlag gleicht. In ihr scheint eine weit breitere Akzeptanz auch der Visualisierung vorzuliegen. Es war nicht nur die Existenz einer Spezialdisziplin „Ostdeutsche Volkskunde“ als einer Wissenschaft, die sich bis zum Einspruch Hermann Bausingers als Reliktforschung verstand.<sup>38</sup> In einer Gesellschaft, die sich als Wissensgesellschaft versteht, bedeutet eine Thematisierung durch die Wissenschaft eine Art der Heiligsprechung. Sie wird Ausdruck einer gesellschaftlich akzeptierten ästhetischen Präsentation des Verlusts. Geschickt fügt sie sich in zeitgenössische Debatten um Migrationen und „rettet“ sich gerade in der Nobilitierung durch die wissenschaftliche Bearbeitung als legitimes Phänomen.

---

38 *Bausinger, Hermann*: Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 2 (1956), S. 9–16.





*Heinke M. Kalinke*

## „Grenzmark Posen-Westpreußen“. Anatomie eines Heimatbuchs der Zwischenkriegszeit

Nach dem Ersten Weltkrieg musste Deutschland aufgrund des Versailler Vertrags fast die gesamten Provinzen Posen und Westpreußen an den wieder gegründeten polnischen Staat abtreten. Dieser Gebietsverlust zog – ebenso wie andere Grenzentwicklungen, etwa die Teilung Oberschlesiens und Danzigs Stellung als Freie Stadt unter Völkerbundmandat – ein breites revisionistisches Schrifttum gegen den vielfach so genannten „Schandvertrag“ nach sich. An der Darstellung, Diskussion und propagandistischen Verwendung der Verluste beteiligten sich Angehörige vieler Disziplinen, darunter Historiker, Archäologen und Siedlungsgeographen, Volkskundler, Schriftsteller, Sprach- und Literaturwissenschaftler, Künstler, Land- und Volkswirte. Die meisten von ihnen kamen selbst aus diesen Gebieten und hatten nach 1920 die ehemaligen Provinzen in Polen verlassen, auf eine Rückkehr der Gebiete ins Deutsche Reich hoffend und bemüht, durch ihre Veröffentlichungen das Ihre dazu beizutragen.

Zu diesen Publikationen gehörten auch Anthologien, die sich als Heimatbücher über die „verlorenen“ bzw. über die jetzt zum Grenzland gewordenen Ostgebiete verstanden und in der Zwischenkriegszeit in großer Zahl erschienen.<sup>1</sup> Diese Anthologien spiegeln ein großes Spektrum der am „Kampf um die Ostmark“ beteiligten Disziplinen, Autoren und Inhalte wider und bündeln zahlreiche Stilmittel, derer man sich bediente, um die Gebietsverluste im Osten im Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit zu verankern und für ihre Revision zu werben.

Die abgetretenen Teile der vormaligen Provinzen Posen und Westpreußen waren das größte Gebiet, das Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg abgeben musste. Daraus entstanden die beiden polnischen Wojewodschaften Posen und Pommerellen. Nach 1918 sank die Zahl der Deutschen in diesen

---

1 Bis 1927 waren allein im Leipziger Verlag Brandstetter 28 Bände in der Reihe „Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften“ erschienen, ein weiterer Band war in Vorbereitung. Acht Bände bezogen sich auf den „deutschen Osten“, abgetretene Gebiete bzw. östliche Grenzgebiete: Die Ostmark (1920, Bd. 7), Schlesien (1922, <sup>2</sup>1923, Bd. 12), Großböhmerland (1923, Bd. 14), Schlesiervolk (1926, Bd. 20), Oberschlesien (1926, Bd. 22), Pommerland (1926, Bd. 23), Entrissene Ostlande (1927, Bd. 24), Grenzmark Posen-Westpreußen (1927, Bd. 25).

Gebieten stark.<sup>2</sup> Bis 1926, als die Abwanderung überwiegend zum Stillstand kam, hatte sich die deutschsprachige Bevölkerung um mehr als zwei Drittel verringert, wobei der Anteil in den Städten proportional weit stärker zurückgegangen war (insgesamt um 85%) als in ländlichen Gebieten (insgesamt um 55%).<sup>3</sup> In beiden Wojewodschaften hatten die Deutschen im Jahr 1935 einen Anteil von 10% an der Gesamtbevölkerung, wobei dieser örtlich stark variierte (z.B. 2% bis 3,5% in Posen gegenüber 39% im Kreis Zempelburg [jeweils 1926]).<sup>4</sup>

Der polnische Staat hatte sich in Artikel 93 des Versailler Vertrags verpflichtet, ein Abkommen zum Schutz von Minderheiten zu unterzeichnen. Auch in der Verfassung wurde allen Bürgern unabhängig von Herkunft, Nationalität, Sprache oder Religion individuelle rechtliche Gleichheit und kulturelle Selbstbestimmung zugesichert.<sup>5</sup> Dessen ungeachtet herrschte zwischen Deutschen und Polen kein Klima gegenseitiger Anerkennung und kein gemeinsamer Wille zum Aufbau des wiedererstandenen polnischen Staates. Zu sehr war „[...] die deutsche Bevölkerung insgesamt noch an die Förderungsmaßnahmen durch die Ostmarkenpolitik und an ihre angestammten Führungspositionen in den Bereichen Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Kultur gewöhnt“, als dass sie die Rolle einer nicht privilegierten Minderheit in einem Staat, auf dessen Staatsvolk man allzu gern herabgesehen hatte, ohne weiteres hätte akzeptieren können.

Die einsetzende Abwanderung wurde von polnischer Seite durch eine restriktive Minderheitenpolitik gegenüber den fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung umfassenden nicht-polnischen Bevölkerungsgruppen begünstigt, von denen die Deutschen nach Ukrainern, Juden und Weißrussen erst die viertgrößte Gruppe ausmachten.<sup>6</sup> Die Weimarer Republik versuchte dagegen

- 
- 2 Abwanderungstendenzen hatte es bereits seit längerem gegeben. Gründe für die Abwanderung nach Westen waren vor allem wirtschaftliche. Da es kaum Industrie gab, fehlten Erwerbsmöglichkeiten für die wachsende Zahl derer, die in der Landwirtschaft kein Auskommen mehr fanden. So kam es zu einer Kombination von Land- und so genannter Ostflucht, die insgesamt mäßig erfolgreiche staatliche Gegenmaßnahmen wie günstige Kredite und Bevorzugung Deutscher beim Grunderwerb nach sich zog. Siehe dazu: *Oldenburg, Jens*: Der Deutsche Ostmarkenverein: 1894–1934. Berlin 2002, S. 15.
  - 3 *Ziegler, Walter*: Die Vertriebenen vor der Vertreibung. Teil 1. München 1999 (Die Entwicklung Bayerns durch die Integration der Vertriebenen), S. 414–415.
  - 4 *Ziegler* (wie Anm. 3), S. 415.
  - 5 *Nordblom, Pia*: Für Glaube und Volkstum. Die katholische Wochenzeitung „Der Deutsche in Polen“ (1934–1939) in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Paderborn u.a. 2000 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, 87), S. 44.
  - 6 *Nordblom* (wie Anm. 5), S. 39 bzw. S. 46f.

durch ihre „geheime Ostpolitik“<sup>7</sup> dieser Abwanderungstendenz durch erhebliche finanzielle Unterstützung der Deutschen in Polen entgegenzusteuern, um eine für die angestrebte Grenzrevision relevante Zahl von Deutschen in den abgetretenen Gebieten zu halten, was – wie unten deutlich wird – zwar nicht mit durchschlagendem, aber doch mit einigem Erfolg gelang.

Die Gründe für die Abwanderung vieler Deutscher ins Reichsgebiet waren vielfältig und miteinander verwoben. Zunächst einmal mussten Staatsbedienstete und Militärs das Land natürlich verlassen; die politische Ablehnung eines polnischen Staates spielte eine gewisse Rolle, zumal die Mehrheit der Deutschen wohl kein Polnisch sprach,<sup>8</sup> der Rückgang staatlicher Unterstützung für die Ostprovinzen, deren erklärtes Ziel die Stärkung des Deutschtums gewesen war,<sup>9</sup> führte zu wirtschaftlichen Erosionen, die eine Abwärtsspirale in Gang setzten. So „bildeten die Deutschen in Polen eine Schrumpf- und Rumpfgesellschaft, weil ihre Zahl im Sinken war und sie, wie bei nationalen Minoritäten ein verbreitetes Phänomen, keine vollständig ausgebildete Gesellschaftsstruktur besaßen. Wichtige soziale und Berufsgruppen [...] fehlten“.<sup>10</sup>

Hinzu kam die Minderheitenpolitik des polnischen Staates, deren Ziele nicht kulturelle Autonomie und nationale Eigenständigkeit waren, sondern vor allem Assimilation und Verdrängung.<sup>11</sup> Diese Politik verstärkte den deutsch-polnischen Antagonismus der vorangegangenen nationalen Spannungen und war in Bezug auf die deutsche Minderheit auch eine Replik auf die Germanisierungsbestrebungen der Ostmarkenpolitik im Kaiserreich. Die deutsche Minderheit sah sich also wieder in einem nationalen „Abwehrkampf“ und wurde von Deutschland in diesem finanziell und ideologisch unterstützt.

7 Um die staatliche Souveränität Polens nicht zu verletzen, war die Abwicklung der Unterstützung über die Tarnorganisation „Deutsche Stiftung“ notwendig; alle Regierungen der Weimarer Republik praktizierten diese Deutschtumpolitik. Siehe dazu: *Krekeler, Norbert*: Revisionsanspruch und geheime Ostpolitik der Weimarer Republik. Die Subventionierung der deutschen Minderheit in Polen 1919–1933. Stuttgart 1973 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 27), S. 16f. bzw. S. 149.

8 Zuverlässige Aussagen über aktive oder passive polnische Sprachkenntnisse der Deutschen in den Grenzgebieten fehlen; es gibt meines Wissens jedoch auch keine Hinweise darauf, dass diese in nennenswertem Umfang vorhanden waren.

9 *Krekeler* (wie Anm. 7), S. 11.

10 *Nordblom* (wie Anm. 5), S. 58.

11 Vgl. ebd.; siehe auch *Ziegler* (wie Anm. 3), S. 414 und *Niendorf, Mathias*: Minderheiten an der Grenze. Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow (Złotów) und Zempelburg (Sępólno Krajeńskie) 1900–1939. Wiesbaden 1997 (Deutsches Historisches Institut Warschau, Quellen und Studien, 6), S. 393.

Norbert Krekeler zufolge griffen die verdeckten Unterstützungsmaßnahmen der deutschen Außenpolitik etwa ab Mitte der 1920er Jahre. Er kommt zu folgender Bewertung: „Ohne die Hilfe des Reichs hätte die deutsche Volksgruppe den größten Teil ihrer Organisationen, ihrer Banken, Kreditinstitute und Genossenschaften, ihrer Vereine und kulturellen Institutionen, vor allem aber einen erheblichen Teil ihres landwirtschaftlichen Besitzes und damit – spätestens in der Wirtschaftskrise, wahrscheinlich aber schon früher – die ökonomische Basis ihrer nationalen Eigenständigkeit verloren.“<sup>12</sup> So aber gelang es zumindest, eine Minderheit von rund 740.000 Personen deutscher Muttersprache in Polen zu halten.<sup>13</sup> Das entsprach rund 2,3% der Gesamtbevölkerung Polens.

Wichtiger vielleicht noch als die Zahlen sind für unseren Gegenstand einige Bemerkungen zur Stimmung im Reich und in den abgetretenen Gebieten. Eine breite Ablehnung der Versailler Friedensschlüsse durch alle Bevölkerungsschichten, quer durch alle politischen Parteien und Eliten ist mittlerweile historiographischer Konsens. Insbesondere die Zuweisung der Kriegsschuld stieß auf vehemente Ablehnung. Im Osten des Reiches war diese Situation insofern noch verstärkt, als der deutsch-russische Frieden von Brest-Litowsk (3. März 1918) einen Sieg auf diesem Schauplatz suggerierte und deutsche Ansprüche verfestigte. So weckte hier erst der Waffenstillstand vom November 1918 auf der Basis von Wilsons Vierzehn-Punkte-Plan schlimmste Befürchtungen, die durch die Annullierung des Vertrags von Brest-Litowsk (13.11.1918) und den polnischen Aufstand in der Provinz Posen bekräftigt und durch den Friedensvertrag vom Juni 1919 bestätigt wurden. Vor allem hinsichtlich der Gebietsabtretungen in Pommern/Westpreußen herrschte Unverständnis, während die Rückgabe von Gebieten, die als polnisches Kernland galten, vor der zweiten Teilung zum polnischen Staatsgebiet gehört hatten und eine polnische Bevölkerungsmehrheit aufwies, schon eher als unabwendbar angesehen wurde. So „[...] rechnete die Stimmung im Reich und bei der betroffenen Bevölkerung zwar mit der Abtretung des größten Teils der Provinz Posen, aber nicht mit der Westpreußens [...]“.<sup>14</sup>

---

12 *Krekeler* (wie Anm. 7), S. 150.

13 Nach der polnischen Volkszählung von 1931 (nach *Bohmann, Alfred*: Menschen und Grenzen. Bd. 1: Strukturwandel der deutschen Bevölkerung im polnischen Staats- und Verwaltungsbereich. Köln 1969, S. 43f.); *Nordblom* nennt in einer Zusammenstellung weitere Zahlen, die höchste mit 1,16 Mio. Deutschen (wie Anm. 5, S. 40).

14 *Rhode, Gotthold*: Das Deutschtum in Posen und Pommerellen in der Zeit der Weimarer Republik. In: Die deutschen Ostgebiete zur Zeit der Weimarer Republik. Köln 1966 (Studien zum Deutschtum im Osten, 3), S. 93.

Die bei Deutschland verbliebenen Teile wurden ab Juli 1922 als Grenzmark Posen-Westpreußen vom Regierungspräsidenten von Schneidemühl, polnisch Piła, aus regiert.

Dies waren – knapp umrissen und lediglich aus deutscher Perspektive beleuchtet – die historisch-politische Situation und das Klima des über diese geführten Diskurses, in denen die Heimatbücher erschienen. Im Folgenden soll, anknüpfend an die vorangestellten Ausführungen ein Heimatbuch über das Posener Gebiet und Westpreußen zunächst im Überblick kurz vorgestellt und einzelne inhaltliche und stilistische Aspekte näher untersucht werden: der Band „Grenzmark Posen-Westpreußen. Ein Heimatbuch von Franz Lüdtké“, erschienen bei Brandstetter in Leipzig 1927.<sup>15</sup>

Das folgende, vom Herausgeber selbst verfasste Gedicht (Abb. 1), das die im Mittelpunkt stehende Anthologie beschließt, bildet den Auftakt der Überlegungen, weil es gleichsam ein Destillat des Bandes darstellt. Pathetisch beschwört Lüdtké den deutschen Charakter der Grenzmark, ihrer Bewohner, ihrer Häuser und Herde, des Bodens, seiner Bearbeitung und Früchte, selbst die unbearbeitete Natur (die Seen und Wolken) sind national besetzt, ebenso wie Verbitterung und Not. Die Tatsache, dass dies im Medium eines Gedichts geschieht, ist kennzeichnend für die vorliegende Anthologie, in der die Lyrik großes Gewicht hat.

Das darunter platzierte Bild steht motivisch und stilistisch ebenfalls stellvertretend für die Abbildungen des Bandes.<sup>16</sup> Es zeigt einen birkengesäumten Pfad zwischen Feldern, der sich vom linken Bildrand beginnend nach rechts wendet und am Horizont verliert (in der Lesart von genordeten Karten also von Westen nach Osten verläuft), einen beliebigen Ausschnitt aus der „grenzmärkischen“ Landschaft, im Gesamteindruck trotz der sommerlichen Stimmung eher dunkel, alt-deutsch anmutend; man ahnt die Anlehnung an Rembrandt, den Julius Langbehn in seinem damals überaus erfolgreichen Buch „Rembrandt als Erzieher“ vom Niederländer zum Ur-Deutschen und

---

15 Grenzmark Posen-Westpreußen. Ein Heimatbuch von *Franz Lüdtké*. Leipzig 1927. In den folgenden Anmerkungen abgekürzt als Heimatbuch Grenzmark.

16 Angela Koch hat festgestellt, dass in der „Gartenlaube“ noch während des Krieges Fotografien als Illustrationen von Heimattexten verwendet wurden, nach 1919 jedoch überwiegend Radierungen bzw. Zeichnungen; sie deutet diesen Befund als Ausdruck von Sparsamkeit und Antimodernismus. *Koch, Angela*: DruckBilder. Stereotype und Geschlechtercodes in den antipolnischen Diskursen der „Gartenlaube“ (1870–1930). Köln u.a. 2002 (Literatur – Kultur – Geschlecht; Große Reihe, 21), S. 208.

## O, du bist deutsch!

Von Franz Eüdike.

**O** du bist deutsch wie meiner Adern Blut:  
 Deutsch ist dein Herz, dein Wesen, Weg und Wollen,  
 Deutsch deiner Siebel Zier, der Herde Blut,  
 Und deutsch nun deine Not, dein Gram und Grollen.

Deutsch hieß der Ahnen Arbeit, die hier schuf,  
 Deutsch der Geschlechter hundertjährige Treue,  
 Deutsch war, deutsch ist, deutsch bleibt dein Gottberuf:  
 Grenzmark zu sein, daß man die Heimat scheue.

Deutsch ist das Korn, das frei im Winde steht,  
 Deutsch sind die Seen, deutsch die Ackerfrume,  
 Deutsch ist die Wolke, die am Himmel geht,  
 Und deutsch der letzte Halm, die letzte Blume!



*Grenzmärkische Landschaft.*

*Nach einer Radierung von Werner Rathmann.*

zum künstlerischen Vorbild in kultur-konservativen und antimodernistischen bürgerlichen Kreisen machte.<sup>17</sup>

Dem Titel nach zielt das Heimatbuch zunächst einmal gar nicht auf die verlorenen Gebiete, sondern auf die neu entstandene Verwaltungseinheit der Grenzmark<sup>18</sup>. Die verlorenen Teile sind jedoch nicht nur auf der hier gezeigten Karte (Abb. 2), sondern im gesamten Band präsent. So heißt es beispielsweise in einem Beitrag: „[...] der kulturelle Begriff ‚Grenzmark Posen-Westpreußen‘ [...] müßte über den genau festgelegten provinziellen Verwaltungsbezirk ‚Grenzmark‘ entschieden nach Osten ausgreifen und alle die Bezirke umfassen, deren Erbe die heutige Provinz in sich vereinigt.“<sup>19</sup> Der Status Quo der Vorkriegszeit ist so ständig zitierte Folie für den erlittenen „Verlust“, die Einheit der Provinzen Posen und Westpreußen Ausgangspunkt und Ziel der historisch-politischen Argumentation.

Die insgesamt 112 Wortbeiträge und 75 Bilder des Bandes verteilen sich auf 404 Seiten und es gibt sechs Themenbereiche, denen sich die Texte zuordnen lassen: 1) Lyrik [38 Beiträge], 2) Geschichte und Politik [36], 3) Volkskundliches [11], 4) Natur, Landschaft [10], 5) Personen [9], 6) Kunstdenkmäler / Architektur [2] und 7) Verschiedenes [6, u.a. Geleit, Mitarbeiterverzeichnis].

Der Anzahl der Beiträge nach dominieren die Bereiche Lyrik und Geschichte, wobei hier vor allem die Geschichte seit dem 18. Jahrhundert mit den Stichworten preußische Annektierungspolitik, Verwaltung und Ansiedlungspolitik sowie die jüngsten Ereignisse nach dem Ersten Weltkrieg wie die Gebietsabtretungen oder der Posener Aufstand und die Geschichte einzelner Städte und Kreise im Mittelpunkt stehen. Auch die lyrischen

---

17 Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen [d. i. A. Julius Langbehn] Leipzig 1890. Das Buch erreichte mehr als 80 Auflagen (geschätzte 250.000 Exemplare); es verkündet den schlichten, erdverbundenen ‚deutschen‘ Bürger und Bauern eine ständischen Gesellschaft und wendet sich im national-konservativen und kulturpessimistischen Sinne gegen Moderne, Wissenschaft und ‚Vermassung‘. Siehe auch: Hepp, *Corona*: Avantgarde. Moderne Kunst, Kulturkritik und Reformbewegungen nach der Jahrhundertwende. München <sup>2</sup>1992 [Erstausgabe 1987] (Deutsche Geschichte der neuesten Zeit vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart), S. 63–69.

18 Die Namensgebung „Grenzmark Posen-Westpreußen“ war selbstverständlich schon politisches Programm und wies das Gebiet zum einen in gewisser Weise doppelt als Grenzgebiet aus, denn der Begriff Grenzmark ist durch den Rückgriff auf die ursprünglich frühmittelalterliche Bezeichnung der Mark (= Grenzgebiet) ja eigentlich eine Tautologie, zum anderen war der Name ein Überrest und Überlieferungsträger der ehemaligen Provinzen Posen und Westpreußen, die so als Namen lebendig blieben.

19 Kock, *Richard*: Franz Lüdtko und Franz Schauwecker. In: Heimatbuch Grenzmark (wie Anm. 15), S. 316–312, hier S. 316.





Abb. 2: Karte der Grenzmark, Heimatbuch Grenzmark, S. 405.

Texte thematisieren zu einem großen Teil die Geschichte bzw. die Heimat Grenzmark Posen-Westpreußen. Zahlreich ist die Naturlyrik vertreten, wobei Naturelemente in allegorischer Absicht dargestellt sind („Die zwei Letzten“ [Eichen], S. 14) und letztlich politische Aussagen transportieren. Natur und Heimat waren ohnehin längst ein festes Begriffspaar in der Heimat(schutz)-bewegung; Heimat erhielt durch die Verbindung mit der (Natur-)Landschaft einen engen räumlichen Bezug und durch das Naturerlebnis sollte schließ-

lich auch das Heimatgefühl geweckt bzw. gestärkt werden.<sup>20</sup> Zahlenmäßig weit hinter historisch ausgerichteten Texten und Gedichten folgen in fast gleicher Anzahl (11, 10 bzw. 9 Beiträge) Naturkunde (Vögel und Pflanzen, Bodenkunde etc.), einige volkskundliche Beiträge zu Schützengilde, Sagen und Aberglauben, Darstellungen von Personen in ihrer Beziehung zur Grenzmark (Hermann Löns, Clara Viebig) und last but not least – man ist nicht bescheiden – Würdigungen ausgewählter Autoren dieses Bandes! Mit lediglich zwei Beiträgen ist die Kunstgeschichte weit abgeschlagen.<sup>21</sup>

Das Heimatbuch präsentiert sich also anhand seiner inhaltlichen Zusammensetzung als Potpourri aus Geschichte und Lyrik, vervollständigt mit Natur, Volkstümlichem und der Vorstellung herausragender Persönlichkeiten, einer kleinen Prise Kunstgeschichte und einer dominanten Garnitur aus zeitgenössischem Bildmaterial mit historisierendem Touch.

Während die große Anzahl von Beiträgen zu historischen und zeitgeschichtlich-politischen Themen und deren Auswahl angesichts der anfänglich unterstellten Intention des Bandes nicht überrascht, ist der Befund zur Lyrik auf den ersten Blick erklärungsbedürftig. Literatur gehört zu den festen Bestandteilen der Hochkultur, in Deutschland dem damaligen Selbstverständnis kultureller Eliten entsprechend ohnehin. So durfte zum Ausweis der kulturellen Leistungen der Grenzmark die einschlägige Literaturproduktion nicht fehlen, denn ein Heimatlob bedurfte des Dreiklangs von Geschichte, Kultur und Natur. Aus Platzgründen bieten sich für Sammelbände wie das Heimatbuch vor allem kurze literarische Formen wie das Gedicht oder die Erzählung an. Gedichte haben Erzählungen eine stärkere Konzentration und die Wirkung der gebundenen Sprache sowie des kunstvollen Aufbaus voraus.

Die Gedichte des vorliegenden Bandes kommen dann auch getragen feierlich daher, bedienen sich einer gespreizten Sprache, enthalten reichlich Ursprungs-, Gebär- und Naturmetaphorik und Metaphern aus dem Bereich des Kampfes und des Krieges mit den dazugehörigen Wunden und

---

20 Siehe dazu *Ditt, Karl*: Die deutsche Heimatbewegung 1871–1945. In: Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven. Hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 1990, S. 135–154, und umfassender: *Löfgren, Orvar*: Natur, Tiere und Moral. Zur Entwicklung der bürgerlichen Naturauffassung. In: *Jeggle, Utz* u.a. (Hg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschungen. Reinbek b. Hamburg 1986, S. 122–144.

21 Ein Beitrag widmet sich den Holzkirchen (Heimatbuch Grenzmark, wie Anm. 15, S. 180–188), ein Überblicksartikel den „Kunstdenkmälern der Grenzmark“ allgemein (ebd., S. 233–239).

Verletzungen. Schlüsselbegriffe sind Herz und Schoß, Heimat, Seele, Erde und Scholle, Werk und Arbeit, Blut und Kampf, Schmerz und Sehnsucht, Not und Treue, zu guter Letzt Gott und die Hoffnung. Beliebte Adjektive sind entsprechend „deutsch“ und „letzte/r“, „echt“, „heilig“, „ewig“, „traurig“, wir „friedlich“, die anderen „feindlich“ und so weiter. Formal sind die Gedichte eher brav und konventionell, Paar- und Kreuzreim dominieren, die Versmaße sind einfach, dafür wird viel Gefühl und Emphase ausgedrückt durch Aus- und Anrufe, Anreden und Fragen.

Die in diesem Band versammelten Dichter gehören, das ist bereits deutlich geworden, nicht zur ersten Garde ihrer Zeit, und so ist kein heute noch wirklich bekannter Name darunter; nur wenige wie Wilhelm Müller-Rüdersdorf sind Spezialisten als Schriftsteller oder Herausgeber heimatkundlicher Schriften noch ein Begriff. Auch Herybert Menzel genießt als Exponent des Nationalsozialismus eine eingeschränkte Bekanntheit, ebenso Walter Flex, der ebenfalls als von den Nationalsozialisten verehrter Schriftsteller heute noch genannt wird. Menzel ist mit einem Gedicht im vorliegenden Band vertreten, Flex mit einem zweizeiligen Spruch. Die überwiegende Zahl der Gedichte stammt jedoch von heute vergessenen, damals als Heimatdichtern vielleicht regional populären Dichtern wie Franz Lütke, Paul Dahms, Franz Mahlke oder Paul Enderling.

Zu ihnen ist auch Carl Busse zu rechnen, 1872 in der Provinz Posen geboren und 1918 in Berlin gestorben. Er genoss als Verfasser von Heimatprosa, vor allem Romanen und Erzählungen, einige Bekanntheit und seine Bücher wie „Das Gymnasium zu Lengowo. Ein Schulroman aus der Ostmark“ [1907] oder „Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten“ [1906] gehörten zu den für die Volksbüchereien in Posen empfohlenen Werken.<sup>22</sup> Busse, der auch als Herausgeber und Literaturkritiker tätig war, bezieht in seinen Büchern eindeutig Stellung für die „überlegene deutsche Kultur“ und für die „Überwindung“ der polnischen Kultur durch die deutsche.<sup>23</sup>

Die Themen der Gedichte stammen vielfach aus der Landesgeschichte<sup>24</sup> oder sie sind allgemeine Lobpreisungen des Ostens wie „Du, Ostmark,

22 Heimatliteratur der Provinz Posen. Auswahl für Volksbibliotheken. Hg. von der Verwaltung der Provinzial-Wanderbibliothek der Provinz Posen. Selbstverlag 1911, hier zitiert nach: *Wojtczak, Maria*: Literatur der Ostmark. Posener Heimatliteratur (1890–1918). Poznań 1998, S. 223.

23 *Wojtczak* (wie Anm. 22), S. 79f.

24 Z.B.: „Der Zweite Thorner Friede“ von Franz Lütke (Heimatbuch Grenzmark, wie Anm. 15, S. 43), „Der letzte Hochmeister“ von Paul Enderling (ebd., S. 44), „Königin Luise in Schneidemühl“ von Wilhelm Roloff (ebd., S. 76).

bist der Muttergrund“, „Ostland“, „Ostmark-Frühling“<sup>25</sup> bzw. einer nicht explizit genannten, im Kontext des Bandes aber diesem Raum zugeordneten Heimat<sup>26</sup> mit Titeln wie „Heimkehr“, „Heimat“, „Straßen“ oder „Stille Stunde“<sup>27</sup>. Die Gedichte machen es ihren Lesern nicht schwer, sie wollen verstanden werden, deutlich und ohne Missverständnisse. Und so langweilig und abgedroschen wie die dichterische Sprache und ihre Bilder, so simpel ist das Geschichtsbild: ‚Der Pole‘, ‚ein wölfisch-hungrig Steppentier‘, ist der Räuber, der Eindringling, der den Deutschen ‚die Flur‘ entreißt, die ihnen zusteht, weil Friedrich II. ‚aus dem Polenschmutze sie befreit, / daß sie nun blüht in deutscher Herrlichkeit‘, wie es in einem Gedicht von Carl Siewert heißt. Abschließend wird in diesem Gedicht der ‚Alte Fritz‘ beschworen, der Westpreußen einst annektiert hat und den Polen fortjagen wird: ‚Einst wird er wiederkommen, / die Preußenfahne in der hohen Hand / und Zorndorfs Degen licht- und ruhmumglommen / uns heimwärtsführen in sein Netzeland.‘<sup>28</sup> Neben dem Rückgriff auf die Vergangenheit und ihre Siege wird auch die Hoffnung auf eine göttliche Gerechtigkeit bemüht, die die ‚Knechtschaft‘ beenden werde: ‚Wenn die Zeit erfüllet, / Träufel aus Gottes Hand / Segen auf dich hernieder, / Armes, geknechtetes Land.‘<sup>29</sup>

Eine ebenso deutliche Sprache sprechen die Essays und literarischen Texte zu historischen und zeitgeschichtlichen Themen. Dabei handelt es sich ebenfalls um tendenziöse, emotionale und zielgerichtete Texte, die dazu dienen, die Rechtmäßigkeit des deutschen Anspruchs auf die ehemaligen Provinzen Posen und Westpreußen und darüber hinaus die ‚Ostmark‘ abzuleiten. Die stilistischen Mittel hierzu sind bekannt: die ‚deutsche Kulturleistung‘ wird betont, als Werk friedlicher Siedler dargestellt, eine über Jahrhunderte gewachsene Kulturleistung, mit den Protagonisten Deutscher Orden, dessen expansive Machtpolitik vor allem als Christianisierung und Landesausbau gedeutet wird, einer ‚deutschen‘ Einwanderung fleißiger Handwerker und

25 „Du, Ostmark ...“ von Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Heimatbuch Grenzmark, wie Anm. 15, S. 188), „Ostland“ von Carl Siewert (ebd., S. 330), „Ostmark-Frühling“ von Alfred Petrow (ebd., S. 330).

26 Entscheidend ist ja nicht, dass es sich um eine bestimmte Heimat handelt, sondern die Tatsache, dass die in Rede stehenden Territorien ‚deutsche‘ Heimat, Heimat von Deutschen sind, macht sie so wertvoll. Zur weiblichen bzw. mütterlichen Aufladung von Heimat im Revisionsdiskurs der Zwischenkriegszeit, die durch Begriffe wie ‚Mutterschoß‘, ‚Muttererde‘, ‚Kraftspenderin‘ u.a. auch im vorliegenden Heimatbuch präsent ist, vgl. Koch (wie Anm. 16), S. 210–230.

27 „Heimkehr“ von Franz Lütke (Heimatbuch Grenzmark, wie Anm. 15, S. 4), „Heimat“ von Carl Lange (ebd., S. 333), „Straßen“ von Franz Lütke (ebd., S. 334), „Stille Stunde“ von Hans W. Kühne (ebd., S. 256).

28 Zitiert aus dem Gedicht „Friedrichs des Großen letzte Reise“ von Carl Siewert (Heimatbuch Grenzmark, wie Anm. 15, S. 63–64, hier S. 64).

29 Anna Gründner (Heimatbuch Grenzmark, wie Anm. 15, S. 231).

Kaufleute und, gerade für Posen und Westpreußen wichtig, Friedrich der II., der Große, der entscheidend an der Teilung Polens mitwirkte und im annektierten Westpreußen die Ansiedlung deutscher Kolonisten förderte. Wichtig ist auch die nachfolgende Zeit der Zugehörigkeit zu Preußen, in der diese Grundlagen verfestigt wurden. Die „Theorie“ vom deutschen Volks- und Kulturboden<sup>30</sup> gehört zu den ideologischen Grundlagen des Bandes und wird auch explizit genannt: „Wo deutsches Volk siedelt, ist deutscher Volksboden, da hört man deutsche Sprache und sieht man deutsche Arbeit.“<sup>31</sup>

Die polnische Geschichtserzählung der Rückgewinnung im Zuge der Teilungen verlorener Gebiete und der Wiedererlangung der staatlichen Souveränität findet keinerlei Niederschlag. Über Polen werden lediglich die bekannten Stereotypen transportiert mit Schlagworten wie der „polnischen Wirtschaft“<sup>32</sup> und der unterstellten Hinterhältigkeit und Niedertracht des polnischen Charakters. Die polnischen Bewohner sowie der nach fast 150 Jahren der Aufteilung wieder erstandene polnische Staat finden kaum Erwähnung, stehen als Bedrohung und als ‚Schuldige‘ unausgesprochen hinter den Aussagen. Das ist ein durchgängiges, nur selten aufgebrochenes Prinzip, dass die „anderen“, die polnische Bevölkerungsmehrheit der Provinz Posen und der ganz erhebliche polnische Bevölkerungsanteil in Westpreußen praktisch ignoriert werden. Lediglich der um die Jahreswende 1918/19 erfolgte „polnische Aufstand“ in Posen und seine Folgen, die faktische Angliederung der Provinz an Polen vor einer vertraglichen Festschreibung und die sich anschließenden militärischen Auseinandersetzungen mit deutschen Freikorps, werden genannt, wohl weil sich „die Polen“ hier nach Ansicht der Verfasser ins Unrecht setzten und den wahren Charakter der staatlichen Übernahme zeigten: eine putsch-ähnliche Situation, von Gewalt begleitet und im Verein

---

30 Die 1925 von Albrecht Penck aufgestellte Formel „Wo deutsches Volk siedelt, ist deutscher Volksboden, da hört man deutsche Sprache und sieht man deutsche Arbeit.“ (*Penck, Albrecht: Deutscher Volks- und Kulturboden*. In: *Volk unter Völkern*. Bücher des Deutschtums, Band 1. Für den Deutschen Schutzbund. Hg. von Karl C. von Loesch in Zusammenarbeit mit A. Hillen Ziegfeld. Breslau 1925, S. 62) war trotz oder aufgrund ihrer Simplizität und damit verbundenen Eingängigkeit im Kontext der ‚völkischen Wissenschaften‘ außerordentlich erfolgreich und einflussreich. Vgl. auch *Fahlbusch, Michael: „Wo der deutsche ... ist, ist Deutschland!“* Die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig 1920–1933. Bochum 1994.

31 *Konrad, Karl: Fraustädter Parnaß* (Heimatbuch Grenzmark, wie Anm. 15, S. 274–292, hier S. 274).

32 Zu diesem in Deutschland wohl bekanntesten Polen-Stereotyp siehe *Orłowski, Hubert: „Polnische Wirtschaft“*. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit. Wiesbaden 1996 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, 21).

mit Arbeiter- und Soldatenräten, alle (gute deutsche) Ordnung hinwegfegend. Darüber hinaus werden die beteiligten Polen wie in Siewerts zuvor genanntem Gedicht dämonisiert und entmenschlicht dargestellt.<sup>33</sup> Diese so aus einem kriegerischen, historisch-politischen Vorgang in eine archaische Bedrohung von Menschen durch Tiere umgedeutete Situation wiederum bot „deutschfühlenden“ Männern (und Frauen) Gelegenheit, ihren Heldenmut zu beweisen, sich weiteren Okkupationen entgegenzustellen<sup>34</sup> und ihren dabei erlittenen Tod in quasi religiöser Überhöhung als Opfer- und Liebestod zu deuten<sup>35</sup>.

Als Intention des Buches wird deutlich: die Grenzmark als deutsches Kernland auszuweisen, ihre „unauflösliche Verbundenheit mit dem Mutterland“ aufzuzeigen, und als politisches Ziel die Revision der Versailler Grenzen. Die überwiegende Anzahl der Beiträge des Bandes sind nicht nur zum Thema Grenzmark zusammengetragen und durch den Herausgeber in den revisionistischen Kontext gestellt worden, sondern sie sind im Geist der Revision verfasst, entweder speziell für den vorliegenden Band oder aus anderen lokalen, regionalen Kontexten übernommen.<sup>36</sup> So verbinden sich in den Texten Aussagen z. B. über die Landschaft oft unvermittelt mit historisch-politischen Reminiszenzen, Reflexionen und pathetischen Andeutungen: „Der grenzmärkischen Landschaft fehlt das Hochaufstrebende, Stolze, nicht das Große. Ihre Maße erstrecken sich in die Weite: endlose Getreidefluren, zahllose Seen, weite, dunkle Wälder. Über dem ganzen ein schwermütiger Klang: nie vergessenes Unrecht, unwandelbare Treue, eiserne Entschlossenheit, ein Gefühl des Verlassenseins. – Grenzmarkgeist!“<sup>37</sup>

Die Dominanz historischer Themen und die darin gewählten Schwerpunkte stimmen mit dem überein, was Thomas Serrier zufolge einer „teleologi-

---

33 In Franz Lüdtkes Novelle „Das Wunder der Liebe“ heißt es: „Hörst du die Wölfe bellen, heiser, hungrig, du deutsches Land? Die Menschenwölfe bellten und gierten; der polnische Aufstand brach los.“ (Heimatbuch Grenzmark, wie Anm. 15, S. 60–63, hier S. 60).

34 Siehe hierzu den Beitrag „Der Kampf um die Ostmark“ von Karl Stephan (Heimatbuch Grenzmark, wie Anm. 15, S. 51–57) und den nachfolgenden Beitrag „Die Befreiung der Stadt Bomst am 12. Februar 1919“ (ebd., S. 57–59).

35 „Der Tod war verschlungen in den Sieg; alles war Leben, alles Licht, alles Liebe“ – Franz Lüdtke (wie Anm. 33), S. 63.

36 Es wird nicht kenntlich gemacht, ob, und wenn ja, an welcher Stelle einzelne Beiträge bereits veröffentlicht waren; es ist aber anzunehmen, dass nicht wenige es bereits zuvor waren (v. a. auf die Gedichte wird dies zutreffen); für andere Beiträge werden die Autoren auch gezielt für das Heimatbuch gewonnen worden sein.

37 *Pfützenreiter, Franz*: Grenzmärkische Landschaft. In: Heimatbuch Grenzmark (wie Anm. 15), S. 15–18, hier S. 15.

schen Sicht der Geschichte<sup>38</sup> entsprach und „einem germanozentrischen Erwartungshorizont entgegenkam“.<sup>39</sup> Das Fehlen eines akademischen Zentrums in Posen, etwa in Gestalt einer Landesuniversität, begünstigte die amateurhafte Beschäftigung mit historischen Themen zusätzlich, da das wissenschaftliche Korrektiv fehlte, und führte dazu, dass primär bürgerlich-gesellige, nicht in erster Linie akademische Geschichtsvereine stärkeren Zulauf hatten als andernorts; nur in Böhmen zählte der *Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen* noch mehr Mitglieder als die entsprechende Posener Gesellschaft.<sup>40</sup>

Den Blick auf dominante Inhalte und Stilmittel möchte ich mit einem Blick auf die Bilder des Bandes beschließen. Die folgenden Abbildungen zeigen Städteansichten, auf denen das Satteldach, das „deutsche Dach“, als das es die Heimatbewegung kanonisierte und das fortan als kulturelles Merkmal des ‚Deutschseins‘ galt, das Panorama dominiert. Hinzu kommt der Kirchturm, hier in Bomst als Zeichen der Arbeit, die Ernte (Abb. 3), und in Meseritz als Zeichen der Erschließung der Landschaft die Brücke (Abb. 4).

Auf dem Bild „Aus Deutsch Krone“ (Heimatbuch Grenzmark, S. 115) sehen wir Fachwerk, polnisch „mur pruski“ – „preußische Mauer“ genannt, und eine neogotische Kirche, beides damals Inbegriffe deutschen Bauens. Auf die Bedeutung der architektonischen ‚Besetzung‘ und nationalen Charakterisierung politisch umstrittener Gebiete kann an dieser Stelle lediglich hingewiesen werden. So bemühten sich beispielsweise Städte wie Kattowitz, das nach der Abstimmung in Oberschlesien 1922 Hauptstadt der neuen polnischen Wojewodschaft Schlesien wurde, um eine sichtbare Abgrenzung zur „preußischen“ Backstein-Neogotik aus der Zeit nach der Reichsgründung durch eine „polnische“ Architektur, die sich zunächst am Klassizismus der letzten polnischen Adelsrepublik orientierte und sich später dezidiert der Moderne zuwandte.<sup>41</sup>

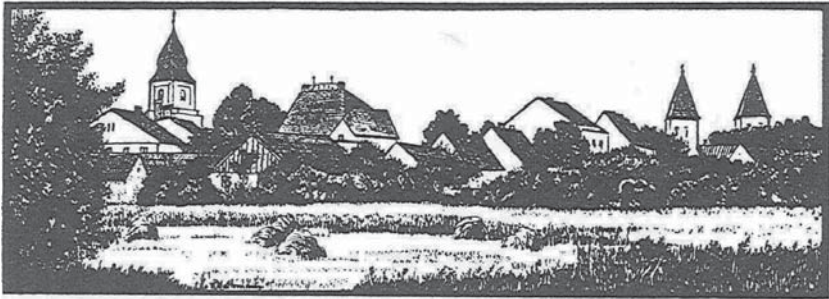
Was auf den allermeisten Bildern nicht zu sehen ist, sind Menschen. Die Orte und die Landschaften sind menschenleer, einsam, teilweise idyllisch; es entsteht der Eindruck einer dünn besiedelten Gegend mit beschaulichen

38 *Serrier, Thomas*: Provinz Posen, Ostmark, Wielkopolska. Eine Grenzregion zwischen Deutschen und Polen. Marburg 2005 (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropaforschung, 12), S. 148.

39 Ebd.

40 *Serrier* (wie Anm. 38), S. 141.

41 Siehe hierzu: *Störkuhl, Beate*: Von „deutscher Bauart“ und „steingewordenen Symbolen polnischer Kultur“. Architektur der Zwischenkriegszeit in Schlesien als Manifestation nationalen Behauptungswillens. In: *Weber, Matthias* (Hg.): Deutschlands Osten – Polens Westen. Vergleichende Studien zur geschichtlichen Landeskunde. Frankfurt/Main 2001 (Mitteleuropa – Osteuropa, 2), S. 113–147.



*Bomst.*

Abb. 3: Ansicht von Bomst, Heimatbuch Grenzmark, S. 189.



*Meseritz.*

Abb. 4: Ansicht von Meseritz, Heimatbuch Grenzmark, S. 161.

Orten, ordentlich und sauber, fast organisch eingebettet in die Natur. Man kann diese Menschenleere deuten als Verweis auf die jenseits der Grenze „fehlenden“ Deutschen, auch als Zeichen der Unbelebtheit, der Erstarrung der Grenzmark in der gegenwärtigen Lage. Bilder von Menschen finden wir jedenfalls nur sehr wenige; von insgesamt 75 sind es lediglich neun und diese konzentrieren sich auf wenige Beiträge. Im Beitrag „Optantenlager in Schneidemühl“<sup>42</sup> befinden sich gleich drei Abbildungen, auf denen die Bewohner eines Lagers für Flüchtlinge aus den polnisch gewordenen Gebieten gezeigt werden. (Abb. 5) Hier werden dem Leser die Menschen als still duldende Opfer vor Augen geführt; Familien, Frauen und Kinder, die ihre Heimat verloren haben und sich nun nach anfänglicher Verunsicherung, aber ohne Murren für Monate in leerstehenden Fabrikhallen eine provisorische Unterkunft einrichten, wie im begleitenden Text erläutert wird.

42 Von Roland H. Roederer, Heimatbuch Grenzmark (wie Anm. 15), S. 77–82.





Abb. 5: Elend im Optantenlager Schneidemühl, Heimatbuch Grenzmark, S. 79.

Der Beitrag „Jahrmarkt in Landeck“<sup>43</sup>, der so etwas wie eine volkstümliche Erinnerungsskizze darstellt, enthält zwei „Volkstypen“, den „Alte[n] Ostmärker“ und die „Ostmärkische Bauersfrau“, verschlossene, abweisende Gesichter älterer Menschen, die wohl so etwas wie Ernst, Arbeit und Bodenständigkeit verkörpern sollen. Darüber hinaus gibt es noch einen Pfeife rauchenden sitzenden Schäfer<sup>44</sup>, der ein eher idyllisches Bild der Zufriedenheit und Ruhe abgibt. Vier berühmte Persönlichkeiten, die mehr oder weniger gekonnt mit Fraustadt in Verbindung gebracht werden, sind auf historischen Porträts im Beitrag „Fraustädter Parnaß“ zu sehen, dem die Aufgabe zufällt, zu zeigen, dass die Provinzen nicht gänzlich abseits der kulturellen Ströme lagen.

Dies unter Beweis stellen sollen auch die Autoren des Bandes, die mehrheitlich Personen mit einem Geburtsort in der ehemaligen Provinz Posen-Westpreußen oder „anderen Ostprovinzen“ (Ostpreußen, Schlesien, Pommern) sind, zu etwas mehr als einem Viertel „Auswärtige“, die bis auf einen vorü-

43 Von Erna Müller-Landeck, Heimatbuch Grenzmark (wie Anm. 15), S. 251–255.

44 Im Beitrag „Grenzmärkische Mundarten“ von Eduard Koerth, Heimatbuch Grenzmark (wie Anm. 15), S. 240–248, hier S. 241.

bergehend oder dauerhaft beruflich in der Provinz oder der Grenzmark engagiert waren.<sup>45</sup> Ein Beispiel für diese Personengruppe, die, außerhalb der Ostmark geboren, hier als Regierungsbeamte, Lehrer oder Bibliothekare Aufstiegschancen sahen und nutzten, ist Julius Kothe, geboren 1861 in Berlin, der 30jährig in Posen Provinzial-Konservator wurde und zum Heimatbuch die Abhandlung über die Kunstdenkmäler der Grenzmark beigetragen hat. Er gehört jener die Heimatbewegung tragenden bildungsbürgerlichen Schicht an, die sich um die Jahrhundertwende in Gesellschaften wie der *Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen*<sup>46</sup> zusammenschlossen, in denen historische Forschung und die Verbreitung historischen Wissens der Erweckung eines breiteren historischen Bewusstseins diente, das wiederum in einer „politisch so umstrittenen Region wie der Provinz Posen“<sup>47</sup> mit nationalen und politischen Interessen und Zielen unentwirrt verbunden war.<sup>48</sup>

Die berufliche Zusammensetzung der Autoren spiegelt dies wieder. Nach dem am Schluss des Bandes angefügten Verzeichnis der Mitarbeiter<sup>49</sup> handelt es sich vor allem um Lehrer („Lehrer und Heimatforscher“), Verwaltungsbeamte (tätig als Bürgermeister, Landräte etc., ausgebildete Juristen, Architekten), Bibliothekare<sup>50</sup>, Schriftsteller und Herausgeber von Heimatschrifttum, nicht zu vergessen die evangelischen Pfarrer, die auch im Posenschen eine besondere Rolle spielten, sowie Maler und Graphiker; es sind ganz überwiegend Männer, fünf Frauen (eine Bibliothekarin und eine Schriftleiterin, die übrigen als Dichterinnen bzw. Schriftstellerinnen bezeich-

---

45 Dieser Befund deckt sich mit dem, was Maria Wojtczak über die Verfasser der Posener Heimatliteratur (vor allem Romane) festgestellt hat. Siehe hierzu: *Wojtczak* (wie Anm. 22), S. 40f; Thomas Serrier gewichtet etwas stärker zugunsten der auswärtigen Kompetenzen: „Die wilhelminische Politik der ‚kulturellen Hebung‘ der Ostmarken griff ausgiebig auf Ressourcen außerhalb der Region zurück, hauptsächlich auf berlinische.“ *Serrier* (wie Anm. 38), S. 273.

46 Julius Kothe war im Übrigen auch Mitglied der Posener Gesellschaft, wie aus einer Anmerkung Serriers hervorgeht (wie Anm. 38, S. 141). Eine systematische Überprüfung aller Beiträge zum Heimatbuch auf ihre eventuelle Mitgliedschaft war nicht möglich. Es werden meines Erachtens jedoch gewiss weitere Mitglieder dieses 1911 mehr als 1.500 Mitglieder starken Vereins darunter gewesen sein.

47 *Serrier* (wie Anm. 38), S. 141.

48 *Serrier* (wie Anm. 38), S. 140f.

49 Heimatbuch Grenzmark, wie Anm. 15, S. 399–404; es führt zu den Personen Geburts- bzw. Todesjahr und Ort, Beruf und Tätigkeiten, akademische Titel, (Haupt-)Werke auf. Bei vielen Personen gibt es Angaben zum Kriegsdienst, bei einigen aus der Grenzmark stammenden Personen findet sich der Hinweis „verdrängt“, d.h. diese Personen haben die Grenzmark nach 1919 verlassen (suggeriert wird der Zwang dazu).

50 Zur Rolle der Volksbibliotheken im grenz- und auslandsdeutschen „Kulturkampf“ vgl. *Wojtczak* (wie Anm. 22), S. 24f.

net) sind darunter. Geboren sind die Beiträger zwischen 1857 und 1900, sie waren zum Zeitpunkt des Erscheinens also zwischen 27 und 70 Jahren alt.

Man kann wohl davon ausgehen, dass dem Beiträgerspektrum in etwa auch das der Adressaten bzw. Rezipienten entspricht: Menschen mit einer höheren Schulbildung und einer zumindest halb akademischen (Lehrer-)Ausbildung, die einem kulturell interessierten, national-konservativ eingestellten Bürgertum entstammten und mit der Region bzw. dem durch sie repräsentierten „deutschen Osten“ durch Herkunft oder längeren Aufenthalt verbunden waren. Darüber hinaus war das „Schicksal des deutschen Ostens“ auch für antidemokratische, die Versailler Friedensordnung vehement ablehnende Kreise im übrigen Reichsgebiet ein Aufhänger und Anknüpfungspunkt für ihre politische Haltung und Agitation, so dass bei aller in der Regel vorhandenen Unkenntnis der historischen und politischen Voraussetzungen im Einzelnen ein diffuses Solidaritätsgefühl mit den „Deutschen im Osten“ geweckt werden konnte, das eine Rezeption solcher Heimatbücher wie auch der so genannten Ostmarkenromane begünstigte.<sup>51</sup>

Aussagen über die tatsächliche Verbreitung der „antipolnischen“ Heimatliteratur wie auch des vorliegenden Heimatbuchs bzw. über die Intensität ihrer Rezeption sind schwer zu treffen. Die Empfehlungen für die Volksbüchereien, die bei der Verbreitung antipolnischer Publikationen eine wichtige Rolle spielten, und ihre Bestände bzw. Kataloge sind sicher ein gewisser Hinweis auf Popularität der Bücher und ihrer Verfasser. Auch die Tatsache, dass z. B. Carl Busses Werke teilweise drei und mehr Auflagen erreichten,<sup>52</sup> spricht für eine gewisse regionale Popularität eines Autors wie Busse.

Auch auf den Herausgeber des Bandes, Franz Lütke, dürfte dies zutreffen. Im Jahr 1882 in Bromberg/Bydgozcz geboren, gehörte er zu den vielseitigen, vielfach engagierten und vernetzten Protagonisten der völkischen und später nationalsozialistischen Ostpolitik und beteiligte sich in verschiedenen Rollen am „Kampf um die Ostmark“. Der promovierte Lehrer war Schriftsteller und Lyriker, Publizist und Herausgeber „heimatlichen Schrifttums“ und tätig in zahlreichen Vereinen so im Ostmarken-Verein, den er später in den nationalsozialistischen Bund Deutscher Osten (BDO) überführte und als dessen Reichsführer er eine Ostgrenze Deutschlands von der Ostsee bis zum

<sup>51</sup> Vgl. *Serrier* (wie Anm. 38), S. 272f.

<sup>52</sup> So etwa „Die Schüler von Polajewo. Novellen aus Heimat und Kleinstadt“ (1. Auflage 1901, 3. und 4. Auflage 1912, jeweils Stuttgart: Cotta) oder „Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten“ (1. Auflage 1906, 2. Auflage 1911, beide Stuttgart: Cotta). Seine Gedichte waren mit bis zu sieben Auflagen (deren Höhe evtl. jedoch geringer war) auch sehr erfolgreich.

Schwarzen Meer forderte.<sup>53</sup> Sein Vorwort fasst die wesentlichen Punkte zu Geschichtsbild, Heimatverständnis und Intention des Bandes noch einmal zusammen: „Aus dem Niederbruch Deutschlands am Ende des Weltkriegs und der Zerschlagung unserer alten Ostmark ging eine Tat des Aufbaus hervor: der Zusammenschluß der Reste Posens und Westpreußens [...] zu einer neuen Provinz, der Grenzmark Posen-Westpreußen. Uralte deutsche Kultur ist hier zu Hause; ganze Geschlechterfolgen deutscher Siedler haben auf dieser Scholle Friedensarbeit geleistet, und die Gegenwart setzt mutig das Werk der Vergangenheit fort. Eine kleine Provinz, schmal, zerstückelt, bedroht und dennoch kerndeutscher Boden, kerndeutsches Menschentum, das an die Zukunft glaubt.“<sup>54</sup>

Der so eingeleitete Band wurde 1990 (!) „wegen seiner geschichtlichen und kulturellen Bedeutung“<sup>55</sup> als Heimatbuch unverändert und finanziert durch öffentliche und private Zuschüsse<sup>56</sup> nachgedruckt. Der Herausgeber, das „Deutsch Kroner Heimathaus in Bad Essen e.V.“ äußert in einer Vorbemerkung zum Nachdruck ganz im Sinne des Originals die Ansicht, der Band werde „allen ehemaligen Bewohnern der Grenzmark Posen-Westpreußen, aber auch allen geschichtlich interessierten Bürgern [...] in vielfacher Hinsicht eine Fundgrube sein“<sup>57</sup>. Nur entspricht, was sie finden, schon lange nicht mehr dem aktuellen Stand geschichtswissenschaftlicher oder ethnologischer Forschung und transportiert im Geist des „Volkstumskampfes“ nationalistische und völkische Inhalte sowie antipolnische Stereotypen.

Dass solche Inhalte und unversöhnliche Polemik noch nicht der Vergangenheit angehören, zeigt auch ein kurzer Blick in Heimatbücher, die nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen sind. So hat Jutta Faehndrich herausgearbeitet, dass extrem polemische oder geschichtsrevisionistische Positionen vor allem in Heimatbüchern von Sudetendeutschen bis in die 1990er Jahre anzutreffen sind. Anders fällt der Befund aus für Heimatbücher Deutscher, die bei Kriegsausbruch 1939 in Polen lebten: bei diesen sei bereits in den 1960er Jahren eine versöhnliche Haltung festzustellen, wie sie insgesamt beson-

---

53 Haar, Ingo: Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten. Göttingen 2000 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 143), S. 133 und S. 156.

54 Lüdtko, Franz: Vorwort des Herausgebers. In: Heimatbuch Grenzmark (wie Anm. 15), S. VII.

55 Heimatbuch Grenzmark (wie Anm. 15), S. V [Herausgeber des Nachdrucks].

56 Den Druck ermöglichten neben dem Landkreis Osnabrück, die dort ansässige Kreissparkasse sowie der Heimatbund Osnabrück, die Gemeinde Bad Essen und die Stiftung Pommern (Kiel); Heimatbuch Grenzmark (wie Anm. 15), S. IV.

57 Heimatbuch Grenzmark (wie Anm. 15), S. V.

ders für Heimatbücher Deutscher aus Südosteuropa kennzeichnend sei.<sup>58</sup> Insofern ist für den vorliegenden Bereich im populären geschichtspolitischen Diskurs, wie er sich in den Heimatbüchern spiegelt, ein Wandel festzustellen: von den extrem und offen revisionistischen und antipolnischen Positionen der Zwischenkriegszeit zu einer versöhnlichen Haltung, die mit der neutralen Darstellung des Nationalsozialismus und der Anerkennung deutscher Schuld und Verantwortung einhergeht. Der unveränderte Nachdruck des untersuchten Heimatbuchs Grenzmark Posen-Westpreußen erscheint vor diesem Hintergrund als ein Rückfall hinter eigene Positionen. Die Frage, ob man dabei die nationalistisch-revisionistischen und antipolnischen Aussagen bewusst transportieren wollte, als der Entstehungszeit geschuldet, ob man sie um der vermeintlich objektiven Inhalte willen in Kauf genommen oder nicht einmal bemerkt hat, muss hier offen bleiben. Eine Distanzierung davon im Vorwort der Neu-Herausgeber sucht man jedenfalls vergebens.

---

58 *Faehndrich, Jutta*: Erinnerungskultur und Umgang mit Vertreibung in Heimatbüchern deutschsprachiger Vertriebener. In: *Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung*, 52/2 (2003), S. 191–228, hier S. 219f. und S. 223f.

*Elisabeth Fendl*

## In Szene gesetzt.

### Populäre Darstellungen von Flucht und Vertreibung

In der Fotosammlung des Sudetendeutschen Archivs in München findet sich innerhalb der Bestände zum Sudetendeutschen Tag eine Schwarzweißaufnahme, die eine zunächst „seltsam“ anmutende „Versammlung“ von Menschen zeigt. (Abb. 1) Frauen mit scheinbar wahllos übereinander gezogenen Kleidungsstücken, Kinder und alte Leute ziehen, so hat man den Eindruck, unter Bewachung bewaffneter Männer aus dem Bildhintergrund auf den Betrachter zu, den verstörten Blick in die Ferne oder starr gegen den Boden gerichtet. Die beiden den Zug anführenden Frauen tragen weiße Armbinden. Ein im rechten Bildvordergrund stehender Bewacher schaut grimmig in Richtung des Fotografen. Er trägt sein weißes Hemd in eine dunkle Kniebundhose gesteckt; hohe Lederstiefel, das Gewehr, das er in Händen hält und ein quer über seinen Oberkörper laufender Patronengürtel verraten seine Funktion als „Aufpasser“. Die Bildkomposition gleicht der, die wir auf einem von dem Lübecker Künstler Emil Grassert gestalteten Glasgemälde in der 1963 geweihten evangelischen Thomaskirche der Vertriebenenstadt Espelkamp sehen. (Abb. 2) Hier wie dort wird ein durch



Abb. 1:  
Fotografie: „Die Vertreibung  
der Sudetendeutschen“,  
Sudetendeutscher Tag 1954,  
München. Sudetendeutsches Archiv,  
Nr. 2273, Dok.-Nr. sab01781.

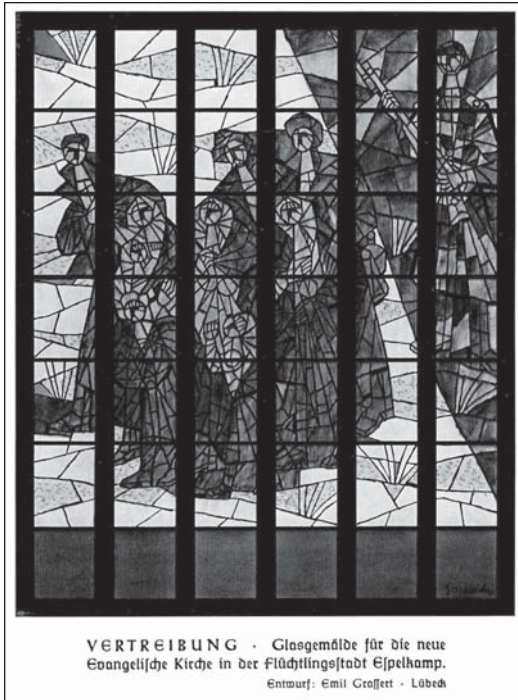


Abb. 2:  
Postkarte mit dem  
Entwurf des Espelkamper  
„Vertreibungs-Glasfensters“,  
1950er Jahre. Bildarchiv  
Johannes-Künzig-Institut,  
Freiburg.

bewaffnete Wächter „eskortierter“ Auszug verschreckter Menschen gezeigt. Ins Auge fällt in beiden Beispielen vor allem und zunächst der seines Gewehres wegen bedrohlich wirkende Posten rechts außen, der die verängstigte Gruppe alleine in Schach zu halten scheint. Dem Betrachter wird eindeutig signalisiert, wer hier Opfer, wer Täter ist.

Der Bretterboden, auf dem die Beteiligten der im Foto festgehaltenen Szene stehen, macht deutlich, dass es sich hier um eine Vorführung auf einer Bühne handeln muss – um ein lebendes Bild vielleicht? Wie eine rückseitige Beschriftung aussagt, stammt die Aufnahme vom Sudetendeutschen Tag 1954 in München, zu sehen ist „[d]ie Vertreibung der Sudetendeutschen, dargestellt von der SdJ [= Sudetendeutsche Jugend, EF] in der Feierstunde am Königsplatz“.<sup>1</sup> In der „sudetendeutschen“ Berichterstattung über das Vertriebenentreffen erfahren wir mehr. Die Sudetendeutsche Jugend gestal-

1 Inventarblatt 2273 des Sudetendeutschen Archivs, München. Dok.-Nr. sab01781. – Der Sudetendeutsche Tag fand an Pfingsten, 4.–7.6.1954 statt.

tete am Samstag, 5.7.1954 auf dem Münchner Königsplatz<sup>2</sup> „vor der imposanten Säulenkulisse des Maxdenkmals“ die Freilichtaufführung „Heimat war Arbeit, Heimat war Schicksal, Heimat ist Aufgabe“, eine Szenenfolge von Rolf Nitsch (1920–1984),<sup>3</sup> „die sehr eindringlich die Geschichte des Sudetendeutschtums schilderte“, heißt es in der beim Verlag Sudetenland erscheinenden Wochenzeitung „Der Sudetendeutsche“.<sup>4</sup> „In Sprechchören, Gemeinschaftsgesang und stummen Bildern wurde“, so lesen wir weiter in der Berichterstattung, „in eindrucksvoller Gestaltung ein Streifzug durch die Jahrhunderte geboten, der mit der Ansiedlung der nach Böhmen gerufenen Deutschen begann und in der Austreibung des Jahres 1945 endete.“<sup>5</sup>

Wie werden, so frage ich nach diesem ersten Beispiel, in populären Medien im Deutschland vor allem der 1950er und 1960er Jahre, auf Postkarten, auf Briefmarken, in Theaterstücken etwa, Flucht und Vertreibung dargestellt? In welchen Bildern spitzt sich die Erfahrung des „Heimatverlustes“ zu? Auf welche Bildmuster und Symbole greift man dabei zurück? Es sind erste Befunde, die hier vorgestellt werden. Ihre Präsentation soll Anregung dazu sein, sich mit der populären *Ästhetik des Verlusts* näher auseinanderzusetzen, den „kollektiven Bildhaushalt“ der Bundesrepublik<sup>6</sup> genauer auf die Themen „Flucht und Vertreibung“ hin zu untersuchen und mit Gerhard Paul zu fragen, „welche Bedeutung visuelle Produktionen für den Prozess der Erinnerung bzw. bei der Konstruktion von Geschichtsbildern und Geschichtsmysen haben“.<sup>7</sup>

- 
- 2 Zur Bedeutung des Königsplatzes u.a. in der Zeit des Nationalsozialismus vgl. u.a. *Köpf, Peter*: Der Königsplatz in München. Ein deutscher Ort. Berlin 2005.
  - 3 Zur Person des Lehrers, Heimatpolitikers und Dichters Nitsch, der Mitbegründer der Sudetendeutschen Jugend (SdJ) war, vgl. auch *Weger, Tobias*: „Volkstumskampf“ ohne Ende? Sudetendeutsche Organisationen, 1945–1955. Frankfurt/Main, Berlin, Bern u.a. 2008 (= Die Deutschen und das östliche Europa. Studien und Quellen, 2), S. 300–301 und S. 617.
  - 4 SdJ in München. Zeltlager, Feierstunde und Fackelzug während der Festtage. In: *Der Sudetendeutsche*, 7. Jg., Nr. 24 (12.6.1954), S. 5.
  - 5 Feierstunde am Königsplatz. Bildunterschrift in: *Der Sudetendeutsche*, 7. Jg., Nr. 24 (12.6.1954), S. 8.
  - 6 Vgl. dazu: *Knoch, Habbo*: Album mit Unschärfen. Thesen zum „kollektiven Bildhaushalt“ der Bundesrepublik, zit. nach: [www.boell.de/demokratie/zeitgeschichte-6780.html](http://www.boell.de/demokratie/zeitgeschichte-6780.html), letzter Zugriff am 6.7.2009.
  - 7 *Paul, Gerhard*: Der Bildatlas – ein Streifzug durch unser kulturelles Gedächtnis. In: Ders. (Hg.): *Das Jahrhundert der Bilder. Band I: 1900–1949. Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung*. Bonn 2009, S. 9–13, hier S. 10.



*Politik im Kleinformat – Briefmarken zum Thema  
„Flucht und Vertreibung“*

Karl Schlögel hat das Europa der Weltkriegsepoche und der durch den Krieg ausgelösten Fluchtbewegungen beschrieben als ein Europa „auf dem Weg, in Bewegung, unterwegs. Ein ganzer Kontinent auf Wanderung. Die Wanderung als auf Dauer gestellter Zustand“.<sup>8</sup> Viehwaggons, Trecks, zum letzten Mal auslaufende Schiffe – diese Bilder sind paradigmatisch, sucht man im deutschen Bildgedächtnis nach Visualisierungen von Flucht und Vertreibung.<sup>9</sup> Dabei werden diese Bevölkerungsbewegungen zunächst, so Gerhard Paul, „fast ausschließlich als nationale Tragödie erinnert“, der Flüchtlingstreck wird zum „zentralen Bestandteil der Erinnerungssikonografie“ (der Bundesrepublik) und begründet „einen spezifischen Opfer- und Verdrängungsdiskurs“,<sup>10</sup> in dem die Bilder der NS-Gräueltaten „überschrieben“ werden „mit den Bildern von Flüchtlingstrecken und Kriegsgefangenen“.<sup>11</sup>

Der auf dem Cover dieses Tagungsbandes abgebildeten Briefmarke „20 Jahre Vertreibung“ (Abb. 3) und ihrer Vorläuferin („10 Jahre Vertreibung“) kommt innerhalb der frühen öffentlichen Erinnerungssikonografie von Flucht und Vertreibung eine wichtige Rolle zu. Das Motiv des gewaltsam erzwungenen Fußmarsches stellt eine der wenigen Visualisierungen eines politischen



Abb. 3:  
Briefmarke „20 Jahre Vertreibung 1945  
1965“, Foto aus: [http://de.wikipedia.org/wiki/  
Briefmarken-Jahrgang\\_1965\\_der\\_Deutschen\\_  
Bundespost](http://de.wikipedia.org/wiki/Briefmarken-Jahrgang_1965_der_Deutschen_Bundespost) (4.11.2010).

- 
- 8 Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München, Wien 2003, S. 456.
- 9 „In Zeiten des totalen, hochtechnisierten Krieges kommt ein alter Topos aus heroisch-anarchischen Zeiten wieder zu Ehren: der Treck. Paradigmatisch sind auch die Bilder von Schiffen, die zum letzten Mal auslaufen.“ Schlögel (wie Anm. 8), S. 456.
- 10 Paul, Gerhard: Der Flüchtlingstreck. Bilder von Flucht und Vertreibung als europäische *lieux de mémoire*. In: Ders. (Hg.): Das Jahrhundert der Bilder (wie Anm. 7), S. 666–673, hier S. 671. – Mit „den veränderten Rezeptionsbedingungen“ sei, so Paul weiter (S. 673), diese Fokussierung auf eine „nationale Erzählung“ verschwunden.
- 11 Paul (wie Anm. 10), S. 672.

Themas auf bundesdeutschen Briefmarken dar.<sup>12</sup> Die Marke mit der Michel-Katalog-Nummer 479 (Entwurf: Dr. August Hahn und Lemke) wurde erstmals am 28.7.1965 ausgegeben.<sup>13</sup> Sie ist in einer Auflagenhöhe von 30 Mio. Exemplaren erschienen. 10 Jahre zuvor war dasselbe Motiv in Rot (Entwurf: Dr. August Hahn) anlässlich von „10 Jahren Vertreibung“ erschienen, damals unter der Michel-Katalog-Nummer 215 mit Erstausgabebetrag 2.8.1955 in einer Auflage von 20. Mio. Stück.<sup>14</sup>

Die Marken zeigen jeweils eine Gruppe von fünf von rechts nach links durch das Bild hetzenden Personen, vier Erwachsene und ein Kind. Nicht alleine die auf den Rücken getragenen Rucksäcke, die mit den Personen quasi verwachsen zu sein scheinen, bedingen – so hat man den Eindruck – die nach vorne gebeugte Haltung dieser Menschen. Es scheint, als würden sie getrieben. Das Panik vermittelnde Motiv des vorgestreckten Kopfes und des zurückgesetzten linken Beines kennen wir auch aus der Bildhauerei, etwa von zwei Plastiken Fritz Koenigs („Fliehende“ 1950, „Flucht“ 1950).<sup>15</sup> Obwohl man nur schemenhaft Rucksäcke auf den Rücken der Personen erkennen kann, nimmt man das Gewicht dieser Gepäckstücke wahr. Der angeschnittene rechte Rand der Gruppe lässt weitere „Getriebene“ erahnen, lässt an einen der schier endlosen Züge flüchtender Menschen, an einen Treck denken. Gerhard Paul hat einleuchtend beschrieben, wie durch die Gestaltung der Marke – sowohl die alte wie auch die neue Heimat liegen außerhalb des Darstellungsbereiches – Flucht und Vertreibung als „gegenwärtige Tragödie fokussiert“ würden und somit ein eigener Gedächtnisort entstehe, „der sich in besonderer Weise für die Zwecke staatlicher Erinnerungspolitik eignete, die jahrzehntelang ebenfalls Ursachen der Flucht negierte bzw. für umstritten hielt“.<sup>16</sup>

Die eingefallenen gleichförmigen Gesichter der auf den Marken abgebildeten Personen unterscheiden sich kaum voneinander. Diese Gleichförmigkeit und die Tatsache, dass die zwei Männer, die zwei Frauen und das Kind alle verschiedene Altersgruppen vertreten, soll die Vorstellung einer Generationen

12 Vgl. dazu ebd.

13 Vgl. dazu *Briefmarken-Jahrgang 1965* der Deutschen Bundespost, [http://wapedia.mobi/de/Briefmarken-Jahrgang\\_1965\\_der\\_Deutschen\\_Bundespost](http://wapedia.mobi/de/Briefmarken-Jahrgang_1965_der_Deutschen_Bundespost), letzter Zugriff am 30.10.2010.

14 Vgl. dazu: *Briefmarken-Jahrgang 1955* der Deutschen Bundespost, [http://de.wikipedia.org/wiki/Briefmarken-Jahrgang\\_1955\\_der\\_Deutschen\\_Bundespost](http://de.wikipedia.org/wiki/Briefmarken-Jahrgang_1955_der_Deutschen_Bundespost), letzter Zugriff am 30.10.2010.

15 Riedl, *Peter Anselm*: Fritz Koenig und das Thema der Vergänglichkeit. Vortragstext vom 28.3.2004, zit. nach: [www.kunstlexikonsaar.de/fileadmin/ifak\\_kunst/images/kunstwissenschaft/schmoll/16\\_riedl.pdf](http://www.kunstlexikonsaar.de/fileadmin/ifak_kunst/images/kunstwissenschaft/schmoll/16_riedl.pdf), letzter Zugriff am 9.10.2010.

16 Paul, *Gerhard*: Der Flüchtlingstreck (wie Anm. 10), S. 672.



Abb. 4:  
Ein in Folge des  
„Postkrieges“  
zurückgeschickter  
Brief von  
Schwäbisch  
Gmünd  
nach České  
Budějovice/  
Budweis, 1955.  
Aus: [http://  
www.brief-  
markenwissen.de/  
krieg/10ver.html](http://www.briefmarkenwissen.de/krieg/10ver.html)  
(4.11.2010).

und Geschlechter überspannenden „Leid-“ und „Schicksalsgemeinschaft“  
verfestigen. Der kurze Schriftzug „10 Jahre Vertreibung 1945 1955“ bzw.  
„20 Jahre Vertreibung 1945 1965“ erklärt den Entstehungszusammenhang  
und den Anlass der Marken, die zum Jahrestag des Potsdamer Abkommens  
ausgegeben wurden. Wie man der Vertriebenen-Publizistik entnehmen kann,  
regte der Bund der Vertriebenen die Herausgabe der Sondermarken an.<sup>17</sup> Die  
Tatsache, dass 1965 dasselbe Motiv verwendet wurde wie bereits 1955, wird  
in der Karlsbader Zeitung folgendermaßen begründet: „Um anzudeuten, daß  
es bei dem Vertriebenenproblem nach wie vor um die gleiche Problematik  
geht, wurde beschlossen, für diese Sondermarke das gleiche Motiv zu wäh-  
len, das anlässlich des 10. Jahrestages der Vertreibung verwendet worden ist  
(eine Gruppe flüchtender Menschen).“<sup>18</sup>

Abgesehen von ihrer „geschickten“ grafischen Gestaltung sind beide Marken  
auch deshalb interessant, weil um sie ein so genannter Postkrieg (Abb. 4)  
ausgebrochen ist, und zwar zwischen der BRD auf der einen und der DDR,  
Polen, der Tschechoslowakei, der UdSSR, Rumänien, Bulgarien und ver-  
schiedenen weiteren Ländern auf der anderen Seite. Es wurden „postali-  
sche Maßnahmen“ gegen diese Postwertzeichen unternommen, weil sie „vom  
Land des Absenders herausgegeben, im Lande des Empfängers aus politi-  
schen Gründen nicht akzeptiert wurden“. Man hat die Marken geschwärzt,  
übermalt, kommentiert, mit Nachgebühr belegt und/oder zurückgeschickt.<sup>19</sup>

17 Vgl. zum Beispiel: *Wieder Sondermarke zum Jahrestag der Vertreibung*. In: Karls-  
bader Zeitung, 15. Jg., Folge 3 (10.2.1965), S. 1.

18 Ebd.

19 Stichwort Postkrieg in Wikipedia: <http://de.wikipedia.org/wiki/Postkrieg>, letz-  
ter Zugriff am 30.6.2009. Vgl. dazu auch *Burhop, Dedo*: Spezial-Katalog über  
„Postkriegs-Belege“ 1948–1970. Selbstverlag. Stollhamm 1970.

Während von der Deutschen Post der DDR in der Hauptsache farbliche Übermalungen vorgenommen wurden, wurden mit dieser Marke frankierte Briefe aus anderen der genannten Länder mit Stempeln oder handschriftlichen Bemerkungen wie „Retour“, „timbre-poste réactionnaire“ oder „Marke unzulässig“ versehen und zurückgeschickt oder beschlagnahmt.<sup>20</sup> Im Bundestag hat man das Thema in der 176. Kabinettsitzung vom 18. August 1965 behandelt. Bundespostminister Stücklein informierte darüber, dass die Marke „20 Jahre Vertreibung“ „von Polen, der Tschechoslowakei und der SBZ abgelehnt würden“. Es wurde beschlossen, von einer Pressemitteilung, die von einer Verwendung der Marke für Sendungen in die genannten Länder abriet, abzusehen, an den Postschaltern sollten allerdings andere Marken verwendet werden, bei Zurücksendungen war dem Postkunden das Porto zu ersetzen.<sup>21</sup>

Wie mit den Marken Politik gemacht wurde, zeigt auch die Diskussion um die Herausgabe eines entsprechenden Postwertzeichens 1985.<sup>22</sup> Der damalige Bundesvorsitzende der Schlesischen Jugend, Hartmut Koschyk hatte in einem Schreiben an den Bundespostminister angeregt, die Tradition von 1955 und 1965 wieder aufzunehmen, nachdem, so der Kommentar im Ostpreußen-Blatt, „1975 – offensichtlich im Zuge der sozialliberalen Entspannungseuphorie – keine weitere Marke gefolgt“ war.<sup>23</sup> Die folgende Ankündigung Schwarz-Schillings, man plane eine Sondermarke zum Thema „40 Jahre Eingliederung Vertriebenen“ wurde nicht nur in dem genannten Vertriebenen-Blatt scharf kritisiert. Von „schamhafte[m] Verschweigen dieses Vertreibungsverbrechens“ war da die Rede, vom Sich-nicht-abfinden-Dürfen „mit der Annexion Ostdeutschland[s]“ und von „falsche[n] Rücksichtnahmen“.<sup>24</sup>

---

20 Vgl. *Briefmarken-Blockade*. Fünf Pfennig Stettin. In: Der Spiegel Nr. 14/1969, S. 49.

21 Protokoll der 176. Kabinettsitzung vom 18.8.1965, zit. nach [http://www.bundesarchiv.de/cocoon/barch/0000/k/k1965k/kap1\\_2/kap2\\_32/para3\\_3.html](http://www.bundesarchiv.de/cocoon/barch/0000/k/k1965k/kap1_2/kap2_32/para3_3.html), letzter Zugriff am 30.10.2010. – Zu diesem Vorgehen – dem Nicht-Warnen vor den inkriminierten Wertzeichen – vgl. *Briefmarken-Blockade* (wie Anm. 20).

22 A.G.: 40 Jahre Vertreibung. Wo bleibt die Sondermarke? In: Ostpreußen-Blatt vom 14. April 1984.

23 Ebd.

24 Ebd. – Durchgesetzt wurde dann eine mit abstrakter Motivik versehene Marke mit dem Titel „40 Jahre Eingliederung heimatvertriebener Deutscher“, die ihrerseits wieder Objekt eines „Postkrieges“ wurde. Die Titelerweiterung geht auf die massive Kritik aus Heimatvertriebenen-Kreisen zurück. Vgl. dazu: *Intervention hatte Erfolg*. Sondermarke der Bundespost spricht nun von „heimatvertriebenen Deutschen“. In: Unser Oberschlesien vom 31.8.1984.



Abb. 5 und Abb. 6:  
Ersttagsbriefe zur  
Marke „20 Jahre  
Vertreibung 1945  
1965“, Privatbesitz.

Neben den Marken selbst ist vor allem der populärkünstlerische Umgang mit ihnen interessant. Für die im Jahre 1965 produzierte Marke sind in großer Variationsbreite so genannte Schmuck-FDCs (First Day Covers) erhalten, „die [...] eine zur Marke passende Illustration am linken Rand zeigen und mit einem besonders gestalteten Ersttagsstempel der Post entwertet wurden“<sup>25</sup>. (Abb. 5 und Abb. 6) Mehrere dieser Ersttagsbriefe greifen in ihrem „Schmuckfeld“ das Motiv der Marke auf.<sup>26</sup> (Abb. 7 und Abb. 8) Sie entfernen sich dabei jedoch meist von deren Abstraktionsgrad und wirken dadurch weit weniger eindringlich. Die dargestellten flüchtenden Familien erwecken eher den Anschein einer Wandererguppe. Etwas strenger am

25 [www.dphj-berlin-brandenburg.de/wissen/ersttagsbriefe/fdc.html](http://www.dphj-berlin-brandenburg.de/wissen/ersttagsbriefe/fdc.html), letzter Zugriff am 30.6.2009.

26 Als „Ersttagsbrief“ bezeichnet man einen „Brief, der am Erstaussabetag einer der auf ihm aufgeklebten Marken gestempelt wurde“. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts werden die „Geburtstage“ von Marken, also die Tage, an denen sie erstmals verkauft und zum Frankieren freigegeben werden, mit solchen Ersttagsbriefen dokumentiert. Vgl. dazu: [www.dphj-berlin-brandenburg.de/wissen/ersttagsbriefe/fdc.html](http://www.dphj-berlin-brandenburg.de/wissen/ersttagsbriefe/fdc.html), zuletzt abgerufen am 30.6.2009. Auch Karten können Ersttagsbriefe sein. Die englische Abkürzung FDC (First Day Cover) ist auch in Deutschland gebräuchlich.

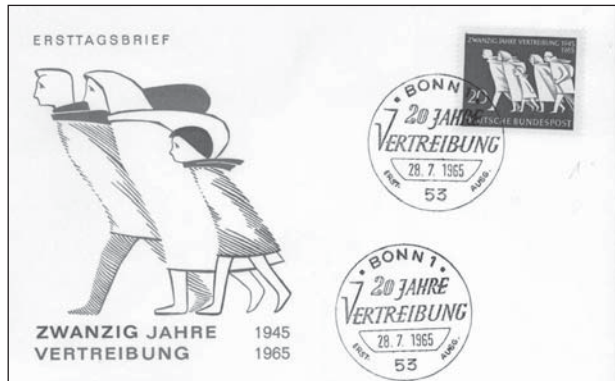
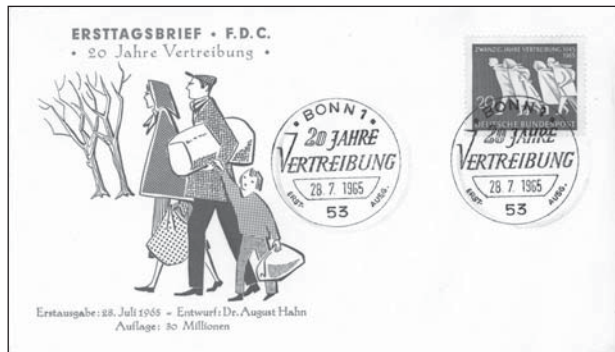


Abb. 7, Abb. 8  
und Abb. 9:  
Ersttagsbriefe zur  
Marke „20 Jahre  
Vertreibung 1945  
1965“, Privatbesitz.

Original der Marke orientiert sich die Schmuckseite eines in grau und violett gehaltenen Briefes. Dennoch trifft auch er nicht die dynamische grafische Wirkung des Postwertzeichens. (Abb. 9)

## Erinnerungsgrafik

„Transporte beginnen und enden zu Fuß“<sup>27</sup> – das Motiv der gehetzten, getriebenen Gruppe von Menschen taucht auch in anderen Medien auf. Ein 1954 von dem aus Troppau stammenden Maler und Grafiker Richard Assmann (1887–1965)<sup>28</sup> geschaffenes „Gedenkblatt“ zeigt einen Zug von Menschen, der unter Militär-Bewachung auf dem Weg zu einem Sammellager oder zum Vertreibungstransport ist. (Abb. 10) Alle Personen haben Gepäckstücke dabei. Die an der Spitze gehende Frau und ein in einer kleinen Gruppe abseits stehender Geistlicher sind mit einem schwarzen N auf aufgenähten Stofffetzen



Abb. 10:  
„Gedenkblatt an die  
Zwangsausreibung  
der Sudeten-  
Deutschen“ von  
Richard Assmann,  
1954, aus: Haus  
der Bayerischen  
Geschichte (Hg.):  
Bayern – Böhmen.  
Bavorsko – Čechy.  
Augsburg 2007,  
S. 445, Katalognr.  
6.117.

27 Schlögel (wie Anm. 8), S. 456.

28 Zu Leben und Werk Richard Assmanns vgl. *Sturm, Heribert* (Hg.): Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder. Band I. München, Wien 1979, S. 29; *Buhl, R.*: Richard Assmann gestorben. In: *Sudetendeutsche Zeitung*, 15. Jg., Folge 24 (18.6.1965), S. 9.

als Deutsche (Němci) gekennzeichnet. Es handelt sich bei den gebeugt laufenden Menschen in der Hauptsache um ältere Leute und Kinder, nur wenige junge Frauen sind zu sehen, junge Männer überhaupt nicht. Die kleine Gruppe im rechten Bildvordergrund versorgt eine alte Frau, die den Strapazen nicht gewachsen scheint; sie hat ihr Gesicht in den Händen verborgen, wird von einem Kind gestützt, von zwei Männern wird ihr Wasser gereicht.

Der Grund des Wegmüssens dieser Menschen ist mit der Formel „Heimatvertrieben weil Deutsch geblieben!“ in einem Schriftband unter dem illustrierten Kopf des Blattes zu lesen. Dieser Ausruf wird von einem Eichenblattkranz umspielt, der den unteren Teil des Gedenkblattes seitlich rahmt und – in regelmäßigen Abständen von einem Band in Schwarz/Rot/Schwarz abgebunden – ebenso auf das Deutschsein verweist wie die Mahnung, die das Blatt abschließt: „Deutsche Jugend vergiss die Heimat deiner Väter nicht!“ Der Text des „Gedenkblattes an die Zwangsausreibung der Sudeten-Deutschen aus ihrer Heimat 1945–46“ lässt Platz für die Namen der vertriebenen Familienmitglieder, für die der Vermissten und die der Gestorbenen. Damit wird über die familiäre Opfergemeinschaft eine „Sudetendeutsche“ Opfergemeinschaft kreiert. Die Formel „Heimatvertrieben weil Deutsch geblieben“ soll Fragen über Schuld und Unschuld gar nicht erst aufkommen lassen. In welcher Auflage das Blatt erschienen ist und wie es rezipiert wurde, ist nicht bekannt. Es steht auf jeden Fall in der Tradition der so genannten Totengedenkblätter, der Heldenehrungsblätter und Gefallenen-gedenktafeln, die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert als populärer Wandschmuck immer größere Verbreitung fanden.<sup>29</sup> Richard Assmann, der für seine „Heimaterinnerungsbilder“ bekannt ist,<sup>30</sup> verwendete bei der Gestaltung des Gedenkblattes Bildsequenzen, die er in ähnlicher Weise auch auf Postkarten verbreitete – und das in großer Zahl. Diese Postkarten tauchen in Heimatbriefen und vor allem in Heimatkalendern aller sudetendeutschen Heimat-Landschaften auf.<sup>31</sup>

29 Vgl. dazu: *Pieske, Christa*: Stichwort „Erinnerungsgraphik“. In: Dies.: *Das ABC des Luxuspapiers. Herstellung, Verarbeitung und Gebrauch 1860 bis 1930*. Berlin 1983, S. 114.

30 *Buhl* (wie Anm. 28) spricht vom letzten Gemälde des Künstlers mit dem Titel „Die rettende Grenze“, das er aus Anlass des 20. Jahrestages der Vertreibung geschaffen hat.

31 Vgl. zum Beispiel Veröffentlichung in: *Marienbad=Tepler Heimatbrief*, 5. Jg., Nr. 42/3 (März 1952), Titelseite; *Trostbärmla. Heimatkalender Oberes Adlergebirge, Grulicher Ländchen, Friesetal*, 1956, Vorsatzblatt; *Riesengebirgs-Buchkalender*, 31. Jg. (1986), S. 29.





Abb. 11: Postkarte, gestaltet von Heinrich Fitzthum, aus: Heimatbote für die Bezirke Tachau-Pfraumberg und Bischofteinitz, 1. Jg., Folge 12 (Juli 1950), S. 326.

Ob es reiner Zufall ist, dass der aus Hals bei Tachau stammende Heinrich Fitzthum um 1950 die Vertreibung in ganz ähnlichen Bildsequenzen verdichtete oder ob Assmann ihn kopiert hat, mag dahingestellt sein. Für die Fitzthumsche Postkarte (Abb. 11) wird bereits im Juli 1950 im Heimatboten für die Bezirke Tachau-Pfraumberg und Bischofteinitz geworben: „Obiges Bild kann auch als Postkarte durch den Heimatboten bezogen werden. [...] Gleichfalls ist der Druck im Format 40 x 30 cm vorgesehen. Dieses Bild eignet sich vorzüglich für die Einrahmung als Erinnerungsstück an unsere schwerste Zeit.“ An „*unsere* schwerste Zeit“ – auch hier wird Gemeinschaft kreiert durch die Erinnerung an das „gemeinsam“ erlebte, in diesem Bild „nach eigenen [sic] Erlebnis“ festgehaltene Unrecht.<sup>32</sup>

Die Darstellung von Heinrich Fitzthum zerfällt in zwei Teile. Sie bietet den Blick in die Straße eines Dorfes. Die mit weißen Armbinden als Deutsche gekennzeichneten Dorfbewohner sind dabei, einen „Treck“ vorzubereiten. Aus den einzelnen Häusern werden Koffer und Kisten geschleppt und auf Leiterwägen gehoben. Die Szene wird von tschechischen Beamten beobachtet: Kisten werden geöffnet, das Gepäck wird kontrolliert, ein Beamter

<sup>32</sup> Bildunterschrift. In: *Heimatbote für die Bezirke Tachau-Pfraumberg und Bischofteinitz*, 1. Jg., Folge 12 (Juli 1950), S. 326.

mit Hund patrouilliert. Das ist der eine Teil des Bildes, der in die Tiefe, hin zu einer Kirche führt. Den anderen Teil stellt eine Szene im linken Bildvordergrund dar. Mehrere auf ihren Fluchtkisten sitzende Deutsche scheinen das Geschehen zu beobachten. Junge, Alte, Männer, Frauen und Kinder schauen wie gebannt auf die eben beschriebene erzwungene Emsigkeit in der Dorfstraße. Nur eine alte Frau will nicht hinsehen: nach vorne gebeugt hält sie sich ihre Hände vor ihr Gesicht.

### *Das Gepäck als Thema und Motiv*

Wie bei diesen Erinnerungsblättern und Postkarten, spielt bei den meisten Darstellungen der Vertreibung das Gepäck als Symbol eine wichtige Rolle. Es zeichnet die abgebildeten Menschen als Weg-Müssende, als Unterwegs-Seiende, als Fremde auch aus. Es belastet, es hindert am schnellen Schritt, es ist in seiner oft provisorischen Form, die immer auch die Hast des Zusammenpackens deutlich macht, Zeichen eines unfreiwilligen Abschieds. Auch in den Erzählungen von Heimatvertriebenen nimmt es in unzähligen Geschichten vom Mitnehmen, vom Zurücklassen, vom Verlieren, vom Weggenommen-Bekommen einen zentralen Platz ein.<sup>33</sup> Dem „feindlichen Heere ins Gepäck fallen“ heißt – laut Grimmschem Wörterbuch – „es an seiner empfindlichsten Stelle hinterrücks angreifen“.<sup>34</sup> Auch in den Erzählungen und den bildlichen Darstellungen von Flucht und Vertreibung beziehen sich die meisten der erinnerten negativen Erfahrungen mit dem „Feind“ auf Konflikte, die mit dem Mitgenommenen zu tun haben. Das Thema Gepäck verbindet, fügen sich doch damit alle, die die Heimat verlassen mussten oder die aus einer Familie mit Vertreibungshintergrund stammen, in die Schicksalsgemeinschaft derer ein, die mit „50 Kilo“ Gepäck – so die gängige, kaum in Frage gestellte Formel – aus ihrer Heimat vertrieben wurden.

Ohne zu detailliert auf die Bedeutung des Mitgenommenen, des materiellen wie des immateriellen Gepäcks einzugehen, soll auf ein in allen Bildern auftauchendes „Gepäckstück“ hingewiesen werden. Es ist ein Kruzifixus. Auf der Postkarte von Heinrich Fitzthum (Abb. 11) ist es im Korb vor dem Kleinkind zu entdecken. Auf einer Karte von Richard Assmann (Abb. 12) steckt es im seitlichen Rucksack des die linke Gruppe anführenden Mannes, in der Darstellung einer Ankunftsszene, bei der ein streng dreinschauender Oberbayer verdutzt den Einweisungsbescheid einer Ver-

33 Nicht nur bei diesen Flucht-Erinnerungen wäre zu fragen, inwieweit Erzählungen anderer Familienmitglieder und spätere Berichte von Schicksalsgenossen im Biographieren stückweise zur erinnerten eigenen Geschichte werden.

34 *Grimmsches Wörterbuch*, Band 5, Sp. 3526.



Abb. 12: Postkarte, gestaltet von Richard Assmann, frühe 1950er Jahre, JKI Freiburg.

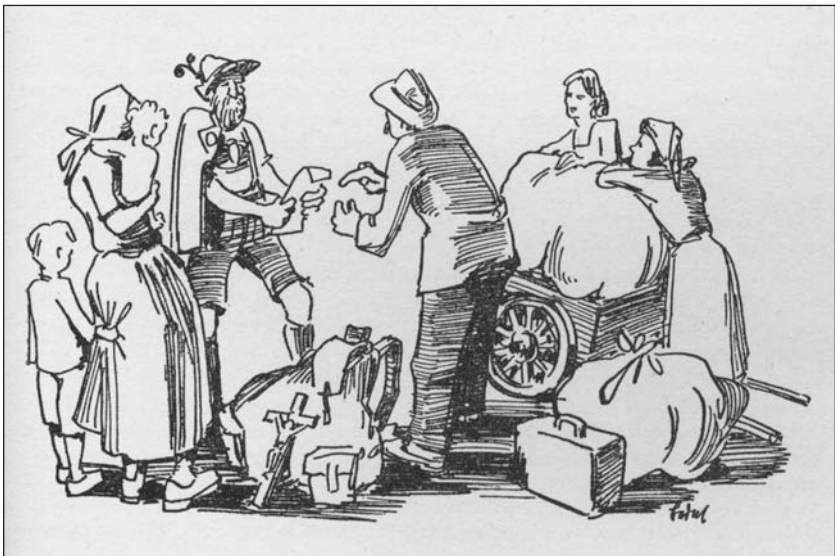


Abb. 13: Tuschezeichnung von Konrad Bedal, aus: Sudetendeutscher Volkskalender 1951, S. 106.



Abb. 14: Festwagen in Schirnding 1950, aus: Eghalanda Bundeszeitung und Beiträge zur Egerländer Heimatforschung, 1950, Folge 2, S. 17.

triebenenfamilie studiert, lehnt es als Zeichen der Rechtschaffenheit der Asyl-Suchenden an einem Gepäckstück (Abb. 13). Das Motiv des gemeinsam mit den Vertriebenen das Land verlassenden Christus wurde auch in der „Heimwehlyrik“ umgesetzt. So lautet die letzte Strophe des Gedichtes „Aber Einer ging doch mit ihnen ...“, das von der Egerländer Heimatdichterin Margareta Pschorn verfasst wurde: „Aber Einer ging doch mit ihnen; / sah IHN auch niemand / in endlosen Reihn, auf den Gestalten / und müden Gesichtern / lag Seiner Nähe / leuchtender Schein ...“.<sup>35</sup>

Stephan Scholz hat darauf hingewiesen, dass der Verwendung des christlichen Motivs des Kreuzes in Vertriebenenendenkmälern eine große politische Bedeutung zugewiesen wurde, galt es doch als Zeichen des christlichen Abendlandes gegen Kommunismus und Unglauben.<sup>36</sup> Die Vorstellung, dass mit der Vertreibung der Deutschen Religion und Kultur aus dem Land gehen, wird immer wieder auch in Bildern festgehalten. So zeigte etwa

35 Pschorn, Margareta: Aber einer ging doch mit ihnen ... In: Riesengebirgs-Buchkalender, 31. Jg. Nürnberg 1986, S. 29. Hier ist das Gedicht unter der oben besprochenen Postkarte Assmanns abgedruckt.

36 Scholz, Stephan: „Opferdunst vernebelt die Verhältnisse“ – Religiöse Motive in bundesdeutschen Gedenkorten der Flucht und Vertreibung. In: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 102 (2008), S. 287–313.



Abb. 15:  
Titel des Sudetendeutschen  
Volkskalenders 1949.

ein Festwagen beim „Egerer Birnsunnta“<sup>37</sup> in Schirnding im Jahre 1950 die Verwilderung des Landes nach dem „Weggehen“ der Deutschen. (Abb. 14) Die Bildunterschrift lautete: „Birnsunnta in Schirnding: Festwagen ‚Eiserner Vorhang‘ (nach West Getreide und Früchte, hinterm Vorhang Dornen und Disteln).“<sup>38</sup> Auch der „Volkskalender für Heimatvertriebene aus

37 Der seit 1949 in dem an der Grenze zur Tschechoslowakei/Tschechischen Republik gelegenen Ort Schirnding jährlich abgehaltene „Birnsunnta“ stellte eine Brauchtranslation eines früheren Egerer Festes dar, in dem aus Erinnerung an die Übertragung einer Kopfreliquie des Hl. Vinzenz nach Eger ein Erntedankfest abgehalten wurde. Auch in das württembergische Wendlingen haben vertriebene Egerländer dieses Fest „mitgenommen“. Dort wird nun jährlich im Spätsommer das „Vinzenzifest“ gefeiert. In Schirnding, in direkter Grenznähe, noch mehr als in Wendlingen, besaß das Fest einen stark politisierten Charakter. Vgl. dazu: *Habel, Hubertus*: Der Egerer Birnsunnta in Schirnding und das Vinzenzifest in Wendlingen: Politischer Folklorismus in Form zweier Vertriebenenfeste. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, 35, 1992, S. 311–352.

38 2. Egerer Birnsunnta in Schirnding. In: *Eghalanda Bundeszeitung und Beiträge zur Egerländer Heimatforschung*, 1950, Folge 2, S. 17.

dem Sudetenland“ wählte für den Titel seiner Ausgabe 1949 (Abb. 15) ein Bild, das das oben beschriebene Stereotyp verdeutlicht. Zu sehen ist eine Mutter mit Kind am Eisernen Vorhang. Neben den beiden sind bereits die Zeichen der Zerstörung zu erkennen. Die Mutter blickt jedoch zurück auf ein im Bildhintergrund dargestelltes „heiles“ Dorf, um dessen Kirche mehrere Häuser gruppiert sind. Die Tatsache, dass man das dargestellte Paar kaum von dem eingeführten Bildpaar „Maria mit dem Jesuskind“ unterscheiden kann, ist kein singuläres Phänomen. Weil die Muttergottes selbst ein „Vertriebenenschicksal“ erlebt hat, setzte man sich so sehr mit ihr gleich, dass man auch die Bilder anglich. In dem von Papst Pius XII. 1954 verfassten „Weihegebet der Heimatlosen“ wurde Maria offiziell zur Beschützerin der Heimatvertriebenen gemacht: „Heiligste Jungfrau Maria, Beschützerin der Entheimateten, welche überall in der Welt auf dem Wege sind, um Arbeit und Brot zu suchen, blicke teilnehmend auf uns und segne alle, die uns helfen. Du, welche Du selbst das Exil erfahren musstest, sei uns, die wir durch die Not enturzelt wurden, immer gnädig und gedenke unserer Brüder, die uns großherzig aufgenommen haben und uns teilhaben lassen an ihrer schweren Arbeit“;<sup>39</sup> heißt es darin.

Eine fast ebenso wichtige Rolle wie die „Gleichstellung“ mit Maria spielte nicht nur in der Heimatvertriebenen-Pastoral, sondern auch im Selbstbild der Gruppe der Vertriebenen der Vergleich ihres Schicksals mit dem der Heiligen Familie von Nazareth. Das „gegenreformatorische Konstrukt“ Heilige Familie<sup>40</sup>, das vom Zusammenfügen der Einzelkulte um Maria und Josef und von der Aufwertung der Rolle Josefs geprägt ist, erlebte in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eine nicht zu unterschätzende Renaissance. Die 1952 erschienene Apostolische Konstitution „*Exsul familia nazarethana*“ Pius' XII., deren Thema die Verbesserung der Migranten-Pastoral ist, geht zu Beginn – das Incipit macht dies ja deutlich – ganz dezidiert auf das Vorbild Heilige Familie ein. Ebenso dezidiert benennt ein Ersttagsbrief der Briefmarken zum Weltflüchtlingsjahr 1960 diese Verbindung: „Flüchtlingselend heute wie vor 2000 Jahren“ lesen wir als Kommentar zu einer Collage, bestehend aus dem Foto eines Heimatvertriebenen, der ein krankes weibliches Familienmitglied in einem Wagen hinter sich her zieht, und einer kleinformatigen Kopie von Michael Pachers „Flucht nach Ägypten“ aus dessen um 1480 entstandenem Wolfgangs-Altar in St. Wolfgang. (Abb. 16)

39 *Das Weihegebet der Heimatlosen*, in: Christ Unterwegs, 8. Jg., Nr. 1 (Januar 1954), S. 3.

40 Vgl. dazu: *Erlemann, Hildegard*: Die Heilige Familie. Ein Tugendvorbild der Gegenreformation im Wandel der Zeit. Kult und Ideologie, Münster 1993, hier v.a. S. 198.



Abb. 16: Ersttagsbrief zu den Sondermarken zum „Weltflüchtlingsjahr 1960“, Privatbesitz.

### *Die Darstellung des Verlusts*

Noch einmal zurück zum Gepäck, zum immateriellen Gepäck diesmal: Die Erinnerung an die alte Heimat verdichtet sich bei ihrer Veröffentlichung auf wenige Versatzstücke einer als verloren beschriebenen Kultur, auf Dinge, die zum Teil auch schon früher, in der alten Heimat, darstellenden Charakter besessen hatten.<sup>41</sup> Diese Leitfossile waren als erfolgreich erprobt, deshalb wurde auf sie zurückgegriffen.

Wie mit dem Gepäck als Zeichen gespielt wird, zeigt, um nur ein Beispiel zu nennen, ein Scherenschnitt der 1927 in Falkenau an der Eger geborenen Irma Weitzer, die ihn zusammen mit weiteren Heimatmotiven zu Beginn der 1990er Jahre entworfen und ausgeführt hat.<sup>42</sup> (Abb. 17) Der nur

41 Vgl. dazu: *Köstlin, Konrad*: Anmerkungen zur kulturellen Identität von Deutsch-Amerikanern. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde*, Band XI (1979), S. 77–110.

42 Die Karte ist Teil eines vom Heimatverband der Falkenauer 1999 herausgegebenen Postkartensamples. Die „volkskünstlerische“ Technik des Scherenschnitts ist wie der Holzschnitt bei Laien-Darstellungen von Flucht und Vertreibung sehr beliebt, zum einen wahrscheinlich wegen der relativ geringen Herstellungskosten, zum anderen aber wohl auch, weil man mit der durch harte Schnitte geprägten Drucktechnik die Dramatik des Geschehenen darzustellen vermag. Vgl. etwa Scherenschnitt „Die Vertreibung“ von Toni Kubitschke, in: *Trostbärnla. Heimatkalender Oberes Adlergebirge, Grulicher Ländchen, Friesetal*, 1958, S. 56; „Deutsche Passion 1945“ von F. Kraus, abgebildet in: *Karlsbader Badeblatt*, 4. Jg., Folge 14 (25.7.1954), S. 6; Holz- oder Linolschnitt „Deutsche Passion 1945“ von Ernst Birke, abgebildet in: *Karlsbader Zeitung*, 14. Jg., Folge 15/16 (15.8.1964).



Abb. 17:  
Postkarte mit Scherenschnitt  
von Irmtraud Weitzer, hg.  
vom Heimatverband der  
Falkenauer, 1999.

scheinbar axialsymmetrisch in Faltschnitttechnik hergestellte, mit einem Huasnoantoutara, der Egerländer Ikone schlechthin,<sup>43</sup> bekrönte Baum bietet auf seinen Ästen Platz für eine Vielzahl von Egerländer „Symbolen“: für die Egerer Niklaskirche und einen Egerländer Vierseithof mit dem zur volkskundlichen Ikone gewordenen Sonnentor, für die Falkenauer Industrie (vor allem den Bergbau) und Maria Kulm, die bekannteste Wallfahrt der Region, für den Franzensbader Franzensquell und den stilisierten Karlsbader Sprudel. Im unteren Bereich des Baumstammes steckt eine ausladende Säge. Die links und rechts von ihr stehenden, mit Gewehren bewaffneten Posten in Uniform weisen einen Mann und eine Frau weg vom Baum. Diese in Egerländer Tracht gekleidete Personen, eigentlich größer als die beiden „Grenzsoldaten“, wirken durch ihre etwas gebückte, nach vorne gebeugte Haltung kleiner, gebrochener als die ganz schwarz gefassten Grenzsoldaten, die gerade daste-

43 Zu dem zur Egerländer Ikone gewordenen Hosenknopf, dem Huasnoantoutara vgl. *Fendl, Elisabeth*: Die großen und die kleinen Zeichen. Symbole heimatlicher Identität. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 38 (1995), S. 188–199.



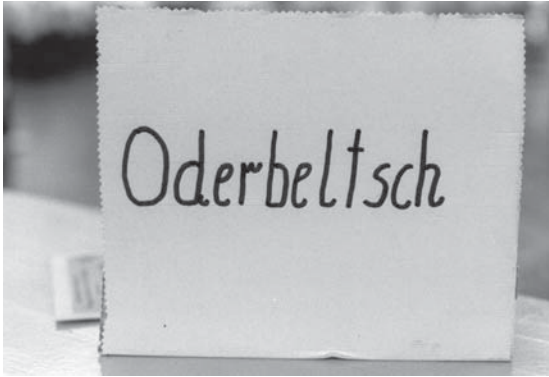


Abb. 18:  
Ortschild „Oderbeltsch“  
als Tischreservierung  
beim Schlesiertreffen  
2001 in Nürnberg,  
Foto: Elisabeth Fendl.

hen und mit erhobenem Gewehr in der einen Hand mit der anderen und vor allem mit einem ausgestreckten Finger den Weg anzeigen. Weg! Die betende Frau und der einen Spaten haltende Mann fügen sich diesem stummen Befehl. Mit dem geplanten Umstürzen des Baumes scheint alles, für was und mit dem sie gelebt haben, hinfällig zu werden. Hier ist eine Vertreibung aus dem Paradies dargestellt!<sup>44</sup> Die Technik Scherenschnitt steht, das sei zudem angemerkt, in diesem Fall ganz eindeutig auch für das Schwarz-Weiß der zu vermittelnden Aussage.

Der hier so drastisch dargestellte Blick auf das Zurückgelassene ist auch in den Inszenierungen auf den jährlichen Heimattreffen der Vertriebenenverbände zu beobachten: in der Dekoration der Stände der einzelnen Orts- und Kreisgemeinschaften, der Vereine und kirchlichen Zusammenschlüsse oder der Gesinnungsgemeinschaften, in deren Flyern oder der Ausstattung der „Heimathallen“, in denen jedem Heimatkreis ein eigener Bereich zugeteilt ist, der dann mit Hilfe von meist sehr individuell gestalteten Reservierungsschildern in Tische für die einzelnen Städte und Gemeinden gegliedert wird. Auch diese Tischkarten (Abb. 18) etwa erzählen vom Mitnehmen und Zurücklassen, doch vermitteln sie, gezeichnet vom spröden Charme des Selbstgebastelten, einen ganz anderen Umgang mit der alten Heimat.

44 Stephan Scholz hat mich während der Tagung auf diese offensichtliche, von mir zunächst dennoch übersehene, „Anspielung“ hingewiesen.

*Vertreibung inszeniert*

Die Inszenierung von Flucht und Vertreibung in Theaterstücken und, wie wir oben bereits gesehen haben, in „Weihespielen“ war vor allem in den 1950er und 1960er Jahren verbreitet. Josef Hanika nennt in seiner „Methodischen Forschungsanleitung“ für die Heimatvertriebenen-Volkskunde aus dem Jahr 1957 das „Theaterspiel“ als eine wichtige zu untersuchende „Erscheinung des kulturellen Lebens der Heimatvertriebenen“ und verweist auf die „Spiele von der Vertreibung, Spiele von der Heimatlosigkeit, der Flucht, der Begegnung zwischen Vertriebenen und Bodenständigen, die auch bei Wallfahrten, Heimattreffen aufgeführt werden“.<sup>45</sup>

2005 feierte das von der Laientheatergruppe „Waldschmidt Bühne e.V.“<sup>46</sup> im oberpfälzischen Eschlkam zur Aufführung gebrachte Theaterstück „Graubte Hoamat“ [Geraubte Heimat, EF], mit dem Untertitel „Trauerspiel aus Böhmen aus dem Jahre 1945“, in dem es um die Geschichte der Bewohner zweier Bauernhöfe in Grünau und in Rothenbaum im Böhmerwald geht, unerwartet große Erfolge. Das 1945/46 geschriebene Manuskript war von einem Eschlkamer Pfarrherren seit den 1950er Jahren aufbewahrt und dem Vereinsvorstand im Frühjahr 2006 mit der Bitte um Aufführung übergeben worden. Das Geheimnis um den Autor des Stückes wurde erst bei der ein halbes Jahr später stattfindenden Premiere gelüftet: es handelt sich um Monsignore Leopold Klima (1882–1955), der selbst aus dem Grenzort Rothenbaum stammte und ein in der Region bekannter Heimatschriftsteller war.<sup>47</sup> Das auf autobiographische Notizen gründende Stück schildert die Zeitspanne zwischen Kriegsende und Dezember 1945. Sowohl von der einheimischen Eschlkamer Bevölkerung als auch von verschiedenen sudetendeutschen Gruppierungen wurde es begeistert aufgenommen. „Die Art und Weise, wie das Thema der Vertreibung der Sudetendeutschen hier dargestellt wurde, bewegte“ – so heißt es auf der Homepage des Vereins – „sowohl Betroffene als auch Besucher der jüngeren Generationen, die meist

45 Hanika, Josef: Volkskundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung. Methodische Forschungsanleitung am Beispiel der deutschen Gegenwart. Salzburg 1957 (Schriftenreihe der Kommission für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 1), S. 113–115, Zitat S. 114. – Vgl. zum Thema Laientheater auch die reichhaltigen Bestände des Karasek-Archivs im Johannes-Künzig-Institut, Freiburg.

46 Der 2002 gegründete Verein ist nach dem im oberpfälzischen Eschlkam geborenen bayerischen Heimatschriftsteller Maximilian Schmidt, gen. Waldschmidt (1832–1919) benannt und hat sich zum Ziel gesetzt, „im Volkstheater vergangene Zeiten aufleben zu lassen“. Vgl. dazu: [www.waldschmidt-buehne.de](http://www.waldschmidt-buehne.de), letzter Zugriff am 3.11.2010.

47 Vgl. Lamecker, Gerhard: Ein Priester, Schriftsteller und Germanist. Geheimnis um die „G’raubte Hoamat“ gelüftet. In: Kötztlinger Zeitung vom 4.11.2006.

kaum von dieser Tragödie wußten.“ Und, wohl um etwaige „Revanchismus“-Vorwürfe schon im Voraus zu verhindern, wird angefügt: „Auch tschechische Gäste zeigten sich begeistert.“<sup>48</sup>

Die Bilder, die in dem Stück von der alten Heimat, von Flucht und Vertreibung gezeichnet werden, sind die bekannten. Wie die im Folgenden zitierten Zusammenfassungen zweier Akte zeigen, werden zwar auch Themen wie etwa die deutsche Schuld angesprochen, doch sie werden, kaum genannt, bereits wieder ein Stück weit relativiert: „4. Akt: Heuerte 1945: Erste Berichte über Vertreibungen in Aussig erreichen Grünau. Der Altbauer befürchtet die Rache für die Greuelthaten *des NS-Regimes* am tschechischen Volk.“ – „7. Akt: Drei Tage vor Weihnachten: Alles Hoffen war umsonst. Nach der Warnung eines befreundeten Tschechen verlassen die Böhmerwälder nur ein paar Stunden vor ihrem Abtransport schweren Herzens Haus und Hof: Zuvor bitten alle gemeinsam an der Schwalbenhofkapelle um Vergebung für sich selbst und für *ihre Feinde*. Der Altbauer segnet zum Abschied seine Heimat.“<sup>49</sup> Entsprechende Zitate aus dem Gästebuch der Waldschmidt Bühne lauten: „Du musst nicht alles sagen, was wahr ist – aber das, was Du sagst, muß wahr sein.“ – „Als ob die jungen Darsteller es selbst erlebt hätten. Autentisch [sic], genauso war es.“<sup>50</sup>

### *Vertreibung historisiert*

„Genauso war es“ – Als die westlich des Ammersees zwischen Landsberg und Weilheim liegende Gemeinde Ludenhausen im Jahre 2004 ihr 1200jähriges Ortsjubiläum feierte, konnte man im „Historischen Festzug“ neben Römern, Kelten, Bajuwaren und zugewanderten Tiroler Bauern in der Darstellung der Stadtgeschichte auch die Zugeinheit „Heimatvertriebene kommen nach Ludenhausen“ betrachten. (Abb. 19) Diese war von der Mutter-Kind-Gruppe Ludenhausen gestaltet und wurde im Programm folgendermaßen beschrieben: „Im April 1946 kamen 196 Flüchtlinge aus dem Sudetenland nach Ludenhausen. Alles was sie mitnehmen durften war 30 kg Gepäck pro Person und was sie am Leib trugen. Man kann sich vorstellen, unter welchen Bedingungen sie anfangs ihr neues Dasein fristen mussten.“<sup>51</sup> Geht man davon aus, dass die Ikonografie der Inszenierung, wie wir sie hier sehen, nicht nur der durchführenden Mutter-Kind-Gruppe geschuldet war, so

48 [www.waldschmidtbuehne.de/gruendung.htm](http://www.waldschmidtbuehne.de/gruendung.htm), letzter Zugriff am 3.11.2010.

49 Zit. nach dem Programmzettel der Aufführungen von „Graubte Hoamat“ im März 2007. Hervorhebungen durch Elisabeth Fendl.

50 Zit. nach ebd.

51 Vgl. dazu: [www.ludenhausen1200.de/festzug.htm](http://www.ludenhausen1200.de/festzug.htm). Bilder des Festzugs unter: [http://ludenhausen.de/festzug\\_bilder.htm](http://ludenhausen.de/festzug_bilder.htm), letzter Zugriff am 10.10.2009.



Abb. 19: Historischer Festzug Ludenhausen 2004, aus: [www.ludenhausen.de/festzug\\_bilder.htm](http://www.ludenhausen.de/festzug_bilder.htm).

wurde hier auf ein Bild zurückgegriffen, das in der Darstellung von Flucht und Vertreibung bereits kanonisiert ist: Frauen und Kinder mit Gepäck unterwegs.<sup>52</sup>

Bei einer nur kurzen Recherche im Internet finden sich mehrere solcher Festzug-Gruppen, die alle ähnlich „ausstaffiert“ sind: Da stellt die Ortsgruppe der Sudetendeutschen Landsmannschaft Waldkraiburg beim Festzug zum 50jährigen Bestehen der Stadt im Juli 2000 „Die Ankunft der ersten Heimatvertriebenen in Waldkraiburg“ dar.<sup>53</sup> Da wird beim Historischen Festzug „Reicholzried – Im Wandel der Zeit“ anlässlich des 29. Bezirksmusikfestes am 9.7.2000 vom Fremdenverkehrsverein Dietmannsried die Gruppe „Vertriebene und Flüchtlinge“ vorgeführt.<sup>54</sup> Da wurde zur 1200-Jahrfeier der Stadt Ismaning „in 70 Einzelbildern“ die Geschichte des Ortes

52 Vgl. dazu auch den Beitrag von *Stephan Scholz* in diesem Band.

53 Vgl. dazu: Festzug am 16.7.2000, [www.sudeten-waldkraiburg.iivs.de/presse/umzug/festzug.htm](http://www.sudeten-waldkraiburg.iivs.de/presse/umzug/festzug.htm), letzter Zugriff am 1.11.2010.

54 Vgl. dazu: [www.musikverein-reicholzried.de/musik/rueckblick/musikfest/fzb66.htm](http://www.musikverein-reicholzried.de/musik/rueckblick/musikfest/fzb66.htm), letzter Zugriff am 1.11.2010.

inszeniert, wobei auf die Gruppe der abziehenden Amerikaner Flüchtlinge und Heimatvertriebene folgten.<sup>55</sup>

Torsten Koch und Sabine Moller beschreiben in ihrer Untersuchung zu „Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis“, wie die „Ankunft der Heimatvertriebenen“ in einem „historischen Festzug“ im niedersächsischen Grasleben im Jahre 2001 dargestellt wurde: „Einige junge Frauen hatten sich so gekleidet, wie sie meinten, dass ihre Großmütter bei Flucht bzw. Vertreibung gekleidet waren. Sie trugen Kittelschürzen und Kopftücher und fuhren ihre kleinen Kinder in alten Kinderwagen vor sich her. [...] Die Bollerwagen waren vollgestopft mit allerhand Gegenständen und Utensilien, wie Decken und Töpfe.“<sup>56</sup> Die Autoren werten das „Nachstellen der Flucht“ als Gemeinschaftserfahrung, „die in Form der Selbstdarstellung der Flüchtlinge und Vertriebenen und ihrer Angehörigen ihre Gestalt findet“. Das einstige Stigma des Andersseins würde jetzt „selbstbewusst aufgegriffen“, dabei stünden die vorgeführten Kittelschürzen heute nicht mehr nur für Armut, sondern „auch für den erfolgreichen Neuanfang“.<sup>57</sup> Und sie konstatieren weiter: „Im Umgang mit der Vertreibungsgeschichte des 20. Jahrhunderts scheint sich ein grundlegender Wandel abzuzeichnen. Während Wissenschaft und Publizistik sich den Vertreibungs- und Fluchterfahrungen auf neuen Wegen (wieder-)annähern, kommt es auf lokal-historischer Ebene zu neuen Formen der Vergegenwärtigung der Vergangenheit.“<sup>58</sup>

Während in den 1950er und 1960er Jahren die Selbstpräsentation „der“ Heimatvertriebenen meist mit Hilfe von Motivwägen zu Besonderheiten und Sehenswürdigkeiten der alten Heimat geschah (Abb. 20) und stolz (nachgeschneiderte) Heimatrachten präsentiert wurden, wird jetzt immer häufiger das gezeigt, was lange Jahre Hänseleien und Diskriminierung befürchten las-

55 Vgl. dazu: [http://1200jahre.ismaning.de/bilder\\_festzug](http://1200jahre.ismaning.de/bilder_festzug), letzter Zugriff am 1.11.2010. – Die Ausstattung dieser Festzüge wäre eine eigene Untersuchung wert. Wie in diesem Fall wird häufig auf die „originalgetreue Ausstattung der Mitwirkenden“ hingewiesen.

56 Koch, Torsten und Sabine Moller: Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis. In: Schulze, Rainer (Hg.): Zwischen Heimat und Zuhause. Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene in (West-)Deutschland 1945–2000. Osnabrück 2001, S. 216–227. Freundlicher Hinweis von Stephan Scholz, Oldenburg. – Diese Beschreibung deckt sich mit den von mir gemachten Beobachtungen. Bei der Ausstaffierung der Teilnehmer dieser und ähnlicher Festzuggruppen wird immer wieder auf das Stereotyp der „Trümmerfrau“ und die damit verbundenen Klischees und Bilder zurückgegriffen. Zum Mythos „Trümmerfrau“ vgl. Krauss, Marita: Trümmerfrauen. Visuelles Konstrukt und Realität. In: Paul, Gerhard (Hg.): Das Jahrhundert der Bilder. Band I: 1900–1949. Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 2009, S. 738–745.

57 Koch/Moller (wie Anm. 56), S. 266.

58 Koch/Moller (wie Anm. 56), S. 227.

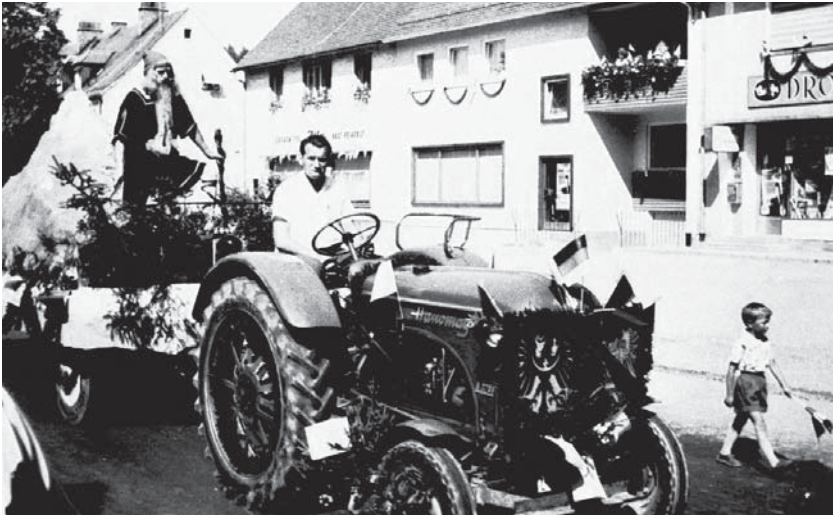


Abb. 20: „Rübezahl“ auf dem Festwagen der Landsmannschaft Schlesien beim Festzug der 10-Jahr-Feier der Vertriebenengemeinde Neutraubling, 1961. Archiv der Stadt Neutraubling.

sen musste: Armut und Notbehelfe. Dass solcherart „Vergegenwärtigung der Vergangenheit“ auch Demonstration und Provokation sein kann, zeigt die Tatsache, dass beim Sudetendeutschen Tag (einige wenige) Teilnehmer die Messehallen mit einer weißen, mit N gekennzeichneten Armbinde betreten und durchlaufen, und man, wie ein abschließendes Foto zeigt, diese Armbinden an manchen Sudetendeutschen Tagen auch kaufen kann. (Abb. 21)

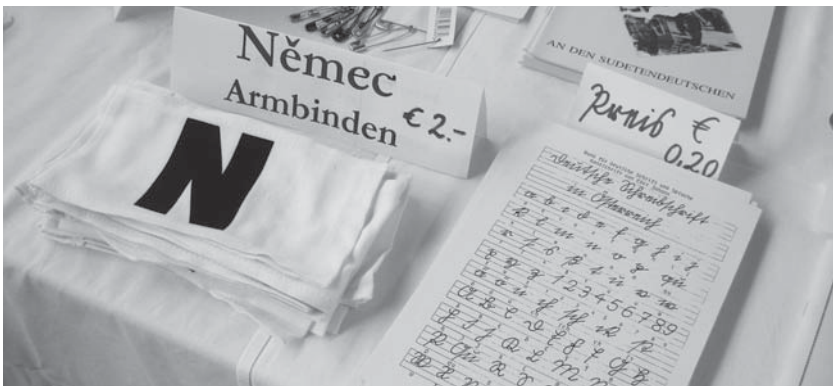


Abb. 21: Weiße Armbinden, angeboten am Sudetendeutschen Tag 2007 in Augsburg, Foto: Elisabeth Fendl.



Tim Völkerling

## Die Musealisierung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration.

### Analysen zur Debatte um einen neuen musealen Gedenkort und zu historischen Ausstellungen seit 1950

#### Einleitung

Mit dem Einmarsch in Polen am 1. September 1939 löste das Deutsche Reich den Zweiten Weltkrieg aus und verursachte in der Folge unfassbares Leid und bis dahin unvorstellbare Zerstörungen auf dem europäischen Kontinent. In der Schlussphase des Krieges und in den ersten Jahren danach mussten circa zwölf Millionen Deutsche aus den Ostgebieten des Deutschen Reiches bzw. aus ihren Siedlungsgebieten in Ost- und Südosteuropa fliehen, wurden (zwangs-)evakuiert oder von dort vertrieben. Schon während des Krieges wurden in Osteuropa ansässige „volksdeutsche“ Bevölkerungsgruppen im Zuge des so genannten „Hitler-Stalin-Paktes“ von den Nationalsozialisten umgesiedelt. Nach dem gewaltsamen Verlust ihrer alten Heimat waren diese Menschen in der Nachkriegszeit gezwungen, in den alliierten Besetzungszonen eine neue Heimat zu finden. Debatten über das Gedenken der Ereignisse sowie den Erfolg und Misserfolg der Integration der Heimatvertriebenen dauern bis in die Gegenwart an.<sup>1</sup>

Von wem, warum und wie diese Ereignisse von Flucht, Vertreibung und Integration in den letzten Jahrzehnten in der Bundesrepublik Deutschland

---

1 Zum historischen Fall (seinen Ursachen, Anlässen, Folgen und Wirkungen) ist umfassend geforscht worden, vgl. als Einführung z.B. *Faulenbach, Bernd*: Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße. Zur wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussion in Deutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 51–52 (2002), S. 44–54; oder *Brandes, Detlef; Sundhausen, Holm; Troebst, Stefan* (Hg.): *Lexikon der Vertreibungen. Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts*, Wien u.a. 2010. – Die Frage der Opferzahlen war und ist noch immer sehr umstritten. Vgl. einen Aufsatz von *Žurek, Robert*: Wie viele Vertreibungsoffer? In: *Zentrum für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften* (Hg.): *1. September 1939–2009. Ein deutsch-polnischer Erinnerungsort*. Berlin 2009, S. 25–34. Zur Forschung über die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen siehe z.B. *Krauss, Marita*: *Integrationen. Fragen, Thesen, Perspektiven zu einer vergleichenden Vertriebenenforschung*. In: *Dies.* (Hg.): *Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945*. Göttingen 2008, S. 9–21; breit rezipiert wurde zuletzt das Buch von *Kossert, Andreas*: *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*. München 2008.



musealisiert und besonders in historischen (Gedenk-)Ausstellungen dargestellt worden sind, sind die Leitfragen dieses Aufsatzes. Vor der Beantwortung dieser Leitfragen sollen zunächst in einem ersten Aufsatzteil verschiedene Akteure, Interessen und Ergebnisse des aktuellen politischen, wissenschaftlichen und medialen Diskurses vorgestellt werden, um ein zentrales geschichtspolitisches Argument in der jüngsten Debatte über die Musealisierung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration zu entlarven: die scheinbare „Tabuisierung“ des Schicksals der Flüchtlinge und Vertriebenen.

Die Beantwortung der Leitfragen geschieht danach in zwei Schritten. Zunächst werden drei Phasen der Musealisierung der hier behandelten Themen herausgearbeitet. Dabei stehen die jeweiligen gesellschaftlichen Kontexte sowie die Interessen, Zielsetzungen und Argumente der Akteure, die an der Institutionalisierung verschiedener Museen beteiligt waren, im Zentrum der Untersuchung.<sup>2</sup> In einem zweiten Schritt werden in einem deskriptiven Überblick 87 Sonder-, Wander- und Wechselausstellungen verschiedener Institutionen und Organisationen vorgestellt, die seit 1950 durchgeführt worden sind und in denen ein besonderer Fokus auf die Präsentation der Themen Flucht, Vertreibung und Integration gelegt wurde.<sup>3</sup> Der deskriptive Überblick soll zeigen, dass diese scheinbar tabuisierten Themen nicht nur in bestehenden „ostdeutschen“ Museumsinstitutionen,<sup>4</sup> sondern beson-

- 
- 2 Die Quellengrundlage bilden Verlautbarungen von Politikern und Interessenverbänden sowie öffentliche Berichterstattungen. Ferner wurden Artikel und Nachrichten ausgewählter Jahrgänge der vom Ostdeutschen Kulturrat herausgegebenen Zeitschriften „Kulturpolitische Korrespondenz“ (im Folgenden KK) und „Der gemeinsame Weg – Ostdeutsche Patenschaften, Archive, Museen, Bibliotheken“ sowie des „Deutschen Ostdienstes – Informationsdienst des Bundes der Vertriebenen – Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände“ (im Folgenden DOD) berücksichtigt. Zudem wurden möglichst viele Bundestagsdrucksachen gesichtet, besonders die Berichte der Bundesregierung zu ihren Maßnahmen nach §96 des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG) und die zugehörigen parlamentarischen Beratungsabläufe. Eingesehen wurden nur die Berichte ab 1973, da die vorhergehenden der Geheimhaltung unterliegen.
  - 3 Quellengrundlage waren hier vor allem die publizierten Ausstellungskataloge, besonders deren Vorworte.
  - 4 Viele dieser „ostdeutschen“ Museumseinrichtungen wurden im Rahmen des §96 BVFG, das 1953 verabschiedet wurde, staatlich gefördert. Der Paragraph lautet: „Bund und Länder haben entsprechend ihrer durch das Grundgesetz gegebenen Zuständigkeit das Kulturgut der Vertreibungsgebiete in dem Bewußtsein der Vertriebenen und Flüchtlinge, des gesamten deutschen Volkes und des Auslandes zu erhalten, Archive, Museen und Bibliotheken zu sichern, zu ergänzen und auszuwerten sowie Einrichtungen des Kunstschaffens und der Ausbildung sicherzustellen und zu fördern. Sie haben Wissenschaft und Forschung bei der Erfüllung der Aufgaben, die sich aus der Vertreibung und der Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge ergeben, sowie die Weiterentwicklung der Kulturleistungen der Vertriebenen und Flüchtlinge

ders auch in temporären Ausstellungsprojekten anderer Einrichtungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind.<sup>5</sup> Die These dieses Aufsatzes lautet demgemäß, dass die Themen Flucht, Vertreibung und Integration ebenso wie die Kultur und die Geschichte der Deutschen in Ost-, Mittel- und Südosteuropa stets ein Teil der pluralistischen bundesdeutschen musealen Geschichtskultur waren.<sup>6</sup>

### *Geschichtskulturelle Hintergründe zur aktuellen Debatte um die Musealisierung von Flucht, Vertreibung und Integration*

Im Jahr 1999 stellte Erika Steinbach, die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV), der Öffentlichkeit erstmals die Idee für einen neuen Gedenkort in Berlin vor.<sup>7</sup> Im Juni des folgenden Jahres präsentierte der BdV offiziell sein Konzept der neu gegründeten Stiftung, die die Funktionen einer Gedenkstätte, eines Museums, einer wissenschaftlichen Dokumentations- und Archivstelle sowie einer Begegnungsstätte miteinander vereinen sollte. Die CDU-Bundestagsabgeordnete Erika Steinbach und ihre Mitstreiter, u.a. der ehemalige SPD-Bundesgeschäftsführer Peter Glotz, nannten ihre Unternehmung „Zentrum gegen Vertreibungen“ (ZgV).<sup>8</sup> Das Anliegen dieser

---

zu fördern. Die Bundesregierung berichtet jährlich dem Bundestag über das von ihr Veranlaßte.“

- 5 Unter dem verwendeten Begriff „Musealisierung“ werden hier jegliche Kulturphänomene und -projekte gezählt, die sich des klassischen Mediums eines Museums, der Ausstellung, bedienen, so etwa auch die Einrichtungen und Tätigkeiten von Gedenk- oder Dokumentationsstätten, die als (zeitgeschichtliche) Sonderform des Museums gelten. Vgl. dazu *Vieregg, Hildegard*: Geschichte des Museums. Eine Einführung. München 2008, S. 127ff. oder *Knigge, Volkhard*: Gedenkstätten und Museen. In: Ders. und Norbert Frei: Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. Bonn 2005, S. 398–409.
- 6 In diesem Aufsatz werden einige Ergebnisse aus dem laufenden Dissertationsprojekt des Verfassers vorgestellt (vgl. für theoretische Diskussionen zur Kategorie Geschichtskultur sowie erste Resultate und Überlegungen zur Thematik *Völkering, Tim*: Flucht und Vertreibung im Museum. Zwei aktuelle Ausstellungen und ihre geschichtskulturellen Hintergründe im Vergleich. Berlin 2008).
- 7 Vgl. z.B. *Kowitz, Dorit*: Ins Schloß gelockt. Interview mit Erika Steinbach. In: Süddeutsche Zeitung (im Folgenden SZ) vom 24.3.1999.
- 8 Laut Vorwort des ursprünglichen 21-seitigen Konzeptpapiers sollte das „Zentrum gegen Vertreibungen“ als „zentrale Informations-, Dokumentations-, Archiv- und Begegnungsstätte errichtet“ werden, die Gestaltungselemente eines modernen Museums und einer traditionellen Gedenkstätte („Requiem-Rotunde für Besinnung und Andacht“) miteinander vereint. Vgl. *Bund der Vertriebenen* (Hg.): Zentrum gegen Vertreibungen. Stiftung der deutschen Heimatvertriebenen (Konzeption). Bonn 2000. Seit Juli 2002 ist die weiterentwickelte, aktualisierte Konzeption des ZgV online unter [www.z-g-v.de](http://www.z-g-v.de) einzusehen. Der geplanten Gedenkstätte wurden im Laufe der folgenden Debatte von verschiedenen Seiten unterschiedliche Hauptfunktionen zugeordnet. Vgl. z.B. *Leithäuser, Johannes*: Vertriebene wollen Wege

Stiftung war und ist es, *erstens* das „Schicksal der mehr als 15 Millionen deutschen Deportations- und Vertreibungsoffer aus ganz Mittel-, Ost- und Südosteuropa mit ihrer Kultur und ihrer Siedlungsgeschichte“ darzustellen, *zweitens* „die Veränderungen Deutschlands durch die Integration Millionen entwurzelter Landsleute mit den Auswirkungen auf alle Lebensbereiche“ auszuleuchten und zu würdigen und *drittens* „auch Vertreibung und Genozid an anderen Völkern, insbesondere in Europa“ zu dokumentieren.<sup>9</sup>

Nach der Bekanntmachung des Konzeptes entwickelte sich eine Debatte, die nicht nur in der deutschen Politik, in der Wissenschaft und in den Medien kontrovers geführt wurde, sondern auch in Polen (und anderen Nachbarländern) hohe Wellen schlug.<sup>10</sup> Unterschiedliche und alternative Konzepte des Gedenkens wurden entwickelt und in der Öffentlichkeit diskutiert: Die Schwesterparteien CDU/CSU unterstützten mehrheitlich die überparteiliche Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen“ und forderten ihre Unterstützung durch die Bundesregierung. Weil die meisten Vertreter der rot-grünen Regierungskoalition im ZgV-Projekt Tendenzen einer nationalen Nabelschau befürchteten, initiierten sie in Zusammenarbeit mit osteuropäi-

---

zur Verständigung weisen. Das „Zentrum gegen Vertreibungen“. In: FAZ vom 7.6.2000, S. 5. – Ursprünglich sollte die Gedenkstätte „Zentrum der 15 Millionen“ genannt werden. In den frühen Verlautbarungen war nicht die Rede davon, andere Vertreibungsschicksale zu präsentieren (vgl. z.B. (DOD): Wir brauchen in Berlin ein „Zentrum der 15 Millionen“. Ein weißer Fleck muß aufgearbeitet werden. In: DOD (1999), Nr. 12, S. 5).

- 9 Vgl. ausführlicher unter [www.z-g-v.de/aktuelles/?id=35](http://www.z-g-v.de/aktuelles/?id=35) [Stand: 19.10.2009]. Die vierte Aufgabensäule ist die Verleihung des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises. Dass es den Initiatoren des ZgV in inhaltlicher Hinsicht nicht allein, wie es die Titelbezeichnung suggeriert, um die museale Darstellung von „Flucht und Vertreibung“ und ihrer Folgen im 20. Jahrhundert ging, sondern auch um eine Art Museum des „Deutschen Ostens“ bzw. eine Art zentrale ostdeutsche Heimatstube, wird in der ursprünglichen Konzeption (siehe Anm. 8) deutlich: „Unter einem Dach sollen die Kultur, das Schicksal und die Geschichte der deutschen Vertiebenen und ihrer Heimat im Zusammenhang erfahrbar sein“ (S. 1). Unter dem Stichwort „Heimatland“ werden geplante Inhalte einer zukünftigen Dauerausstellung beschrieben (S. 13): „Vorgestellt werden Städte wie Breslau, Danzig oder Königsberg [...] Leben in Ostpreußen, Pommern, Ostbrandenburg und Schlesien [...] das Sudetenland, gemischtnationale Gebiete im Baltikum, in Polen, in der Sowjetunion und die Siedlungsinseln in Ungarn, Rumänien, der Tschechoslowakei und Jugoslawien [...]“.
- 10 Debattiert wurde u.a. über den geeigneten Ort des Gedenkens, die Trägerschaft einer musealen Gedenkstätte sowie über Konzepte und Inhalte. Eine umfangreiche Dokumentensammlung hat vorgelegt *Troebst, Stefan* (Hg.): Vertreibungsdiskurs und europäische Erinnerungskultur. Deutsch-polnische Initiativen zur Institutionalisierung. Eine Dokumentation. Osnabrück 2006. Zu den Dimensionen des internationalen Diskurses siehe *Haslinger, Peter; Franzen, K. Erik; Schulze-Wessel, Martin* (Hg.): Diskurse über Zwangsmigrationen in Zentraleuropa. Geschichtspolitik, Fachdebatten, literarisches und lokales Erinnern seit 1989. München 2008.

schen Nachbarn eine neue Stiftung mit dem Namen „Europäisches Netzwerk Erinnerung und Solidarität“. Andere Akteure wiederum wollten auf eine neue zentrale Berliner Gedenkstätte für die Opfer von Flucht und Vertreibung verzichten, weil in dieser politische und soziale Konflikte der Vergangenheit umgedeutet würden in ethnische Probleme.<sup>11</sup>

Ein richtungsweisendes politisches Zwischenergebnis dieser Debatte war der Kompromiss im schwarz-roten Koalitionsvertrag aus dem Jahr 2005, in Berlin „im Geiste der Versöhnung ein sichtbares Zeichen gegen Flucht und Vertreibung“ zu errichten. Fast die gesamte anschließende Legislaturperiode hindurch wurde in der Bundesregierung darüber verhandelt, wie dieses begrifflich nebulöse Gebilde, das „sichtbare Zeichen“, auszugestalten sei. Im Dezember 2008 verabschiedeten die Regierungsparteien mit Unterstützung der FDP schließlich ein Gesetz, wonach unter dem Dach des Deutschen Historischen Museums in Berlin eine unselbstständige Stiftung eingerichtet wird, die den Namen „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ trägt. Aufgabe dieser neuen Institution wird es sein, die historischen Ost- und Siedlungsgebiete der deutschen Bevölkerung in Osteuropa, die Ereignisse von „Flucht und Vertreibung“ während und nach dem Zweiten Weltkrieg sowie die Integration der Vertriebenen nach 1945 zu dokumentieren und zu vermitteln. Zudem sollen – unter der historiographischen Prämisse, dass das 20. Jahrhundert das „Jahrhundert der Vertreibungen“ sei – die Schicksale anderer Opfergruppen von Zwangsmigrationen präsentiert werden.<sup>12</sup>

Vergleicht man die konzeptionellen Ideen für das „Zentrum gegen Vertreibungen“ mit denen der neuen „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöh-

---

11 Eine Übersicht zu den Positionen findet sich bei *Völkerking, Tim*: „Nicht hinter jedem Namen steckt ein kluger Gedanke“. Vom Zentrum zum Netzwerk zu einer Stiftung der Versöhnung – der begriffliche Wandel eines neuen Gedenkortes für die Opfer von „Flucht und Vertreibung“. In: Handro, Saskia und Bernd Schönemann (Hg.): *Geschichte und Sprache*. Berlin 2010, S. 221–237.

12 Siehe [www.dhm.de/sfvv](http://www.dhm.de/sfvv) [Stand: 6.1.2010]. Das entscheidende Konzept wurde von Kulturstaaatsminister Bernd Neumann bereits am 19.3.2008 vorgestellt (siehe [www.bundesregierung.de/Content/DE/\\_\\_\\_Anlagen/BKM/2008-04-09-sichtbares-zeichen-konzeption-barrierefrei.property=publicationFile.pdf](http://www.bundesregierung.de/Content/DE/___Anlagen/BKM/2008-04-09-sichtbares-zeichen-konzeption-barrierefrei.property=publicationFile.pdf) [Stand: 16.10.2009]). Die Koalitionsparteien CDU/CSU und SPD sowie die FDP stimmten dem Gesetzesentwurf zu, die GRÜNEN enthielten sich, die LINKE war dagegen, vgl. dazu das Plenarprotokoll 16/193 des Deutschen Bundestages vom 4.12.2008, S. 20848f. sowie S. 20942-20948. Der Gesetzesentwurf findet sich unter der Bundestagsdrucksache 16/10571 vom 14.10.2008. Grundsätzlich sollen sich Inhalt, Methode und Ästhetik der „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ (im Folgenden Stiftung FVV) dabei an der Wanderausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration“ orientieren, die das Bonner Haus der Geschichte von Dezember 2005 bis April 2007 in Bonn, Berlin und Leipzig zeigte.

nung“, wird deutlich, wie ähnlich sich beide sind.<sup>13</sup> Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die Befürworter eines ZgV in der geschichtskulturellen Konkurrenz durchgesetzt haben. Denn durch die Initiative und den politischen Druck eines gesellschaftlichen Interessenverbandes und seiner geschichtspolitischen Sympathisanten wurde eine staatliche Institution des Gedenkens gegründet.

Im Juli 2009 dankte Erika Steinbach ihrem CDU-Parteikollegen, dem Kulturstaatsminister Bernd Neumann, „für vier Jahre härtester Arbeit“, die „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ auf den Weg gebracht zu haben. Das ZgV und der BdV würden die neue Einrichtung voll und ganz unterstützen, „denn sie ist ja unser Kind“ und dieses werde man „sorgsam und wachsam begleiten“.<sup>14</sup> Da im Stiftungsrat 6 von 21 Mitgliedern durch den BdV gestellt werden, wird eine aktive Begleitung auch möglich sein.<sup>15</sup> Zudem wurden in den international zusammengesetzten wissenschaftlichen Beirat Akteure berufen, die in der jahrelangen Debatte als Befürworter eines ZgV auftraten.<sup>16</sup> Ebenso hatte sich der im Juli 2009 berufene Direktor der

---

13 Wenngleich noch nicht feststeht, was genau die Stiftung FVV in ihrer Dauerausstellung zeigen wird, wird den kulturhistorischen Aspekten des „Deutschen Ostens“ (wahrscheinlich) nicht so viel Raum gegeben, wie es für das ZgV gedacht war/ist bzw. wie es in den bereits bestehenden Ostdeutschen Landesmuseen getan wird. Zumindest sind diese kulturhistorischen Hintergründe im Stiftungsgesetz nicht explizit aufgeführt. Erste konzeptionelle Verlautbarungen und personelle Beteiligungen lassen eine Thematisierung des „Deutschen Ostens“ bzw. der Vorgeschichte(n) von Flucht und Vertreibung aber wahrscheinlich werden (vgl. zu dieser Problematik auch die Erläuterungen im Bereich der Anm. 8–9). In der Frage der Funktion muss konstatiert werden, dass die Stiftung ebenfalls eine Mischform zwischen Museum, Gedenk- und Dokumentationsstätte darstellt.

14 Die Zitate sind entnommen aus der Eröffnungsrede Erika Steinbachs anlässlich der Sonderausstellung „Die Gerufenen – Deutsches Leben in Mittel- und Osteuropa“, die vom ZgV durchgeführt und am 15. Juli 2009 im Berliner Kronprinzenpalais eröffnet wurde. Vgl. [www.ausstellung-die-gerufenen.de/index.php?id=9](http://www.ausstellung-die-gerufenen.de/index.php?id=9), letzter Zugriff am 20.10.2009.

15 In der ersten Fassung des Stiftungsgesetzes waren für den Stiftungsrat nur 13 Personen vorgesehen, davon drei vom BdV. Nach einer Kontroverse Anfang 2010 wurde das Gremium, das wesentliche inhaltliche Belange der Stiftung beschließt, personell aufgestockt; die Mehrheitsverhältnisse also deutlich zu Gunsten des BdV verschoben. Vgl. Bundestagsdrucksache 17/1400 vom 20.4.2010; zur Kontroverse z.B. *Kohler, Berthold und Reinhard Müller*: FAZ-Interview mit der Präsidentin des Bundes der Vertriebenen. „Bin zum Verzicht bereit – für eine Lösung der Vernunft“. In: FAZ vom 5.1.2010, S. 5 oder *Bota, Alice*: Dann eben ohne. Erika Steinbach fordert zu viel. Die Erinnerung an die Vertreibung gehört nicht den Vertriebenen allein. In: DIE ZEIT vom 7.1.2010, S. 10.

16 Gemeint sind das Beiratsmitglied Andreas Kossert, der seit Anfang 2010 als wissenschaftlicher Referent der Stiftung FVV angestellt ist (*Kossert* (wie Anm. 1), S. 336ff.), ferner Helga Hirsch (vgl. *Hirsch, Helga*: Flucht und Vertreibung – Kollektive Erinnerung im Wandel. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 40–41

Stiftung, der Historiker Manfred Kittel, im Vorfeld der Gründung für die Notwendigkeit eines zentralen Ausstellungs- und Gedenkortes ausgesprochen. Er kritisierte in seiner Studie „Vertreibung der Vertriebenen?“, dass nicht schon früher ein „großer erinnerungskultureller Leuchtturm mit bundesweiter Ausstrahlung“ errichtet worden sei, der die Anliegen eines ZgV in einer Art ostdeutschem „Zentralmuseum“ umgesetzt hätte.<sup>17</sup>

Es ist zu vermuten, dass dieser Institutionalisierungserfolg das Ergebnis einer kommunikativen Strategie gewesen ist, die darin bestand, die Forderungen nach einem „Zentrum gegen Vertreibungen“ seit 1999 mit steter Regelmäßigkeit zu wiederholen, bis die Idee im gesellschaftlichen Diskurs verankert und nicht mehr wegzudenken war. Bereits in einem Kommentar in der *Süddeutschen Zeitung* aus dem Jahr 2000 wurde das Vorgehen als eine Strategie der „kalkulierten Provokation“ bezeichnet.<sup>18</sup> Die permanente Wahrnehmung des ZgV wurde auch dadurch begünstigt, dass die mediale Berichterstattung über den Konflikt mit den gedenkpolitischen Gegnern aus Deutschland und Polen zu seiner Bekanntheit beitrug.<sup>19</sup>

Förderlich für den Bekanntheitsgrad des ZgV und die Verbreitung seiner geschichtspolitischen Botschaften war zudem, dass die Themen Flucht, Vertreibung und Integration im Zuge der Debatte um das ZgV seit 1999 verstärkt in anderen massenmedialen Kontexten aufgegriffen wurden: sei es, dass sympathisierende Akteure das Anliegen des ZgV mit eigenen Projekten und Aktionen unterstützten; oder sei es, dass andere, geschichtspolitisch weniger ambitionierte Akteure aus der Medien-Welt die „attraktive“ Thematik benutzten, um ein eigenes Produkt auf dem geschichtskulturellen Markt für kommerzielle Zwecke zu platzieren. Hierzu gehören beispielsweise öffentlichkeitswirksame historische Sonderausstellungen wie „Flucht,

---

(2003), S. 14–26) und Peter Becher (vgl. *Becher, Peter*: Außenansicht. Das Leid der Opfer nicht vergessen. In: SZ vom 30.10.2003). Hirsch und Becher sind bereits Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des ZgV. Im März 2010 traten Kristina Kaiserová und Helga Hirsch aus dem Beirat der Stiftung FVV aus. Zum Rücktritt Tomasz Szarotas Ende 2009 siehe einen Hintergrundbericht von *Mönch, Regina*: Stiftung Vertreibung. Ein sichtbar schlechtes Zeichen. In: FAZ vom 18.12.2009.

17 Vgl. *Kittel, Manfred*: Vertreibung der Vertriebenen? Der historische deutsche Osten in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik (1961–1982). München 2007, besonders S. 183f., die Zitate auf S. 184.

18 Vgl. *Brössler, Daniel*: Kalkulierte Provokation. In: SZ vom 7.8.2000.

19 Wahrscheinlich konnten sich Erika Steinbach und ihre Mitstreiter aus den Reihen von BdV und Politik die Tatsache zu Nutze machen, dass Medien dann berichten, wenn sie Kontroversen und Konflikte darstellen können, weil dies das Interesse des Publikums erhöht und somit das eigene Produkt beworben wird. Vgl. *Delhaes, Daniel*: Politik und Medien. Zur Interaktionsdynamik zweier sozialer Systeme. Wiesbaden 2002, S. 116: „[...] etliche Themen, denen keine Inszenierung zuteil wird, kommunizieren die Medien nicht.“

Vertreibung, Integration“ oder „Erzwungene Wege“<sup>20</sup>, TV-Dokumentationen und Fernseh-Filme wie „Die Flucht“ oder „Die Gustloff“<sup>21</sup>, Leserbrief-Aktionen in der auflagenstarken Bild-Zeitung<sup>22</sup>, Sonderserien in Zeitschriften wie das „Spiegel Special“ oder eine öffentlichkeitswirksame Debatte um die Grass'sche Novelle „Im Krebsgang“.

Zur besseren Vermarktung dieser genannten geschichtskulturellen Produkte griffen nicht nur die Verlage und Medien häufig auf das Mittel des „Tabubruchs“ zurück.<sup>23</sup> Auch die Befürworter einer neuen musealen Gedenkstätten-einrichtung konstruierten in der Öffentlichkeit ein Tabu, um für ihr Zentrums-Projekt zu werben und es als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Im Jahr 1999 begründete Erika Steinbach in der *Süddeutschen Zeitung* die Notwendigkeit eines neuen zentralen Gedenkortes in Berlin mit der Aussage, dass es „ja bislang noch keinen Ort“ gebe, „wo das Schicksal der deutschen Vertriebenen dokumentiert wird“.<sup>24</sup> Auch im Vorwort des BdV-Konzeptpapiers zur Gründung des ZgV ist zu lesen: „Das Schicksal der mehr als fünfzehn Millionen vertriebenen Deutschen aus Mittel-, Ost- und Südosteuropa ist selbst in Deutschland ein nahezu weißer Fleck im öffentlichen Bewußtsein. Nirgendwo ist unter einem Dach ein Gesamtüberblick über diese europäische Tragödie vorhanden und an keinem Ort sind für den interessierten Bürger die vielfältigen kulturellen Wurzeln, die Geschichte und das Schicksal der Heimatvertriebenen sowie ihre Aufnahme und Eingliederung in den Bundesländern insgesamt erfahrbar.“<sup>25</sup>

- 
- 20 Bei den beiden genannten Ausstellungen ist eine verbindende Personalie interessant: Hermann Schäfer, der als damaliger Präsident des Bonner Hauses der Geschichte für die Durchführung der Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration“ verantwortlich war, war gleichzeitig ein großer Fürsprecher des ZgV. Er bezeichnete seine eigene Ausstellung als „einen Meilenstein“ auf dem Weg zur Realisierung des ZgV und setzte sich später als Ministerialdirektor im Bundeskulturstaatsministerium für das „sichtbare Zeichen“ ein. Vgl. *Völkerling* (wie Anm. 6), S. 119 und S. 125f. – Zu weiteren, im Laufe der Kontroverse um das ZgV entstandenen lokalen und regionalen Ausstellungsprojekten siehe den zweiten Teil dieses Aufsatzes.
- 21 Beispielsweise war es Erika Steinbachs Parteikollege Volker Kauder, CDU/CSU-Fraktionsvorsitzender im Bundestag, der die ZDF-Verfilmung „Die Gustloff“ initiierte. Vgl. dazu *Jung, Elmar*: Stille Koalition. 200 Parlamentarier sehen den TV-Untergang der „Gustloff“. In: SZ vom 24.1.2008, S. 15.
- 22 Die Bild-Zeitung druckte im Februar/März 2007, als die ARD den TV-Zweiteiler „Die Flucht“ zeigte, Serien von Zeitzeugenberichten und Leserbriefen, die später zusätzlich in einem eigenen Sammelband erschienen.
- 23 Vgl. die Dissertation von Maren Röger „Flucht, Vertreibung und Umsiedlung: Mediale Erinnerungen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989“, die voraussichtlich 2011 erscheint.
- 24 Kowitz (wie Anm. 7).
- 25 *BdV-Konzeptpapier* (wie Anm. 8). Bezeichnend ist auch die Überschrift eines Artikels von *Steinbach, Erika*: Vertreibungen können nicht mehr totgeschwiegen

Diese Behauptungen verwundern. Denn seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges werden in Deutschland die Ereignisse von Flucht und Vertreibung sowie die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen nicht nur intensiv erforscht.<sup>26</sup> Ihrer wurde (und wird) sowohl im privaten als auch im öffentlichen Raum in vielfältiger Weise gedacht, z.B. in der Belletristik,<sup>27</sup> in Filmen und TV-Dokumentationen, in Rundfunk und Printmedien,<sup>28</sup> durch Denkmäler<sup>29</sup> und in Gedenkstätten<sup>30</sup>, in Schulbüchern,<sup>31</sup> durch Kreis- und

---

werden. Mit dem Zentrum gegen Vertreibung unser Schicksal der Öffentlichkeit zugänglich machen. In: DOD (1999), Nr. 50–52, S. 1–2.

- 26 Beispielhaft sei hier eine kommentierte Bibliografie genannt, die insgesamt knapp 5.000 Publikationen ausweist: *Krallert-Sattler, Gertrud*: Kommentierte Bibliographie zum Flüchtlings- und Vertriebenenproblem in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und in der Schweiz. München 1989. Seit 1989 ist die Forschung auf verschiedenen Feldern ausgeweitet und vertieft worden, vgl. z.B. einen Überblick bei *Faulenbach* (wie Anm. 1).
- 27 Vgl. z.B. den Sonderdienst Nr. 50 der Kulturpolitischen Korrespondenz vom 20.5.1985 zum Thema „Flucht und Vertreibung als literarisches Thema“.
- 28 Selbst *Kittel* (wie Anm. 17), der in seiner Studie die These von der „geistigen Vertreibung der Vertriebenen“ in der deutschen Nachkriegsgesellschaft vertritt, nennt viele mediale Felder (Presse, Fernsehen, Rundfunk), aus denen eine umfangreiche Thematisierung ersichtlich wird. Auch *Kossert* (wie Anm. 1) suggeriert z.B. für die belletristische Verarbeitung des Themas zunächst eine „Verdrängung“ und „Lücke“ (S. 274), um dann, nachdem er viele Schriftsteller mit ihren Werken aufzählt, zu resümieren (S. 280): „Mittlerweile ist die Erinnerungsliteratur kaum noch zu überblicken.“
- 29 In Deutschland gibt es ca. 1.400 Denkmäler, die an den historischen deutschen Osten erinnern, der Opfer von Flucht und Vertreibung gedenken oder der Integration gewidmet sind, vgl. entsprechende Broschüren, die der BdV erstellt hat (abrufbar unter [www.bund-der-vertriebenen.de/infopool/inmemoriam.php3](http://www.bund-der-vertriebenen.de/infopool/inmemoriam.php3), letzter Zugriff am 15.10.2009) oder ein Forschungsprojekt von Stephan Scholz (einschbar unter [www.staff.uni-oldenburg.de/stephan.scholz/15112.html](http://www.staff.uni-oldenburg.de/stephan.scholz/15112.html), letzter Zugriff am 25.11.2009). Auch am zentralen bundesdeutschen Gedenkort, der Neuen Wache in Berlin, wird der Vertriebenen gedacht. Das Denkmal am Westberliner Theodor-Heuss-Platz gilt als zentrales Denkmal für die Flüchtlinge und Vertriebenen. Seit den 1990er Jahren hat vor allem die CDU/CSU-Bundestagsfraktion versucht, dieses in die zentrale Gedenkstättenkonzeption aufzunehmen (vgl. dazu *Franzen, K. Erik*: Der Diskurs als Ziel? Anmerkungen zur deutschen Erinnerungspolitik am Beispiel der Debatte um ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ 1999–2005. In: *Haslinger u.a.* (wie Anm. 10), S. 1–29).
- 30 Beispielsweise der Gedenkstätten-Dampfer „Albatros“ in Damp. (N.N.: Dampfer „Albatros“ wird Gedenkstätte. In: DOD (1981), Nr. 3, S. 6f.), die Gedenkstätte des Deutschen Ostens auf Schloß Burg, die bereits 1951 von Bundespräsident Theodor Heuss eingeweiht wurde (vgl. [www.schlossburg.de/index.php?id=9](http://www.schlossburg.de/index.php?id=9), letzter Zugriff am 19.11.2009) oder das Grenzdurchgangslager Friedland. Auch diese Gedenkstätten beherbergen museale Dauerausstellungen.
- 31 Vgl. z.B. *Maier, Robert*: Der Stellenwert des Themas „Zwangsmigrationen“ in deutschen Schulbuchdarstellungen. In: Ders. und Thomas Strobel (Hg.): Das Thema Vertreibung und die deutsch-polnischen Beziehungen in Forschung, Unterricht und Politik. Hannover 2008, S. 167–178.



Städtepatenschaften, in „ostdeutschen“ Forschungs- und Kultureinrichtungen, in den Landsmannschaften und Vertriebenenverbänden<sup>32</sup> – und eben auch in bereits bestehenden Museen und durchgeführten Ausstellungen (siehe unten). Von einer realen Tabuisierung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration in Deutschland konnte und kann nach Beachtung dieser Befunde, so meine ich, keine Rede sein.<sup>33</sup>

Anders als von Befürwortern eines ZgV immer wieder behauptet wird, existieren „Orte“ der Erinnerung seit langem, wie in den folgenden Abschnitten zu zeigen sein wird. Denn schon lange vor der Debatte um die neue museale Gedenkstätte namens „Zentrum gegen Vertreibungen“ waren die Weichen im musealen Bereich auf das Sammeln, Bewahren, Erforschen, Ausstellen und Vermitteln des „Deutschen Ostens“ und des „Schicksals der Flüchtlinge und Vertriebenen“ gestellt gewesen. Richtig ist indessen, dass es – zumindest nach Wissen des Verfassers – bisher keinen Ort gibt, in dem „unter einem Dach“ explizit die Flucht, Vertreibung und Integration von Deutschen *und* Fälle von anderen Zwangsmigrationen vergleichend erforscht, dokumentiert, museal präsentiert und vermittelt werden, um Vertreibungen als Menschenrechtsverbrechen zu brandmarken und als politisches Mittel in Gegenwart und Zukunft zu ächten. In diesem Sinne kann die neue „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ als international arbeitende und vergleichende Forschungs-, Dokumentations-, Gedenk- und Bildungsstätte eine wichtige Aufgabe erfüllen.

Statt jedoch einer „Tabuisierung“ des Schicksals der Vertriebenen das Wort zu reden, müsste vielmehr von konjunkturellen „Phasen der Erinnerung“<sup>34</sup>

---

32 In einer Publikation der „Stiftung Ostdeutscher Kulturrat“ werden rund 1.500 ostdeutsche Einrichtungen, Sammlungen und Vereinigungen in der Bundesrepublik Deutschland vorgestellt, darunter auch etliche Museen, siehe *Stiftung Ostdeutscher Kulturrat (Hg.) / Kessler, Wolfgang (Bearb.): Ostdeutsches Kulturgut in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch der Sammlungen, Vereinigungen und Einrichtungen mit ihren Beständen.* München 1989.

33 Eine Ausnahme bildet sicherlich die offizielle Gedenkkultur in der DDR, wenn gleich davon auszugehen ist, dass die Flucht- und Vertreibungserfahrungen im kommunikativen Gedächtnis virulent waren (vgl. *Handro, Saskia: „Ein Tabuthema“ oder „Die andere Geschichte“.* Zum öffentlichen Umgang mit „Flucht und Vertreibung“ in der SBZ und DDR. In: Alavi, Bettina und Gerhard Henke-Bockschatz (Hg.): *Migration und Fremdverstehen – Geschichtsunterricht und Gedenkkultur in der multiethnischen Gesellschaft.* Idstein 2004, S. 177–192). Vgl. dazu auch *Lotz, Christian: Die Deutung des Verlusts. Erinnerungspolitische Kontroversen im geteilten Deutschland um Flucht, Vertreibung und die Ostgebiete (1948–1972).* Köln 2007. Lotz stellt die These vom Tabu, vom Nicht-Bewältigt-Sein oder vom Verdrängen ebenfalls in Frage.

34 Vgl. *Hirsch* (wie Anm. 16).

oder noch besser von „zerklüfteten Erinnerungslandschaften“<sup>35</sup> gesprochen werden. Allgemein gesagt, waren und sind diese diachronen Schwankungen und synchronen Zerklüftungen nicht nur abhängig von den jeweiligen Gedächtnisgemeinschaften und von den Akteuren, die in einer bestimmten medialen Form, in verschiedenen institutionellen Kontexten und mit unterschiedlichen politischen, pädagogischen oder kommerziellen Zielrichtungen ein entsprechendes Publikum erreichen wollten und konnten, sondern auch von den generellen politischen Verhältnissen in Deutschland und Europa. Erinnerungspolitische Ideologen, die den „Deutschen Osten“, den „Verlust der Heimat“ oder „Flucht und Vertreibung“ politisch instrumentalisierten, gab und gibt es sowohl auf der linken als auch auf der rechten Seite des politischen Spektrums. So hat z.B. die Bundestagsvizepräsidentin Katrin Göring-Eckardt (Grüne) eingestanden, dass die oftmals harsche Kritik der deutschen Linken an den Vertriebenenverbänden lange Zeit eine Art „Placebofunktion“ hatte und dass dadurch die deutschen Opfer der Vertreibung in moralischer Hinsicht zu lange nicht gerecht behandelt worden seien.<sup>36</sup>

### *Drei Phasen der Musealisierung von Flucht, Vertreibung und Integration*

Im Folgenden sollen für die letzten 60 Jahre drei Phasen der Musealisierung vorgestellt werden, die sich aufgrund von unterschiedlichen institutionellen Hintergründen konstatieren lassen. Mit diesen Phasen soll nicht einer klaren linear chronologischen Entwicklung das Wort geredet werden, so als hätte die eine Phase die jeweils nächste abgelöst. Zwar wurden sie nacheinander initiiert, doch existieren ihre musealen Ergebnisse bis heute gleichzeitig nebeneinander. Und freilich ist zu betonen, dass sie in unterschiedliche gesellschafts- und kulturpolitische Kontexte einzubetten sind, dass sie von verschiedenen Akteuren mit unterschiedlichen Interessen vorangetrieben

---

35 Hahn, Eva und Hans Henning Hahn: Flucht und Vertreibung. In: Francois, Etienne und Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte (Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 475). Bonn 2005, S. 332–350, hier S. 349f.

36 Vgl. die Bundestagsdrucksache 16/193 vom 4.12.2008, S. 20946 (Plenarprotokoll). Ähnlich hatten sich auch schon die GRÜNEN-Abgeordnete Antje Vollmer und der SPD-Abgeordnete Freimut Duve 1995 geäußert (vgl. die Bundestagsdrucksache 13/41 vom 1.6.1995 (Plenarprotokoll), S. 3193 oder S. 3203). Lotz (wie Anm. 33), S. 262 spricht deshalb von einem „erinnerungspolitischen Sog“, der durch das Wirken der Landsmannschaften und anderer konservativer Akteure auf der einen Seite sowie durch die Propaganda der kommunistischen Systeme oder durch die kritische deutsche Linke auf der anderen Seite entstand.

wurden und dass in ihnen zu unterschiedlichen Zeiten verschiedene inhaltlich-thematische Schwerpunktsetzungen verfolgt und museal umgesetzt wurden.<sup>37</sup>

*Die erste Phase der Musealisierung:  
Ostdeutsche Heimatecken, Heimatstuben und Heimatmuseen*<sup>38</sup>

Bereits seit den 1950er und 1960er Jahren wurden Erinnerungsstücke aus der alten Heimat in Heimatecken und Heimatstuben ausgestellt, die von Landsmannschaften oder privaten Personenkreisen eingerichtet worden waren und die im Rahmen von Patenschaften durch Länder, Landschaftsverbände oder Kommunen unterstützt wurden.<sup>39</sup> Zu Beginn waren diese Orte Stätten der Versammlung, der Begegnung und des Gedankenaustauschs der Betroffenen gewesen, in denen sie sich an die alte Heimat erinnerten und in denen sie das Brauchtum fortsetzten. So konnte man sich der eigenen Identität vergewissern, der „neuen“ Heimatumgebung konnten die eigenen kulturellen Wurzeln aber auch angezeigt und veranschaulicht werden:<sup>40</sup> „Ein ‚großer Raum‘ genügte, wurde mit den Emblemen der Heimat geschmückt, die Wände wurden mit Motiven aus ostdeutschen und aus auslandsdeutschen Gebieten geziert, in Glasvitrinen wurden Gedenkstücke zur Schau gestellt.

37 Die folgenden beiden Aufsatzteile knüpfen zum Teil an Aspekten an, die Kurt Dröge erarbeitet hat, *Dröge, Kurt*: Das „ostdeutsche“ Museum und Ostmitteleuropa. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 43 (2000), S. 1–27.

38 Es ist darauf hinzuweisen, dass für die Entstehung der Heimatstuben ebenfalls drei Gründungswellen konstatiert werden können: erstens die 1950er Jahre, zweitens die 1970er Jahre und drittens die späten 1980er und frühen 1990er Jahre. Vgl. *Schütze, Manuela*: Zur musealen Aneignung verlorener Heimat in ostdeutschen Heimatstuben. In: Dröge, Kurt (Hg.): Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa. München 1995, S. 95–111, hier S. 96f.

39 Das Präsidium des Deutschen Städtetages empfahl in seinen „Leitsätzen zur kommunalen Kulturarbeit“ u.a., falls es nicht möglich sei, Häuser des Deutschen Ostens zur Verfügung zu stellen, doch wenigstens Heimatstuben und Heimatecken einzurichten, siehe *K.*: Das ostdeutsche Erbe erhalten. Empfehlungen des deutschen Städtetages. In: KK Nr. 106/107, 7.6.1960, S. 13. Vgl. auch die „Richtlinien zur Patenschaftsarbeit des Deutschen Städtetages“ im DOD (1974), Nr. 13, S. 7–8.

40 Vgl. zu dieser Entwicklung nicht nur den Beitrag von Cornelia Eisler in diesem Band, sondern auch *Dröge*, Das ostdeutsche Museum (wie Anm. 37), S. 7ff.; *Schütze* (wie Anm. 38); *Tolksdorf, Ulrich*: Heimatmuseen, Heimatstuben, Heimatecken. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 26 (1983), S. 338–342; *Hermanowski, Georg*: Heimatstuben – Stätten der Erinnerung und Besinnung. In: Der gemeinsame Weg 1 (1975) oder *Schuch, Hans-Jürgen*: Ostdeutsche Museen und Sammlungen. In: Frantziöch, Marion; Ratza, Odo; Reichert, Günter (Hg.): 40 Jahre Arbeit für Deutschland – die Vertriebenen und Flüchtlinge. Frankfurt/Main und Berlin 1989, S. 228–233.

Hier und da gelang die Einrichtung einer Bibliothek mit Heimatschrifttum, und es wurden ‚Leseecken‘ eingerichtet, in denen man Bildbände oder Fotoalben betrachten konnte.“<sup>41</sup>

Erst später wurden diese Begegnungsstätten – auch durch eine Verstärkung der Sammeltätigkeit – zu „Museen“, in denen die Anschauungsstücke ausdrücklich für die Nachwelt erhalten und präsentiert werden sollten.<sup>42</sup> Wenngleich die ausgestellten Objekte unmittelbar die Kultur und das Erbe der alten Heimat symbolisieren und würdigen sollten, konnte jedes Objekt indirekt auch auf das Ereignis verweisen, das die Objekte an diesen neuen Ort gebracht hatte. Ostdeutschen Heimatecken, Heimatstuben und Heimatmuseen haftete daher in gewisser Hinsicht auch eine Funktion des Mahnens an.<sup>43</sup> Seit den 1970er und 1980er Jahren – in einigen auch früher – tauchten in den Sammlungen Objekte auf, die als Semiophoren<sup>44</sup> direkt die Ereignisse von Flucht, Vertreibung und Integration vergegenwärtigten.<sup>45</sup>

Bis 1990 existierten auf dem Gebiet der Bundesrepublik mindestens 400 kleinere und größere Sammlungen (proto-)musealen Charakters, die sich auf die Darstellung regionaler oder lokaler Kulturlandschaften, der Geschichte bestimmter landsmannschaftlicher Gruppen sowie volkskundliche Aspekte spezialisiert hatten. Die meisten existieren bis heute: z.B. das Egerlandmuseum in Marktredwitz, das Haus der Hansestadt Danzig in Lübeck, die Museen der Deutschen aus Ungarn in Gerlingen und Backnang oder das Nordböhmisches Glasmuseum in Rheinbach.<sup>46</sup> Einige der zunächst

---

41 *Hermanowski, Georg*: Heimatstuben und Heimatmuseen. Versuch einer kritischen Bilanz. In: *Der gemeinsame Weg* 28 (1982), S. 25–28, hier S. 25.

42 Vgl. *Hartmann, Idis B.*: Die Bedeutung der Sammlungen in den Heimatstuben. In: Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (Hg.): *Was wird aus den Heimatsammlungen? Überlegungen, Denkanstöße, Lösungsansätze*. [Oldenburg] 2007, S. 10–15, hier S. 11.

43 Vgl. *Fendl, Elisabeth*: Deponien der Erinnerung – Orte der Selbstbestimmung. Zur Bedeutung und Funktion der Egerländer Heimatstuben. In: Heller, Hartmut (Hg.): *Neue Heimat Deutschland. Aspekte der Zuwanderung, Akkulturation und emotionalen Bindung*. Erlangen 2002, S. 63–78, hier S. 65 und S. 69 und *Fendl, Elisabeth*: Heimatstuben aus volkskundlicher Sicht. In: BKGE (wie Anm. 42), S. 51–58, hier S. 53.

44 Der Museologe Krzysztof Pomian charakterisiert Museumsobjekte als Semiophoren, also als „Träger vielfältiger Informationen“, „Zeichen mit Symbolcharakter“ oder „Zeichenträger“. Vgl. *Pomian, Krzysztof*: *Museum und kulturelles Erbe*. In: Korff, Gottfried und Martin Roth (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*. Frankfurt/Main 1990, S. 41–64.

45 Für diesen Hinweis sei Cornelia Eisler herzlich gedankt. Vgl. auch *Hartmann* (wie Anm. 42), S. 13.

46 Vgl. *Antoni, M. G. M.*: *Ostdeutsche Museen und Sammlungen in der Bundesrepublik Deutschland und Österreich*. Bonn o.J. [hg. vom Bundesminister des Innern, 1990].

kleinen Heimatecken und Heimatstuben wurden vor allem durch erhebliches ehrenamtliches Engagement, aber auch durch öffentliche Zuschüsse nach § 96 BVFG zu museumsähnlichen Einrichtungen ausgebaut.<sup>47</sup>

*Die zweite Phase der Musealisierung:  
Die Einrichtung ostdeutscher Landesmuseen*

In den 1970er Jahren kam vermehrt die Diskussion darüber auf, wie das dingliche Kulturgut, das trotz Flucht und Vertreibung überliefert werden konnte, langfristig wissenschaftlich und professionell gesichert und vermittelt werden könnte.<sup>48</sup> Die Bundesregierungen förderten in diesem Sinne bereits verschiedene größere Museumseinrichtungen und Kulturstiftungen, indem sie diese beim Ankauf von ostdeutschem Kulturgut oder in ihrer Ausstellungstätigkeit durch Projektförderungen finanziell unterstützte;<sup>49</sup> z.B. die Ostdeutsche Galerie Regensburg, das Ostpreußische Jagdmuseum in Lüneburg, das Westpreußenmuseum in Münster-Wolbeck, das Siebenbürgische Museum in Gundelsheim, das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim, das Deutsche Bergbaumuseum in Bochum, das Altonaer Museum in Hamburg, das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg oder auch die Stiftung Preußischer Kulturbesitz.<sup>50</sup>

Im Juni 1977 kündigte der damalige Bundesinnenminister der sozialliberalen Koalition, Werner Maihofer (FDP), an, eine „Grundsatzkonzeption“ zu entwickeln, durch die der Bund seinen kulturpolitischen Aufgaben nach §96 BVFG zukünftig in angemessener Form nachkommen sollen könnte.

47 An dieser Stelle sei verwiesen auf ein aktuelles Forschungsprojekt des Oldenburger BKGE und der Universität Kiel. Die zuständige Mitarbeiterin Cornelia Eisler erfasst die heute noch existierenden zahlreichen Heimatstuben und Heimat-sammlungen, um zu erörtern, welche sozialen und politischen Funktionen sie bis in die Gegenwart erfüllen (vgl. [www.bkge.de/heimatsammlungen](http://www.bkge.de/heimatsammlungen), letzter Zugriff am 22.10.2009).

48 Vgl. z.B. Neumann, Clemens J.: Was wird aus dem ostdeutschen Kulturerbe? In: DOD (1971), Nr. 47, S. 1f. oder eine Art Tagungsbericht von Kuhn, Heinrich: „Kellerkinder“ oder Pflegebefohlene unserer Museen? Zur Wahrung und Sicherstellung des dinglichen Kulturguts der Vertriebenen. In: Sonderdienst 23 der Kulturpolitischen Korrespondenz vom 20.10.1972 oder Kampf, Wilhelm: Sicherung und Bewahrung des dinglichen Kulturguts. Aus der Arbeit der Sektion 4 des Ostdeutschen Kulturrats. In: Der gemeinsame Weg 1 (1975).

49 Im Bericht der Bundesregierung über die von ihr im Rahmen des §96 BVFG in den Jahren 1973–1975 getroffenen Maßnahmen war noch nicht von institutionell geförderten (historischen) Museen die Rede, wohl aber von der „Sicherung des dinglichen Kulturguts“ (vgl. Bundestagsdrucksache 8/586 vom 15.6.1977).

50 Vgl. Bundestagsdrucksache 8/3563 vom 17.1.1980 (S. 1–12: Bericht der Bundesregierung über ihre Maßnahmen zur Förderung der ostdeutschen Kulturarbeit gemäß §96 BVFG in den Jahren 1976, 1977 und 1978).

Vor allem die Sorge, dass die ehrenamtlichen Helfer der Erlebnisgeneration, die bis dato den größten Anteil an der Kulturarbeit geleistet hatten, sich aus Altersgründen bald nicht mehr für die Sache würden einsetzen können, und der Wunsch, einer möglichen Isolation der ostdeutschen Kultur entgegenzuwirken und diese als Teil der gesamtdeutschen und europäischen Kultur tiefer in der Mitte der Gesellschaft zu verankern, bewogen die Verantwortlichen zu diesem Vorhaben. In die Ausarbeitung der Grundsatzkonzeption sollten die bestehenden Institutionen und Organisationen, also die Kulturschaffenden aus dem Vertriebenenmilieu, eng eingebunden werden.<sup>51</sup>

Nach fast fünfjährigen Beratungen wurde am 22. April 1982 eine „Grundsatzkonzeption zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit“ vorgestellt, in welcher die Förderung von „Museen, Sammlungen, Archiven und Auffangstellen für ostdeutsches Kulturgut“ empfohlen wurde.<sup>52</sup> Mit ihnen sollten in der Bundesrepublik bis dahin fehlende „leistungsfähige Einrichtungen“ entstehen, „in denen die großen Kulturlandschaften des deutschen Ostens umfassend dargestellt werden“. Gleichzeitig könnten sie als „Auffangstellen“ für die Übernahme von Kulturgut fungieren, so dass „das Bild der deutschen Kulturlandschaften im Osten auf Dauer gegenwärtig bleibt“. Es wurde vorgeschlagen, dass der Bund und die Länder in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Landsmannschaften bzw. ihren Kultureinrichtungen „Landesmuseen der großen ostdeutschen Regionen“ schaffen sollten, in denen – entsprechend der Landesmuseen der westdeutschen Bundesländer – nicht nur ein „Eindruck von den Menschen, ihren Lebens- und Arbeitsbedingungen, der Industrie, der Technik, des Handwerks und der Landwirtschaft“ vermittelt, sondern auch ein Einblick „in Geschichte, Geistesleben, Kunst, Volkskunst und Brauchtum“ gewährt werden sollte.<sup>53</sup>

---

51 Vgl. Bundestagsdrucksache 8/586 vom 15.6.1977, besonders S. 2f. und 10 (Bericht der Bundesregierung über die von ihr in den Rechnungsjahren 1973, 1974 und 1975 gemäß § 96 BVFG getroffenen Maßnahmen) und dazu die Bundestagsdrucksache 8/1564 vom 24.2.1978 (Beschlussempfehlung und Bericht des Innenausschusses). Alle (!) damals im Bundestag vertretenen Fraktionen (SPD, FDP, CDU/CSU) hoben die eminent wichtige Bedeutung der kulturpolitischen Unterstützung im Rahmen des § 96 BVFG hervor. Siehe dazu das Plenarprotokoll 8/83 vom 13.4.1978, S. 6581–6590.

52 In einem ersten Entwurf für diese Grundsatzkonzeption war noch nicht von „Ostdeutschen Landesmuseen“ die Rede, sondern von „Auffangstellen für ostdeutsches Kulturgut“ (vgl. Bundestagsdrucksache 8/3563 vom 17.1.1980 (S. 13–24; Anlage: Entwurf der Grundsatzkonzeption zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit), S. 19ff.).

53 Die Zitate finden sich in der Bundestagsdrucksache 9/1589 vom 22.4.1982 (S. 14–25; Anlage: Grundsatzkonzeption zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit), S. 20ff.

Als Alternative zu diesen musealen Einrichtungen mit regionaler Schwerpunktlegung wurde auch darüber nachgedacht, lediglich ein einziges „zentrales Museum“ zu gründen. Die an der Diskussion beteiligten Akteure entschieden sich aus verschiedenen Gründen aber für die dezentralen Lösungen, weil durch das Prinzip der Dezentralität die historisch gewachsenen Strukturen des Kulturbetriebs der Vertriebenen weiterhin berücksichtigt, ein größerer Personenkreis erreicht und die Bundesländer sich als Patenländer an der Finanzierung regionaler Einrichtungen beteiligen würden.<sup>54</sup>

Sowohl der Ostdeutsche Kulturrat, in dem bereits seit Anfang der 1970er Jahre auf Tagungen vermehrt Ideen zur Wahrung und Sicherung des dinglichen Kulturguts artikuliert worden waren,<sup>55</sup> als auch die in dieser Zeit gegründete „Bundesvereinigung ost- und mitteldeutscher Museen“<sup>56</sup> sprachen

54 Vgl. ebd. und auch den ersten Entwurf zur Grundsatzkonzeption (Bundestagsdrucksache 8/3563 vom 17.1.1980, S. 20ff.). Die Frage des richtigen Maßes zwischen Zentralisierung und Dezentralisierung bestimmt die kulturpolitischen Debatten seit jeher. So wurde z.B. zur Zeit der sozialliberalen Koalition angeregt, das Andenken an die Kultur und Geschichte der Vertreibungsgebiete unter dem Dach einer „Deutschen Nationalstiftung“ zu organisieren, über die seit Beginn der 1970er Jahre debattiert wurde. Vgl. stellvertretend für viele Diskussionsbeiträge aus der Kulturpolitischen Korrespondenz und dem Deutschen Ostdienst: *Neumann, Clemens J.*: Die „Nationalstiftung“ als bundesstaatliches Patronat. Ost- und mitteldeutsche Interessen müssen angemessen berücksichtigt werden. In: *Deutscher Kulturdienst* (1973), Nr. 9, S. 2f. – Ferner findet sich in der Grundsatzkonzeption von 1982 auch die Idee, eine übergreifende Kulturstiftung zu schaffen, welche die musealen Aktivitäten zentral koordinieren sollte. Vgl. Bundestagsdrucksache 9/1589, S. 22. – Ähnliches hatte Eberhard G. Schulz, damals Präsidiumsmitglied des Ostdeutschen Kulturrates, im Oktober 1981 vorgeschlagen. Er plädierte dafür, dass die Kulturförderung nach § 96 BVFG von einer neu zu schaffenden, zentralen Einrichtung bestimmt werde, um Qualität und Effizienz der Kulturarbeit zu steigern. Vgl. *Schulz, Eberhard G.*: Zur Weiterführung der Ostdeutschen Kulturarbeit. In: *Schlesischer Kulturspiegel* (1982), Folge 2, S. 2–4. – Dies hätte für einige etablierte Akteure aber Macht- und Einflussverlust bedeutet, siehe auch Äußerungen des damaligen BdV-Vizepräsidenten Odo Ratzka in Anm. 58.

55 Vgl. z.B. den Tagungsbericht von *Kuhn* (wie Anm. 48), in dem ebenfalls darüber nachgedacht wurde, ob man entweder eine neue, für die Sicherung und Wahrung des dinglichen Kulturguts der Vertriebenen zuständige Bundesstiftung errichten oder aber die bestehenden Heimatmuseen und Archive großräumig regionalisiert zusammenfassen sollte. Auch Pläne für ein zentrales Ostdeutsches Volkskundemuseum wurden Anfang der 1970er Jahre diskutiert (vgl. *C.J.N.*: Wohin mit dem ostdeutschen Kulturgut? Zur Wiedereröffnung des Museums für deutsche Volkskunde. In: *Deutscher Kulturdienst* (1973), Nr. 8, S. 2).

56 Vgl. *Kampf, Wilhelm*: Engere Zusammenarbeit tut Not. Gründung einer Bundesvereinigung ost- und mitteldeutscher Museen beschlossen. In: *KK* 367/368, 30.3.1979, S. 11–12; *Schuch, Hans-Jürgen*: Museen suchen Partner. Plädoyer für eine ostdeutsche Arbeitsgemeinschaft. In: *Der gemeinsame Weg* 13 (1979), Heft 1, S. 4–6; *N.N.*: Koordinierung oder Zusammenarbeit? Ost- und mitteldeutsche Museen und Sammlungen gründen Bundesvereinigung. In: *DOD* (1979), Nr. 8, S. 6–7.

chen sich als Betroffene gegen ein „zentrales Museum“ und für den Ausbau und die Einrichtung dezentraler Museen aus.<sup>57</sup> Ein besonderes Interesse an der Einrichtung der dezentralen Landesmuseen zeigten zudem die Landsmannschaften, deren Einflussmöglichkeiten in einer zentralen Institution sicherlich gemindert worden wären.<sup>58</sup>

Die „Grundsatzkonzeption“ wurde im Deutschen Bundestag angenommen.<sup>59</sup> Die Planungen zur fachlichen und inhaltlichen Ausrichtung, zur möglichen

---

57 Vgl. ein Diskussionsergebnis bei *Schuch, Hans-Jürgen*: Landesmuseen als Koordinierungsstellen? Ostdeutsche Museen-Vereinigung tagte. In: Der gemeinsame Weg 21 (1981), S. 23: „Als vorrangig wurden die Errichtung, Erhaltung und der Ausbau von ostdeutschen Landesmuseen für jede ostdeutsche Provinz bzw. für jedes Vertreibungsgebiet angesehen. Diese Landesmuseen könnten jeweils für ihre Region auch Koordinierungsstelle sein und bei Bedarf Betreuungsfunktionen für kleinere Heimatstuben übernehmen.“ Diese Zustimmung zur Dezentralität von Seiten der Vertriebenenvertreter geht auch aus dem Entwurf der Grundsatzkonzeption hervor (vgl. Bundestagsdrucksache 8/3563 vom 17.1.1980 (S. 13–24: Anlage: Entwurf der Grundsatzkonzeption zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit), hier S. 20) und wurde später immer wieder bekräftigt (vgl. z.B. *Hupka, Herbert*: Die ostdeutsche Kultur muß sich der Kritik stellen. In: KK 546 vom 15.5.1984, S. 6–7). Aus den Dokumenten zur parlamentarischen Beratung geht hervor, dass der Entwurf zur Grundsatzkonzeption von 1980 intensiv mit beteiligten Verbänden, Universitäten, Akademien und Galerien diskutiert wurde (vgl. die Bundestagsdrucksachen 8/4299 vom 25.6.1980 und 8/4370 vom 2.7.1980 – Empfehlungen und Berichte des Bundestagsinnenausschusses). Zudem nahmen Mitglieder der Bundesregierung an den Treffen der kulturschaffenden Institutionen und Organisationen teil. Besonders der Leiter der Kulturabteilung im Bundesministerium des Innern, Ministerialdirektor Dr. Sieghardt von Köckritz, stand offensichtlich in engem Kontakt zum Ostdeutschen Kulturrat und zur Bundesvereinigung ost- und mitteldeutscher Museen, vgl. z.B. *Köckritz, Sieghardt von*: Zusammenarbeit und Informationsaustausch im Bereich der Museen. Wichtige Aufgaben für den Bestand Deutschlands als Kulturation. In: Der gemeinsame Weg 14 (1979), Heft 2, S. 1–3; *Köckritz, Sieghardt von*: Der Zersplitterung steuern. Ostdeutsche Regionalmuseen – Auffang- und Pflegestätten für gefährdetes Kulturgut. In: Der gemeinsame Weg 21 (1981), S. 19.

58 Vgl. *N.N.*: Erfahrungsaustausch und Zusammenarbeit. V. Arbeitstagung der Bundesvereinigung ost- und mitteldeutscher Museen und Sammlungen in Duisburg. In: DOD (1983), Nr. 11, S. 7. Auch der Bundessprecher der Landsmannschaft Westpreußen und BdV-Vizepräsident Odo Ratza äußerte damals den Wunsch, dass „das Westpreußen-Museum in Münster-Wolbeck zu einem westpreußischen Landesmuseum im klassischen Sinne“ ausgebaut werden möge. Außerdem sprach er sich generell für eine dezentrale, also gegen eine zentrale ostdeutsche Kulturförderung aus, wie sie das damalige Vorstandsmitglied des Ostdeutschen Kulturrates Eberhard G. Schulz vorgeschlagen hatte. Vgl. *N.N.*: Kulturgut sichern – Geschichte vermitteln. Westpreußischer Kulturkongreß 1982 in Münster. In: DOD (1982), Nr. 21, S. 7–8, siehe hierzu in Ergänzung die Anm. 54.

59 Vgl. die Bundestagsdrucksachen 10/1671 vom 27.6.1984 (Bericht des Innenausschusses) und 10/76 vom 27.6.1984 (Plenarprotokoll), S. 5563–5568. Angemerkt wurde zusätzlich, dass die Landesmuseen auch in die kulturelle Breitenarbeit der Vertriebenenverbände eingebunden werden mögen (10/1671, S. 4) und dass für den Ankauf wertvollen Kulturgutes Mittel aus den für eine Deutsche Nationalstiftung



institutionell-organisatorischen Aufstellung und zur quantitativen und regional-spezifischen Verteilung der ostdeutschen Landesmuseen wurden in der Folge konkretisiert. Besonders wurde betont, dass die Museen inhaltlich und organisatorisch von den landsmannschaftlichen Gliederungen unterstützt werden könnten, eine Politisierung aber vermieden werden möge. Es genüge keineswegs, in den Museen „das ‚Deutschtum‘ dieser Vergangenheit und jener Gebiete nachzuweisen und herauszuarbeiten“. „Nicht das Deutsch-Sein als Besonderheit, sondern schlichtweg die historische Realität“ solle „Gegenstand der Darstellung, Dokumentation und Vermittlung“ sein, hieß es in einem Referentenpapier aus dem Jahr 1985.<sup>60</sup> In inhaltlicher Hinsicht war zu Anfang der 1980er Jahre noch beabsichtigt, die Dokumentation der Schausammlungen auf den Zeitraum bis 1945 zu begrenzen, den „Schnittpunkt“ sollte die Vertreibung setzen.<sup>61</sup> Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs wurden die Themen explizit auf „zeitgeschichtliche Zusammenhänge“ erweitert. Zudem sollte nun auf die „museumspädagogische Arbeit, auch in Verbindung mit ostkundlicher Bildungsarbeit“ großer Wert gelegt werden. Außerdem wurde den Museen eine wichtige Rolle beim Kulturaustausch zugeordnet, indem enge grenzüberschreitende Kooperationen mit Institutionen „in den historischen deutschen Kulturlandschaften“ geschlossen werden sollten.<sup>62</sup>

---

verfügbaren Restbeträgen vorzusehen seien (10/1671, S. 5 sowie die Äußerungen des MdB Czaja in 10/76, S. 5564). CDU/CSU, FDP und SPD nahmen die Empfehlungen an, der Abgeordnete der GRÜNEN, Joschka Fischer, polemisierte gegen die Beschlüsse, besonders gegen die Vertriebenenverbände.

60 Die Zitate finden sich bei *Sydow, Helmut*: Sammeln, darstellen, bilden. Zur Konzeption ostdeutscher Landesmuseen. In: *Der gemeinsame Weg 37* (1985), S. 18–22. Sydow hatte über Planung und Gestaltung ostdeutscher Landesmuseen bereits auf der Jahrestagung der Bundesvereinigung ost- und mitteldeutscher Museen im Jahr 1982 vorgetragen und in der Diskussion Zustimmung erhalten. Vgl. DOD (1982), Nr. 22, S. 6 oder *Schuch, Hans-Jürgen*: Zusammenarbeit der Museen macht Fortschritte. Ostdeutsche Museumsvereinigung tagte im Egerland-Haus. In: *Der gemeinsame Weg 30* (1982), S. 28. – Weitere ähnliche konzeptionelle Überlegungen finden sich bei *Schuch, Hans-Jürgen*: Die Präsentation ostdeutschen Kulturguts liegt im Argen. Aufgaben und Grenzen der künftigen ostdeutschen Museumslandschaft. In: *Der gemeinsame Weg 29* (1983), S. 17–20.

61 Vgl. *Sydow* (wie Anm. 60).

62 Die Zitate sind den beiden Aktionsprogrammen entnommen, welche die Grundsatzkonzeption von 1982 fortgeschrieben haben, vgl. die Bundestagsdrucksache 11/2572 vom 23.6.1988 (S. 18–41: Aktionsprogramm des Bundesministeriums des Innern zur Förderung der ostdeutschen Kulturarbeit in den Jahren 1988 bis 1993), besonders S. 20ff. und die Bundestagsdrucksache 12/7877 vom 14.6.1994 (S. 28–57: Aktionsprogramm des Bundesministeriums des Innern zur Förderung der deutschen Kultur des Ostens in den Jahren 1994 bis 1999), besonders S. 30ff.

Mit der „Grundsatzkonzeption“ von 1982 wurde also der Grundstein dafür gelegt, dass in der deutschen Museumslandschaft heute sechs Institutionen existieren, die als ostdeutsche Landesmuseen mit Bundesmitteln gefördert werden<sup>63</sup> und die – wenn auch nicht schwerpunktmäßig – auch die zeitgeschichtlichen Themen Flucht, Vertreibung und Integration behandeln.<sup>64</sup> Dies sind das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg<sup>65</sup>, das Westpreußische Landesmuseum in Münster<sup>66</sup>, das Pommersche Landesmuseum in Greifswald<sup>67</sup>, das Schlesische Museum zu Görlitz<sup>68</sup>, das Donauschwäbische Zent-

---

63 Die Nennung dieser sechs Landesmuseen stützt sich auf die letzten beiden veröffentlichten Berichte der Bundesregierung zu ihren Maßnahmen im Rahmen des § 96 BVFG über die Jahre 2005 und 2006 (siehe Bundestagsdrucksache 16/7571 vom 11.12.2007, S. 3ff.) und 2007 und 2008 (siehe Bundestagsdrucksache 17/381 vom 23.12.2009, S. 6ff.). Einen allgemeinen Überblick mit vielen Einzelartikeln zur ostdeutschen Museumslandschaft gibt das Themenheft „Erinnerung & Vision. Museen zur Geschichte und Kultur der Deutschen im östlichen Europa“ (Vernissage. Die Zeitschrift zur Ausstellung, 12 (2004), Nr. 27). Im Laufe der letzten Jahre hatten auch andere Einrichtungen den Rang eines Landesmuseums bzw. wurden vom Bund institutionell gefördert, so z.B. das Oberschlesische Landesmuseum in Ratingen-Hösel. Vgl. z.B. *Gussone, Nikolaus*: Ostdeutsche Landesmuseen am Beispiel des Oberschlesischen Landesmuseums in Ratingen-Hösel. In: Kreis Borken (Hg.): Zusammen getragen. Ostdeutsches Kulturgut im Kreis Borken. Borken 1989, S. 163–171. – Weitere museale Einrichtungen werden vom Bund zurzeit projektmäßig gefördert, das Museum für schlesische Landeskunde in Haus Schlesien in Königswinter und das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen sogar institutionell. Vgl. den §-96-Bericht zu den Jahren 2007 und 2008, S. 10f.

64 Dies wird auch im Entwurf der „Konzeption 2000“ (siehe Anm. 77) der rot-grünen Bundesregierung konstatiert: „Von den volkscundlichen Museen bis zu den Heimatmuseen gibt es eine Fülle derartiger Einrichtungen, in denen selbstverständlich auch Vertreibungen, Fluchtbewegungen und Migrationsströme aufgearbeitet und vermittelt werden.“ Bundestagsdrucksache 14/1432 vom 22.7.1999, S. 3.

65 Vgl. *Barfod, Jörn*: Das ostpreußische Landesmuseum – Entstehung und Entwicklung. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 34 (1991), S. 381–399. Bereits im Jahr 1965 wurde in der Ausstellung des „Ostpreußischen Jagdmuseums“, wie das Ostpreußische Landesmuseum zuvor genannt wurde, ein Original-Treckwagen präsentiert, um das Schicksal der ostpreußischen Menschen „plastisch in den Vordergrund“ treten zu lassen. Vgl. DOD (1965), Nr. 39, S. 5. – Das Ostpreußische Landesmuseum soll demnächst um eine deutschbaltische Abteilung erweitert werden.

66 Vgl. z.B. *Burth, Britta*: Im Drostenhof zu Wolbeck. Zehn Jahre „Westpreußisches Landesmuseum“. In: KK 599 vom 15.11.1985, S. 11–13 oder *Hyss, Lothar*: Das Westpreußische Landesmuseum und seine Außenstelle in Krockow/Krokowa, Polen. In: Vernissage (wie Anm. 63), S. 32–34.

67 Vgl. *N.N.*: Ein neues Museum im Ostseeraum. Das Pommersche Landesmuseum in Greifswald. In: Vernissage (wie Anm. 63), S. 40–41.

68 Vgl. z.B. *N.N.*: Schlesien: Kulturlandschaft im Herzen Europas. Schlesisches Museum zu Görlitz. In: Vernissage (wie Anm. 63), S. 62–63 oder *Burger, Reiner*: Görlitzer Schlüsselerlebnisse. Im Schlesischen Museum wird sehr behutsam an die Vertreibung erinnert. In: FAZ vom 3.9.2003, S. 3.

ralmuseum in Ulm<sup>69</sup> und das Siebenbürgische Museum in Gundelsheim<sup>70</sup>. Ein neues Sudetendeutsches Museum mit Sitz in München befindet sich in der Planungsphase.<sup>71</sup>

Bei den ostdeutschen Landesmuseen ist zwischen zwei Typen zu unterscheiden. Zum einen handelt es sich um „historisch gewachsene Landesmuseen“, zum anderen um „Beschlussmuseen neueren Datums“. Zum ersten Typus gehören das Westpreußische, das Ostpreußische und das Siebenbürgische Landesmuseum, weil diese sich aus den Sammlungen und durch Initiativen der jeweiligen Landsmannschaften seit den 1960er Jahren entwickelt haben und dann in den 1980er Jahren durch die staatliche Förderung und institutionell-rechtliche Veränderungen offiziell das Attribut „Landesmuseum“ erhielten. Das Schlesische, das Pommersche und das Donauschwäbische Landesmuseum gehören zu den „Beschlussmuseen“, die im Zuge der Grundsatzkonzeption von 1982 und ihrer nachfolgenden Aktionsprogramme<sup>72</sup> überhaupt erst vom Bund und von den betreffenden Ländern und Kommunen in Kooperation mit den jeweiligen Landsmannschaften initiiert worden sind. Ermöglicht wurde dies unter anderem dadurch, dass die schwarz-gelben Regierungen unter Helmut Kohl die Finanzmittel für den §96 BVFG erheblich und kontinuierlich aufstockten.<sup>73</sup>

### *Die dritte Phase der Musealisierung:*

#### *Ein neuer, zentraler, musealer Gedenkort in Berlin*

Unter der rot-grünen Regierung Gerhard Schröders wurden die Mittel im Rahmen des §96 BVFG insgesamt gekürzt und die Bundesförderung für die ostdeutsche Museumslandschaft umstrukturiert, um wissenschaftliche

69 Vgl. z.B. *Glass, Christian*: Räume – Zeiten – Menschen. Konzeption und Praxisbericht eines neuen „ostdeutschen“ Museums. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, 43 (2000), S. 143–157; *Stiftung Donauschwäbisches Zentralmuseum / Glass, Christian (Hg.)*: Räume – Zeiten – Menschen. Führer durch das Donauschwäbische Zentralmuseum. Ulm 2000.

70 Vgl. z.B. *Wild, Beate*: Wo bitte liegt denn Siebenbürgen? Zur musealen Vermittlung einer unbekannteren Kulturlandschaft. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, 43 (2000), S. 49–61.

71 Vgl. [www.sudetendeutsches-museum.de](http://www.sudetendeutsches-museum.de), letzter Zugriff am 23.11.2009. Anfang der 1990er Jahre war noch geplant, das Egerland-Museum in Marktredwitz sowie das Isergebirgsmuseum in Kaufbeuren-Neugablonz als Sudetendeutsche Museum auszubauen. Vgl. Bundestagsdrucksache 12/7877 vom 14.6.1994, S. 33.

72 Siehe die Quellenangaben in Anm. 63.

73 Für den gesamten §-96-Bereich wurden die Mittel aus dem Bundeshaushalt von 1982 bis 1996 von 4,17 Millionen DM auf 45,459 Mio. DM pro Jahr gesteigert. 1992 waren es sogar 52,6 Mio. DM. Siehe Bundestagsdrucksache 13/5927 vom 31.10.1996, Frage 1. – Die Ausgaben der Länder und Kommunen sind in diesen Summen nicht enthalten.

Qualität, Professionalität und Effizienz der Kulturarbeit zu sichern.<sup>74</sup> Mit einer „Konzeption zur Erforschung und Präsentation deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa“ (im Folgenden genannt „Konzeption 2000“) sollte die gesetzliche Verpflichtung des Bundes und der Länder inhaltlich neu bestimmt werden. Demnach sollte bei der Erforschung und Vermittlung der „Geschichte der Deutschen im östlichen Europa“ das beziehungsweise geschichtliche Paradigma ein bis dahin immer noch weit verbreitetes Volkstumsparadigma endgültig ablösen, welches auch mit der tendenziell ethnozentristischen Wendung des „Deutschen Ostens“ gepflegt wurde.<sup>75</sup> In Bezug auf die Zuweisung der Fördermittel sollte der Einfluss der Vertriebenenverbände und der Landsmannschaften, denen partiell (!) eben dieses Volkstumsdenken und materieller Revanchismus vorgeworfen wurde, gemindert werden, indem die Förderung verstärkt von institutioneller auf projektmäßige Zuweisung der Mittel umgestellt wurde: „Austausch und Verständigung verlangen historische Vergewisserung, nicht Verdrängung. Sie sind Aufgabe des ganzen Landes und nicht die Domäne einzelner Interessengruppen wie der Vertriebenenverbände, auch wenn es selbstverständlich ist, deren Erfahrungen auch weiterhin möglichst vielfältig miteinzubeziehen.“<sup>76</sup> Die Vertriebenenverbände also mussten Einbußen bei der Förderung hinnehmen. Die ostdeutschen Landesmuseen allerdings gin-

---

74 Mittelkürzungen hatte schon der Bundesrechnungshof im Jahr 1997 angemahnt, als er Doppelförderungen und Mittelverschwendungen beanstandete (so die SPD-Abgeordnete Gisela Hilbrecht, siehe Bundestagsdrucksache 15/111 vom 27.5.2004, S. 10164). Die argumentativen und inhaltlichen Grundzüge der „Konzeption 2000“ hatten sich in der Oppositionsarbeit der SPD und der GRÜNEN bereits in den 1980er und 1990er Jahren angedeutet. Beide Parteien anerkannten ohne Zweifel – das ist in vielen Bundestagsdebatten nachzulesen – das Leid der Flüchtlinge und Vertriebenen und würdigten ebenfalls deren Aufbauleistungen im Nachkriegsdeutschland, hatten aber andere kulturpolitische Prämissen als die schwarz-gelbe Regierung, vor allem die CDU/CSU. Exemplarisch sei auf eine Plenardebatte zur ostdeutschen Kulturarbeit (siehe Bundestagsdrucksache 11/164 vom 5.10.1989, S. 12482–12493) oder auf zwei Änderungsanträge zum „Aktionsprogramm 1994–1999“ verwiesen: Die SPD wollte demnach u.a. vorrangig Maßnahmen fördern, in die Institutionen, Personen oder Kulturgüter aus den Herkunftsländern einbezogen werden; gefördert werden dürften außerdem nur Trägerorganisationen der Kulturarbeit, die die vertraglich gesicherten Grenzen in Europa ausdrücklich anerkennen (siehe Bundestagsdrucksache 13/4400 vom 18.4.1996). Die GRÜNEN betonten u.a. eine grenzübergreifende Kulturpolitik und den Jugendaustausch (siehe Bundestagsdrucksache 13/4369 vom 17.4.1996).

75 Vgl. auch einen Vortrag von *Matthias Weber* zum Thema „Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa: Sicherung, Erforschung, Präsentation“ auf einem Symposium im Berliner Kronprinzenpalais vom 20.9.2004 (nachzulesen unter [www.kulturforum.info/php/x.php?x=1005075](http://www.kulturforum.info/php/x.php?x=1005075), letzter Zugriff am 24.11.2009).

76 Bundestagsdrucksache 14/4586 vom 26.10.2000 (Unterrichtung durch die Bundesregierung: Konzeption zur Erforschung und Präsentation deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa), S. 3.

gen gestärkt aus dieser Zeit der Neukonzeptionierung hervor, wengleich das Oberschlesische Landesmuseum in Ratingen aus der Bundesförderung herausgenommen wurde. Die Museen sollten als wichtige Schaltstellen zwischen Wissenschaft und Wissensvermittlung und als Kulturforen eines europäischen Dialogs fungieren.<sup>77</sup>

Es ist wahrscheinlich, dass die Absicht, mit einem „Zentrum gegen Vertriebungen“ einen neuen musealen Gedenkort zu institutionalisieren, und die damit verbundene Forderung nach staatlicher Unterstützung auch eine Reaktion auf diese Kürzungen war. Jörg Lau urteilte in der *ZEIT* rückblickend über die Motive des Initiators, den Bund der Vertriebenen: „Das Berliner Zentrum würde einer Interessenvertretung, die in absehbarer Zeit niemandes Interesse mehr vertreten wird, eine neue Aufgabe verschaffen. Eine Struktur, deren Basis zerbröselt, schafft sich mit dem Zentrum ein neues Fundament.“<sup>78</sup> Möglicherweise griffen die Vertreter des BdV mit der

---

77 Vgl. ebd. Mit dieser „Konzeption 2000“ richtet sich die Kulturförderung nach § 96 BVFG an folgenden Leitlinien aus: „Neuorientierung der bestehenden Einrichtungen nach dem Regionalprinzip, Koordination und Stärkung der Museen unter Ausbau der kulturellen Kontakte zu ihren Bezugsregionen, An- und Einbindung der wissenschaftlichen Arbeit in die Universitäten, engere Kooperationen mit Trägern der allgemeinen Kulturarbeit in Deutschland und den Nachbarstaaten, Verzahnung der kulturellen Breitenarbeit mit musealen Aufgaben“ (S. 3). Ein wichtiger Eckpfeiler sollte auch der kulturelle Jugendaustausch sein. Vgl. auch die letzten, hier bisher noch nicht genannten §-96-Jahresberichte der Bundesregierung, in denen sich genaue Angaben zur finanziellen Zuwendung für die Landesmuseen finden: die Bundestagsdrucksachen 14/9163 vom 16.5.2002 (1999 und 2000), 15/2967 vom 23.4.2004 (2001 und 2002) sowie 15/5952 vom 10.8.2005 (2003 und 2004). – Der erste Entwurf der „Konzeption 2000“ wurde im Frühsommer 1999 präsentiert (vgl. die Bundestagsdrucksache 14/1432 vom 22.7.1999). Nicht nur in den Reihen der Vertriebenenverbände waren die inhaltlichen Vorhaben und der Debattenstil des damaligen Kulturstaatsministers Michael Naumann umstritten. Auch von Seiten der konservativen parlamentarischen Opposition wurde protestiert und gefordert, die alte Förderungsordnung wieder herzustellen (siehe z.B. die Bundestagsdrucksache 14/2435 vom 27.12.1999 (Kleine Anfrage von Abgeordneten der CDU/CSU) oder die parlamentarische Debatte vom 27.5.2004 (Bundestagsdrucksache 15/111, S. 10159-10165 und 10183-10184)). Von Seiten der Wissenschaft wurde ebenfalls Kritik geäußert. Viele dieser kritischen Positionen finden sich im Jahresband 1999 der Zeitschrift „DOD“. Exemplarisch sei eine umfassende Sonderausgabe genannt, die anlässlich der „Anhörung vor dem Kulturausschuss des Deutschen Bundestages am 27.10.1999 zum Thema ‚Kulturförderung nach § 96 BVFG‘“ veröffentlicht wurde. DOD (1999), Nr. 45 vom 12.11.1999.

78 Lau, Jörg: Blühende Museumslandschaften. Der Bund fördert die Kultur der Vertriebenen mit Millionen – zum Hintergrund des Denkmalstreits. In: DIE ZEIT vom 25.9.2003. In einem Interview zur Zeit der Entstehung des ZgV äußerte Erika Steinbach sogar, dass die BdV-Stiftung als diejenige (einflussreiche) kulturpolitische Dachorganisation fungieren könnte, die in Zukunft viele Maßnahmen im Rahmen des § 96 BVFG koordinieren und über die finanzielle Mittelvergabe entscheiden würde. Über eine solche zentrale „Kulturstiftung für das östliche Europa“ war

Gründung des „Zentrums gegen Vertreibungen“ aber auch einen Gedanken auf, von dessen Verwirklichung man 1982 zugunsten der Gründung und Förderung mehrerer ostdeutscher Landesmuseen abgesehen hatte; nämlich die Errichtung eines zentralen Museums für ostdeutsche Geschichte und Volkskunde.<sup>79</sup> Ende der 1990er Jahre mag in dieser Hinsicht der gesellschaftliche Kontext für einen neuen Anlauf günstig gewesen sein.

*Erstens* waren die seit Anfang der 1980er Jahre gewünschten dezentralen, regionalen Einrichtungen etabliert und finanziell gesichert. Neben bzw. zusätzlich zu diesen ostdeutschen Landesmuseen, die von den jeweiligen Landsmannschaften durch Trägerschaft oder Gremienpräsenz mitbestimmt werden, konnte nun eine Art ostdeutsches „National“-Museum angestrebt werden, in das der nationale Dachverband der Landsmannschaften, der Bund der Vertriebenen, institutionell eingebunden sein konnte, um mit dieser zentralen Institution zum einen die Leidensgeschichte der eigenen Klientel, zum anderen die „Geschichte des deutschen Ostens“ im kulturellen Gedächtnis der Nation tiefer zu verankern. Für diese Annahme spricht, dass der neue Gedenkort ursprünglich „Zentrum der 15 Millionen“ heißen sollte und dass das erste veröffentlichte Ausstellungskonzept das „Zentrum gegen Vertreibungen“ als eine zentrale ostdeutsche Heimatstube erscheinen lässt.<sup>80</sup> *Zweitens* war der politische Kontext Ende der 1990er Jahre günstiger als zuvor und die begrifflichen Konstellationen gut gewählt, um von der Notwendigkeit eines zentralen Gedenkortes zu überzeugen. Eine breite Öffentlichkeit war durch die mediale Vermittlung der Bürgerkriege und der ethnischen Säuberungen in Ex-Jugoslawien und im Kosovo dafür sensibilisiert, das historische Zwangsmigrations-Beispiel von „Flucht und Vertreibung der Deutschen“ analog und ohne Vorbehalte als historisches Menschenrechtsverbrechen zu bewerten.<sup>81</sup> Die Initiatoren des ZgV stütz-

---

nämlich im Zuge der Überlegungen zur „Konzeption 2000“ nachgedacht worden. Vgl. *Adolphs, Ulrich*: „Herr Naumann ist von großer Unkenntnis getrübt.“ Die Pläne des Ministers zur auswärtigen Kulturpolitik: Fragen an die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, Erika Steinbach. In: FAZ vom 1.8.1999, S. 7.

79 Vgl. die Ausführungen im Bereich der Anm. 54.

80 Zum ursprünglichen Konzept des ZgV siehe die Erläuterungen in Anm. 8 und Anm. 9. Wie in den Jahren 1999/2000 operiert Erika Steinbach auch in der jüngsten Debatte um die Veränderung der „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ (vgl. die Anm. 15) mit dem Argument, dass sie als Präsidentin des BdV „15 Millionen Opfer“ vertrete. Über die Frage, wie viele Menschen noch im BdV organisiert sind, gibt ein interessanter Hintergrundbericht von *Otto Langels* vom 5.1.2010 Aufschluss. Siehe [www.dradio.de/dlf/sendungen/hintergrundpolitik/1099348/](http://www.dradio.de/dlf/sendungen/hintergrundpolitik/1099348/). Demnach entrichten heute für den einst Mitglieder starken Verband lediglich noch 100.000 Personen Beiträge.

81 Die Bundestagsfraktionen hatten schon zu Beginn der 1990er Jahre konstatiert, dass „Vertreibung“ ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit sei und in Vergangenheit,

ten sich voll und ganz auf ein moralisches Argument, um Akzeptanz zu gewinnen: Der Titel der neu gegründeten Stiftung offenbarte durch das plurale Kompositum *Vertreibungen* in erster Linie eine universal-historische Solidarität mit allen Opfergruppen von Zwangsmigration. Die *Süddeutsche Zeitung* kommentierte diesen semantischen Schachzug: „Am Anfang steht ein Name, und der ist klug gewählt. [...] Durch die Wortwahl haben sich die Initiatoren einen moralischen Vorsprung verschafft. Wer gegen das Zentrum ist, so lautet der eingebaute Vorwurf, ist wohl für Vertreibungen.“<sup>82</sup> *Drittens* war jetzt eine größere gesellschaftliche Akzeptanz für ein neues zentrales gedenkstättenähnliches Museums-Projekt zu erwarten als 1982, als die Gräben zwischen den erinnerungspolitischen Lagern so gut wie unüberbrückbar schienen und die Aufarbeitung des Holocaust die Erinnerungskultur der Bundesrepublik dominierte. Nicht nur ausschließlich die Täterschaft von Deutschen, sondern auch die Opfer der Deutschen im Zweiten Weltkrieg in den Blick zu nehmen und ihr Schicksal symbolisch aufzuwerten, wurde spätestens seit den frühen 1990er Jahren wieder salonfähig.<sup>83</sup> Und für konservative Geschichtspolitiker konnte ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ mit seiner Teilfunktion, auch Gedenkstätte und Mahnmal zu sein, als Ausgleich zur Entstehung des Berliner Denkmals für die ermordeten Juden Europas verstanden werden.<sup>84</sup> In dieser Hinsicht war und ist das ZgV ein Ausdruck des

- 
- Gegenwart und Zukunft geächtet werden müsse, vgl. dazu die große Debatte im Deutschen Bundestag am 1.6.1995 zum Thema „Beitrag der deutschen Heimatvertriebenen zum Wiederaufbau in Deutschland und zum Frieden in Europa“ (Bundestagsdrucksache 13/41, S. 3182–3207) und besonders die Äußerungen des SPD-Abgeordneten Freimut Duve (S. 3205) über diese „Konvention gegen Vertreibung“.
- 82 Brössler, Daniel: Vertreibung und Verdrängung. Deutschland sollte sich auch künftig vor einem rein nationalen Gedenken hüten. In: SZ vom 16.7.2003.
- 83 Vgl. Goschler, Constantin: „Versöhnung“ und „Viktimisierung“. Die Vertriebenen und der deutsche Opferdiskurs. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 53 (2005), Heft 10, S. 873–884; Frei, Norbert: 1945 und wir. Die Gegenwart der Vergangenheit. In: Ders.: 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen. München 2005, S. 7–22, besonders S. 17ff. oder Franzen (wie Anm. 29).
- 84 Dieser Ausgleichsversuch in der Opferkonkurrenz wurde deutlich z.B. in einer Aussage Erika Steinbachs, die erklärte, dass der neue Gedenkort in „geschichtlicher und räumlicher Nähe“ zum Holocaust-Mahnmal in Berlin entstehen solle. Vgl. Wonka, Dieter: Vertriebene für Gedenkstätte neben Holocaust-Mahnmal. In: Leipziger Volkszeitung vom 29.5.2000. – Neben diesem „räumlichen“ gab es auch „semantische“ Beiordnungsversuche des Opferstatus: Nicht nur der Vertreibungsschicksale sollte gedacht werden. Im musealen Gedenkstättenkonzept des ZgV wurden „Vertreibung und Genozid“ gleichgesetzt. – Seit den 1980er Jahren kamen im Vertriebenenmilieu in Bezug auf die Pläne zu einer nationalen Gedenkstätte neue Vorschläge auf: „Die Errichtung eines bundesweiten Mahnmals könnte zum 40. Gedenktag der Vertreibung 1985 einen notwendigen Bewußtseinswandel in unserer Bevölkerung in Richtung auf ein vollständiges Geschichtsbild der jüngsten Vergangenheit nachhaltig beeinflussen“ – so Alfred Theisen in der Kulturpolitischen Korrespondenz 562 vom 25.10.1984, S. 6f. Im parlamentarischen Raum wurde

Trends der „Pluralisierung der Gedächtnisstätten“ und der Ausdifferenzierung der Berliner Denkmalslandschaft seit den 1990er Jahren.<sup>85</sup>

### *Zwischenfazit zu den drei Musealisierungsphasen*

Bei den ersten beiden Musealisierungsphasen standen die Themen Flucht, Vertreibung und Integration nicht im Vordergrund, sondern das kulturelle Erbe der Flüchtlinge und Vertriebenen bzw. die Geschichte des „Deutschen Ostens“. Ohne Zweifel aber konnte und kann das Ausstellen der jahrhundertalten deutschsprachigen Spuren in Ost-, Mittel- und Südosteuropa ohne das Mitdenken an die Zwangsmigration der deutschen Bevölkerung schlichtweg kaum möglich gewesen sein. Spätestens seit den 1980er Jahren fand das erlittene Leid von Deutschen auch ganz konkret in Objekten und in der Themensetzung verstärkt Eingang in die Ausstellungstätigkeit der bestehenden „ostdeutschen“ Institutionen.<sup>86</sup>

Mit der Forderung nach einem „Zentrum gegen Vertreibungen“ in Berlin wurde der Öffentlichkeit über die begrifflichen Komponenten suggeriert, es gehe in diesem neuen Gedenkstättenmuseum um die Aufarbeitung, Dokumentation und Erforschung der Ereignisse von Flucht und Vertreibung bzw. Zwangsmigrationen. Dass auch kulturgeschichtliche Aspekte des „Deutschen Ostens“ thematisiert und die Integration der Vertriebenen gewürdigt werden sollten, wurde – so der Eindruck des Verfassers – im öffentlichen Raum kaum diskutiert.<sup>87</sup> Und somit wurde für eine breite Öffentlichkeit auch kaum problematisiert, dass mit dem ZgV eine staatlich geförderte

---

ebenfalls auf eine Gedenkstätte bzw. ein Denkmal hingearbeitet. Vgl. z.B. zwei Anträge der CDU/CSU-Bundestagsfraktion (siehe die Bundestagsdrucksache 14/2241 vom 30.11.1999, Titel „Errichtung eines Mahnmals gegen Flucht und Vertreibung“ sowie die Bundestagsdrucksache 15/1874 vom 4.11.2003, Titel „Förderung von Gedenkstätten zur Diktaturgeschichte in Deutschland – Gesamtkonzept für ein würdiges Gedenken aller Opfer der beiden deutschen Diktaturen“). Siehe auch fundierte Analysen bei *Franzen* (wie Anm. 29), besonders S. 8ff.

85 *Goschler* (wie Anm. 83), S. 879f.

86 Auch wenn die Themen „Eingliederung“ bzw. „Integration“ nicht bestimmender Teil des eigentlichen Ausstellungsbetriebs waren, ist die Existenz dieser Institutionen aber als ein eindeutiger Ausdruck und Gradmesser von Eingliederung und Integration der Vertriebenen in die Aufnahmegesellschaft zu deuten. Ob diese kulturelle bzw. kulturpolitische Integration gelungen ist oder problembehaftet war, müsste selbstverständlich von Fall zu Fall entschieden werden, wenn man bedenkt, dass manche musealen Einrichtungen von bestimmten Bevölkerungskreisen stark kritisiert worden sind, manche aber sehr wohl eine hohe Reputation genossen und genießen. Vgl. auch *Hartmann* (wie Anm. 42), S. 10: „Die Heimatstuben gehören zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland und sind ein Indiz, ob die Integration der Vertriebenen tatsächlich gelungen ist.“

87 Ähnlich sieht es auch bei der Diskussion um die Aufgaben der Stiftung FVV aus.



Einrichtung entstehen sollte, die nicht ausschließlich, aber auch Aufgaben übernimmt, die andere staatlich geförderte Institutionen, nämlich die ostdeutschen Landesmuseen, bereits erfüllen bzw. potentiell erfüllen können. Es bleibt abzuwarten, welche inhaltlichen Schwerpunktsetzungen die neue „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“, die aus der Debatte um das ZgV hervorgegangen ist, letztlich setzen wird: Ob sie eine zeitgeschichtlich orientierte Dokumentations-, Forschungs-, Gedenk-, Ausstellungs- und Bildungsstätte sein wird, die sich verschiedener Phänomene von Zwangsmigration in international vergleichender Perspektive zuwendet? Oder ob sie eher eine Art „ostdeutsches Nationalmuseum“ sein wird, das in erster Linie Flucht, Vertreibung und Integration der Deutschen thematisiert und zusätzlich klassische kulturgeschichtliche Museumsaufgaben im Sinne des § 96 BVFG wahrnimmt?

*(Gedenk-)Ausstellungen zu den Themen Flucht, Vertreibung und Integration seit 1950*

Unabhängig von den bisher erwähnten ostdeutschen Museumseinrichtungen haben in den letzten Jahrzehnten auch andere Museumsinstitutionen und verschiedene Organisationen die Themen „Flucht und Vertreibung der Deutschen“ sowie „Integration deutscher Flüchtlinge und Vertriebener“ aufgegriffen und in Sonder-, Wander- und Wechselausstellungen schwerpunktmäßig oder als Teilthema dargestellt. Insgesamt konnten für die vorliegende Analyse 87 solcher Ausstellungen recherchiert werden, die zwischen 1950 und 2009 durchgeführt worden sind (Abb. 1) und die im Folgenden vorgestellt werden sollen, um so einige Trends in der musealen Geschichtskultur des in Rede stehenden Themas zu veranschaulichen. Als Grundlage der Analysen dienten die jeweiligen Ausstellungskataloge, besonders die Vorworte.<sup>88</sup> Bei der Recherche der Kataloge wurde absichtlich nicht nur nach solchen Ausstellungen gesucht, die explizit die Begriffe „Flucht“, „Vertreibung“ oder „Integration“ im Titel trugen, sondern auch Expositionen

---

88 Über die Vorworte lässt sich bei den allermeisten Katalogen der institutionelle Kontext (Veranstalter, Anlass, Finanzen) und die Konzeption (Intention und Kommunikationsabsichten, Inhalte) einer Ausstellung ermitteln. Konkrete Aussagen über die Ästhetik (Präsentationsformen, Ausstellungsarchitektur) sind mittels der Kataloge oftmals nur eingeschränkt möglich, da nur wenige Kataloge abbildende Fotos des Ausstellungsaufbaus beinhalten oder diesen detailliert erklären. Dafür finden sich häufig Abbildungen der ausgestellten Objekte. Nur in wenigen Katalogen werden museumspädagogische Programme erläutert. Die Rezeption der Ausstellung wird in den seltensten Fällen geschildert und muss über andere Wege (z.B. Zeitungs- und Pressearchive) erschlossen werden.

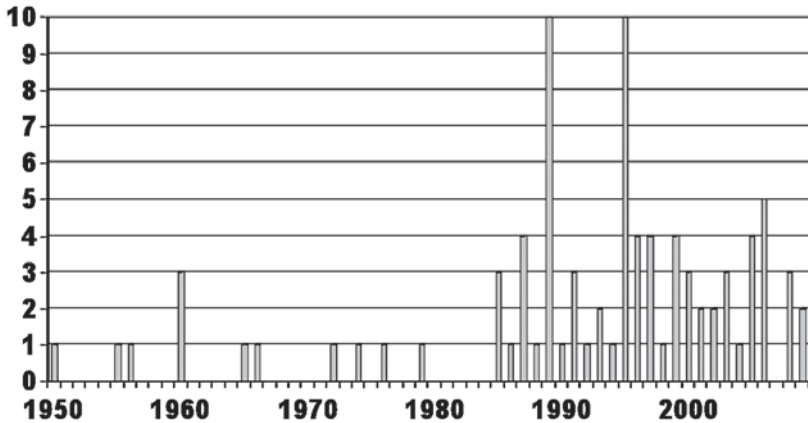


Abb. 1: Quantitative Verteilung der Sonder-, Wander- und Wechselausstellungen nach Jahren (n=87).

ermittelt, die allgemeine zeitgeschichtliche Themen der Bundesrepublik vergegenwärtigt haben.<sup>89</sup>

<sup>89</sup> 17 der hier durchgesehenen 86 Kataloge dokumentieren Ausstellungen zur allgemeinen Geschichte der Bundesrepublik, eines Bundeslandes, einer Region oder einer Stadt. Für die Katalogrecherche wurde zurückgegriffen auf Müller, Rainer A. (Hg.) und Stefan Schuch (Bearb.): Historische Ausstellungen 1960–1990. Eine Bibliographie der Kataloge. Paderborn 1992 und Große Burlage, Martin: Große Historische Ausstellungen in der Bundesrepublik Deutschland 1960–2000. Münster 2005; weitere Funde durch online-Recherche und Tipps anderer Wissenschaftler. Ein Blick in die entsprechenden ‚Kulturmeldungen‘ der Zeitschriften *Kulturpolitische Korrespondenz*, *Deutscher Ostdienst* und *Der gemeinsame Weg* verdeutlicht überdies die offensichtlich noch umfangreichere Ausstellungstätigkeit zur Kulturgeschichte der Deutschen in Ost-, Mittel- und Südosteuropa, wobei Themen aus den Kategorien Städte, Regionen, Ereignisse oder Personen behandelt wurden (z.B. „800 Jahre Hermannstadt. Eine deutsche Gründung in Südosteuropa“ oder „Danzig – Stadt der Hanse und des Handels“). In den vom Verfasser bis 1985 durchgesehenen Zeitschriften (siehe Anm. 2) fanden sich auch viele Hinweise zu Ausstellungen, in denen Flucht und Vertreibung thematisiert wurden. Diese sind nach Wissen des Verfassers aber nicht durch einen Katalog dokumentiert. Sie seien im Folgenden mit Titel, Jahr und Veranstaltungsort genannt: *Der deutsche Osten – vom gemeinsamen Weg unseres Volkes* (1955) in Stuttgart, Esslingen, Waiblingen und Schwäbisch-Gmünd sowie in allen Kreisstädten des Landes Baden-Württemberg und in Berlin; *Der Osten Europas und die Deutschen* (1955) in München; *Ostpreußen – Geschichte und Leistung* (zwischen 1956 und 1964 an mindestens 14 Orten gezeigt, laut DOD (1964), Nr. 19/20, S. 13 und DOD (1964), Nr. 25/26, S. 11 von über 2 Millionen Menschen besucht); *Foto-Dokumentation zum Thema „Flucht und Vertreibung“* (1981) in Düsseldorf; *Foto-Ausstellung zum Thema „Flucht und Vertreibung in aller Welt“* (1981) in Stuttgart; *Weg, Leistung, Schicksal – Die Geschichte der sudetendeutschen Arbeiterbewegung in Wort und*

Dass die Zahl der in diese Untersuchung einbezogenen Ausstellungen ab Mitte der 1980er Jahre stark ansteigt, ist aus Sicht des Verfassers nicht etwa auf eine vorherige Ausstellungstabuisierung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration zurückzuführen, sondern damit zu erklären, dass das historische Museums- und Ausstellungswesen in der Bundesrepublik seit dem Ende der 1970er Jahre einen generellen quantitativen Aufschwung erfuhr. Außerdem wurden überhaupt erst seitdem vermehrt große historische Ausstellungen mit zeitgeschichtlichen Sujets durchgeführt.<sup>90</sup>

Es gibt mehrere Ursachen und Anlässe, die helfen, das Zustandekommen der genannten Ausstellungsprojekte zu erklären. So sind viele von ihnen anlässlich eines Jubiläums bzw. der Wiederkehr der Ereignisse von Flucht und Vertreibung nach 40, 50 oder 60 Jahren ausgerichtet worden.<sup>91</sup> Einige Ausstellungen wiederum gründeten auf dem Wunsch, neue Forschungsergebnisse zu präsentieren oder neue gegenwartsgebundene Perspektiven auf die Vergangenheit zu diskutieren. Dies ist z.B. seit dem Ende der 1980er Jahre der Fall, weil seitdem neue Ergebnisse der Flüchtlings- und Integrationsforschung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.<sup>92</sup> Ferner setzt sich seit dem Ende der 1990er Jahre die Auffassung durch, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist und Integration eine wichtige gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Diese Perspektive fand in eini-

---

*Bild* (1983) in Stuttgart; *Flucht und Vertreibung* (1984) in Alfter; *40 Jahre danach. Flucht und Vertreibung in den Jahren 1944/45* (1985) in der Volkshochschule Münster; *Ostpreußen 1944/45 und Flucht und Vertreibung im Spiegel der Kunst* (1985) in Düsseldorf; Wanderausstellung *Flucht und Vertreibung* (1985) in Eichstätt, Bad Sooden-Allendorf, Fürstenfeldbruck und Ansbach; *Flucht und Vertreibung. Dokumente der Unmenschlichkeit* (1985) in Mainz; *40 Jahre nach der Vertreibung* (1985) in Ottobrunn.

90 Vgl. zum Museumsboom *Korff, Gottfried und Martin Roth*: Einleitung, in: Dies. (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*. Frankfurt/Main 1990, S. 9–37, hier S. 11f.; vgl. zum Ausstellungsboom und zur Thematisierung von Zeitgeschichte in historischen Ausstellungen *Große Burlage* (wie Anm. 89), besonders S. 281 und S. 303.

91 Vgl. zusätzlich zum hier untersuchten Ausstellungssample die genannten Ausstellungen in Anm. 89. Beispielsweise fassten die Bundeskulturreferenten der Landsmannschaften und die Kulturreferenten der Landesverbände des BdV auf ihrer Jahrestagung 1964 den Beschluss, im Jahr 1965 Ausstellungen durchzuführen, „die das Schicksal der Flucht, der Vertreibung und Austreibung von rund 18 Millionen deutschen Menschen, auch von Frauen, Kindern und Säuglingen, an Hand von Dokumenten und Bildmaterial aufzeigen sollen“. Vgl. DOD (1964), Nr. 33, S. 5f. – Ausstellungskataloge als Ergebnisse dieses kulturpolitischen Verbandsbeschlusses konnten für diesen Aufsatz aber nicht gefunden werden.

92 Vgl. exemplarisch den Sammelband von *Schulze, Rainer; Brelie-Lewien, Doris von der; Grebing, Helga* (Hg.): *Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit*. Hildesheim 1987.

gen Ausstellungskonzeptionen ihren Ausdruck, indem die historische Integration der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen vergleichend mit anderen Zuwanderungsgruppen präsentiert wurde.<sup>93</sup> Ein weiterer Grund für die Ausrichtung von Ausstellungen war die Frage der gesellschaftlichen Aktualität und die neue Brisanz des Themas. Die große Debatte um das „Zentrum gegen Vertreibungen“ wird einigen Politikern und Kuratoren Anlass gewesen sein, eigene lokal- und regionalhistorische Ausstellungen mit unterschiedlichen historischen Frageinteressen auszurichten.<sup>94</sup>

Auf Grundlage inhaltlich-konzeptioneller Ausrichtungen und institutioneller Rahmenbedingungen sind aus den recherchierten Ausstellungen für diesen Aufsatz acht Gruppen gebildet worden, die hier zum einen dazu dienen sollen, gewisse konzeptionelle Ausstellungstrends deutlich zu machen.<sup>95</sup> Zum anderen kann durch die Gruppierung gezeigt werden, dass sehr verschiedene Institutionen und Organisationen die Themen Flucht, Vertreibung und Integration in Ausstellungen aufgegriffen haben, z.B. Stadt- oder Kreis-museen, „ost-“ und westdeutsche Landesmuseen, staatliche Archive, Häuser der Heimat, Häuser des Deutschen Ostens, Vertriebenenverbände oder andere private Initiativen. Die Unterschiedlichkeit der ausrichtenden Institutionen und Organisationen lässt darauf schließen, dass sehr unterschiedliche Bevölkerungsgruppen und -milieus diese Ausstellungen rezipiert haben. Außerdem kann für fast jede Gruppe eine Ausstellung genannt werden, für die sehr hohe Besuchszahlen belegt sind.<sup>96</sup> Daher kann festgestellt werden, dass auch auf dem Feld der „historischen (Gedenk-)Ausstellungen“ die These von einer Tabuisierung des Schicksals der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen nicht zu halten ist.

---

93 Siehe beispielsweise *Bade, Klaus J. und Jochen Oltmer: Normalfall Migration. Bonn 2004.* – Rainer Ohliger hat konkrete Gründe dafür erläutert, „Flucht und Vertreibung“ als Teil der allgemeinen Migrationsgeschichte zu sehen, siehe *Ohliger, Rainer: Flucht und Vertreibung als Migrationsgeschichte: Möglichkeiten und Grenzen einer neuen Deutung und Erinnerung.* In: Brunnbauer, Ulf; Esch, Michael G.; Sundhausen, Holm (Hg.): *Definitionsmacht, Utopie, Vergeltung. „Ethnische Säuberungen“ im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts.* Berlin 2006, S. 213–239.

94 Zumindest gibt es dafür in den Vorworten einiger Ausstellungskataloge eindeutige Hinweise.

95 Für das Dissertationsprojekt des Verfassers ist angestrebt, eine methodisch fundierte Ausstellungstypisierung zu entwickeln. Die für diesen Aufsatz gebildeten Gruppen sind gewissermaßen eine erste Stufe des Typisierungsverfahrens, um das Sample sinnvoll zu strukturieren.

96 Die Besuchszahlen waren entweder im Katalog selbst dokumentiert oder wurden über andere Literaturhinweise erschlossen.

Durch die nun folgende exemplarische Vorstellung der einzelnen Gruppen soll die Bandbreite der politischen Positionen und historischen Deutungsabsichten der verschiedenen Ausstellungsinitiatoren deutlich gemacht werden.<sup>97</sup>

### Gruppe 1: Kunst- und kulturhistorische Ausstellungen

Für den Zeitraum 1950 bis 2009 konnten zehn Ausstellungen recherchiert werden, die hier der Gruppe 1 zugeordnet werden. Inhaltlich-konzeptionell wurden zumeist kulturgeschichtliche Aspekte des „Deutschen Ostens“ und Werke geflüchteter und vertriebener Künstler fokussiert. Flucht, Vertreibung und Integration wurden als historische Ereignisse und Prozesse aber ebenfalls thematisiert.<sup>98</sup> Die meisten Ausstellungen dieser Gruppe fanden in den 1950er und 1960er Jahren statt.<sup>99</sup> In dieser frühen Zeit der Bundesrepublik waren Ausstellungen – wie Gottfried Korff herausgearbeitet hat – prinzipiell geprägt von historisch-politischen Deutungs- und Präsentationsabsichten, die dem Pathos einer heroisch-abendländisch-christlichen Weltanschauung unterlagen.<sup>100</sup>

Die Ausstellung *Deutsche Heimat im Osten*, die von der Stadt Berlin in Auftrag gegeben und in den Jahren 1950 und 1951 in Berlin, Düsseldorf, München, Landau (Pfalz), Stuttgart und Hannover zu sehen war, ist dafür ein gutes Beispiel. Ihr Charakter als Wanderausstellung, die organisatorische Einbindung des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen und die Ausstellungsinhalte machen deutlich, dass die Schau in ihrer Entstehung und Durchführung alles andere als unpolitisch war. Die Katalogeinleitungsworte Karl Pagels haben einen nationalistisch herablassenden, überheblichen Ton. Seine Sprache ist geprägt von einem völkisch-nationalen Duktus und sozial-

---

97 Das exemplarische Vorgehen darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Ausstellungen, die je einer Gruppe zugeordnet werden, sich in ihren Intentionen, detaillierten Konzeptionen, formalen Präsentationsformen und ihrer gesellschaftlichen Rezeption sehr stark voneinander unterscheiden können. Auf diese feineren Unterschiede wird im Dissertationsprojekt des Verfassers genauer eingegangen werden.

98 Am Ende des Aufsatzes findet sich eine Liste mit den bibliografischen Angaben aller Kataloge dieser Gruppe.

99 Besonders in der Kulturpolitischen Korrespondenz finden sich viele Hinweise auf diese künstlerisch orientierten Ausstellungen, die häufig von der Künstlergilde in Esslingen betreut wurden.

100 Vgl. Korff, *Gottfried*: Zielpunkt: Neue Prächtigkeit? Notizen zur Geschichte kulturhistorischer Ausstellungen in der „alten“ Bundesrepublik (1996). In: Eberspächer, Martina; König, Gudrun Marlene; Tschofen, Bernhard (Hg.): Gottfried Korff. Museumsdinge. Deponieren – Exponieren. 2. ergänzte Auflage, Köln u.a. 2007, S. 24–48, hier S. 28.

darwinistischem Gedankengut, das ein statisch-starres Verständnis von Kultur offenbart. Im Vorwort heißt es über die Vertreibungsgebiete: „Und auf allen Gebieten zeigt es sich, daß dieses Land deutsch ist, seit der Pflug des deutschen Bauern es in Ackerland verwandelt, seit das Wort Gottes in deutscher Sprache in Klöstern und Kirchen verkündet wurde, seit deutsches Recht das Leben seiner Bewohner regelte, seit abendländische Kultur und Gesittung hier Geltung gewannen und zu hoher Blüte gelangten. Dies alles geschah auf einem unentwickelten, nahezu geschichtslosen Boden, gewiss nicht überall ohne Beeinträchtigung von fremden Rechten und im Ringen mit anderen Kräften, wie es der Ablauf geschichtlicher Vorgänge in sich schließt, aber doch immer auf Grund einer besseren Legitimierung als der nackten Gewalt, wie sie heute gegen die Deutschen zur Anwendung kommt. Die Welt weiß, dass die gegenwärtige Lösung keine Lösung ist, die dauern kann.“<sup>101</sup>

Um die inhaltlich-konzeptionelle Spannweite der Ausstellungen dieser Gruppe 1 aufzuzeigen, sei nach der „völkisch-revisionistischen“<sup>102</sup> Exposition *Deutsche Heimat im Osten* das Beispiel einer anderen Schau vorgestellt, die unter dem Titel *Leistung und Schicksal – Informationsschau über die Deutschen im Osten* in den Jahren 1964 bis 1966 vom Düsseldorfer „Haus des Deutschen Ostens“ vorbereitet und erstellt wurde.<sup>103</sup> Diese breit rezipierte Ausstellung war in fünf Hauptteile gegliedert. „Während drei Teile der Ausstellung das kulturelle Erbe Ostdeutschlands und der osteuropäischen Siedlungsgebiete in reicher Vielfalt für einen Zeitraum von acht Jahrhunderten“ darstellten, wurde „im vierten und fünften Teil [...] ein Schicksal, an dem das ganze deutsche Volk seit mehr als 20 Jahren hart zu tragen hat, behandelt“. In diesen Abschnitten wurde „die Lage deutlich gemacht, in die das nationalsozialistische Regime und der Zweite Weltkrieg vor allem den deutschen Osten und seine Menschen gestürzt“ hätten. Diese letzten beiden Ausstellungssteile zeigten „die Bemühungen des Landes Nordrhein-Westfalen und der Vertriebenen und Flüchtlinge, die Notlage zu lindern und in eine der Demokratie dienende Aufbauarbeit einmünden zu lassen“.<sup>104</sup> Das Geleitwort des nordrheinwestfälischen Arbeits- und Sozialministers Werner

101 *Pagel, Karl (Hg.): Deutsche Heimat im Osten. Berlin 1951, S. 5.*

102 Die Historiker Eva und Hans Henning Hahn analysierten in der Rückschau nicht zu Unrecht, dass die Ausstellung *Deutsche Heimat im Osten* auf völkisch-revisionistischen Grundzügen und Vorstellungen aufgebaut gewesen ist. Vgl. *Hahn/Hahn* (wie Anm. 35), S. 338f.

103 Vgl. *Stiftung Haus des Deutschen Ostens (Hg.): Leistung und Schicksal. Informationsschau. Troisdorf 1969* [?]. Die erste, weniger ausführliche Ausgabe des Kataloges soll hier der Vollständigkeit halber ebenfalls genannt werden: *Stiftung Haus des Deutschen Ostens (Hg.) und Hugo Backhausen (Red.): Leistung und Schicksal. Informationsschau über die Deutschen im Osten. Troisdorf 1966.*

104 *Leistung und Schicksal*, 1969 (wie Anm. 103), S. 6.

Figgen (SPD) offenbart einen fundamentalen Unterschied zur Ausstellung *Deutsche Heimat im Osten* (siehe oben). Er betonte, dass die Ausstellung *Leistung und Schicksal* deutlich machen solle, „wie wertvoll die vielfältigen engen Beziehungen auf allen Gebieten des Lebens zwischen Deutschen und ihren Nachbarn für alle Völker in jenem Raum waren“.<sup>105</sup> Was die Nennung von Opfergruppen betrifft, beschränkte sich die Ausstellung nicht auf diejenigen deutscher Nationalität, sondern machte anhand einer Karte und eines Erläuterungstextes anschaulich, dass seit 1939 aufgrund verschiedener Ursachen „in Europa viele Menschen ihre Heimat verlassen“ mussten: Volksdeutsche, Fremd- bzw. Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene, Ungarn, Serben, Kroaten, Rumänen, Bulgaren, Griechen, Balten, Polen, Ukrainer, Kaukasier, Wolgadeutsche. Aus dem Katalog geht hervor, dass „die Darstellung von Vertreibung und Flucht der Ostdeutschen [...] mit einem Bericht über die Judenverfolgung unter dem nationalsozialistischen Regime Hitlers“ eingeleitet wurde, „da sie der erste Fall von Vertreibung in unserem Raume gewesen ist“.<sup>106</sup> Bezüglich des Themenkomplexes Integration wurde auf die soziale, wirtschaftliche und geistig-kulturelle Eingliederung eingegangen, z.B. durch die Darstellung der Vertriebenen-siedlungen Reichswaldsiedlung, Espelkamp-Mittwald und Drabenderhöhe oder der bestehenden Patenschaften und Heimatstuben.<sup>107</sup>

An der Ausstellung *Leistung und Schicksal* kann verdeutlicht werden, dass einzelne Ausstellungen des gesamten Samples sowohl eine große Reichweite als auch einen hohen Besucherzuspruch erfuhren. Bis 1975 wurde diese Wanderausstellung an mehr als 60 Ausstellungsorten in Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg sowie im Reichstagsgebäude in Berlin gezeigt und verzeichnete dabei fast 700.000 Besuche.<sup>108</sup> Darüber hinaus wurde sie bis in die Mitte der 1980er Jahre in Nordrhein-Westfalen immer wieder an verschiedenen Orten und sogar im Europa-Museum in Amsterdam der Öffentlichkeit präsentiert.<sup>109</sup> Die Länder Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz übernahmen die Informationsschau in leicht modifizierter Form als Landesausstellung. Sie sollte vor allem im Schulbereich Verwendung finden.<sup>110</sup>

105 *Leistung und Schicksal*, 1969 (wie Anm. 103), S. 5.

106 *Leistung und Schicksal* (wie Anm. 103), S. 33 und S. 34.

107 *Leistung und Schicksal* (wie Anm. 103), S. 41ff.

108 Vgl. *Fischer, Karl*: Stätte der Erinnerung – Zentrum der Ost-West-Begegnung. Vor 15 Jahren erfolgte die Grundsteinlegung zum Haus des Deutschen Ostens in Düsseldorf. In: *Der gemeinsame Weg 1* (1975).

109 Vgl. z.B. KK 395 vom 20.1.1980, S. 28 und KK 602 vom 15.12.1985, S. 21. Bis Dezember 1969 verzeichnete die Ausstellung an 31 Orten bereits 361.750 Besuche. Vgl. Katalog *Leistung und Schicksal* (wie Anm. 103), S. 2.

110 Vgl. KK 441 vom 5.5.1981, S. 21 und *Bilke, Jörg Bernhard*: Ostdeutsches und mitteldeutsches Kulturgut in Mainz. Ausstellung und Vorträge vom 7. bis 14. Mai.

Gruppe 2: Ausstellungen zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland oder eines Bundeslandes bzw. Ausstellungen über die Beziehungen Deutschlands zu seinen Nachbarländern

Sieben der hier untersuchten 87 Ausstellungen werden der Gruppe 2 zugeordnet.<sup>111</sup> In diesen national-, landes- oder beziehungsgeschichtlich ausgerichteten Ausstellungen, die seit dem Museums- und Ausstellungsboom der 1970er Jahre durchgeführt wurden,<sup>112</sup> standen die historischen Ereignisse von Flucht, Vertreibung und Integration zwar nicht im Mittelpunkt der Betrachtung, thematisiert wurde das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen gleichwohl. So befanden sich in der großen Ausstellung *Fragen an die deutsche Geschichte*, die seit 1974 im Berliner Reichstag zu sehen war, oder in der Schau *Nordrhein-Westfalen – Entstehung und Aufbau* von 1972 entsprechende thematische Kabinette mit Objekten und Quellen. Beide wurden von mehreren Tausend Menschen besucht.<sup>113</sup> Die beziehungsgeschichtlich ausgerichtete Exposition *Annäherungen – Zbliżenia. Deutsche und Polen 1945–1995*, die von polnischen und deutschen Wissenschaftlern im Jahr 1996 ausgerichtet wurde, verzeichnete im Bonner Haus der Geschichte circa 40.000 und im Warschauer Unabhängigkeitsmuseum circa 27.000 Besuche. Der teilweise zweisprachige Katalog zeigt u.a. Fotografien und Objekte, die sowohl die Verbrechen der Deutschen während des Zweiten Weltkriegs in Polen als auch die Flucht, Vertreibung und Integration der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg bezeugen.<sup>114</sup>

---

In: KK 511 vom 15.5.1983, S. 8–9. In Baden-Württemberg wurde die Ausstellung an mindestens 36 Orten präsentiert.

111 Am Ende des Aufsatzes findet sich eine Liste mit den bibliografischen Angaben aller Kataloge dieser Gruppe.

112 Vgl. *Korff / Roth* (wie Anm. 90) und *Große Burlage* (wie Anm. 89).

113 Vgl. *Gall, Lothar* (Bearb.): *Fragen an die deutsche Geschichte. Ideen, Kräfte, Entscheidungen von 1800 bis zur Gegenwart. Historische Ausstellung im Reichstagsgebäude in Berlin. Stuttgart 1974*, besonders S. 176; *Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (Hg.): Nordrhein-Westfalen. Entstehung und Aufbau. Ausstellung der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1972*, besonders S. 50f. und S. 5f. Letztere Exposition zählte 19.623 Besuche (vgl. *Große Burlage* (wie Anm. 89), S. 191). Erstere wurde zu einer viel frequentierten Dauerausstellung im Berliner Reichstag, die seit Mitte der 1990er Jahre im Deutschen Dom in Berlin untergebracht ist. Bereits im Jahr 1991 erschien die 17. Auflage des Katalogs.

114 Siehe *Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.) / Rommelskirchen, Eva (Red.): Annäherungen – Zbliżenia. Deutsche und Polen 1945–1995. Düsseldorf 1996*. Die Angaben zu den Besucherzahlen finden sich bei *Große Burlage* (wie Anm. 89), S. 243.



### Gruppe 3: Ausstellungen zur Nachkriegszeit mit lokal- oder regional-geschichtlichem Zugriff

Seit den 1980er Jahren eroberten die Geschichte des kleinen Raumes und die Alltagsgeschichte das Ausstellungswesen. Gerade in solchen lokal- und regionalhistorischen Ausstellungen zur Nachkriegszeit, von denen für die vorliegende Untersuchung elf Beispiele aus den Jahren 1976 bis 2000 recherchiert werden konnten, wurde nicht vergessen, das Elend der Flüchtlinge und Vertriebenen, ihre Eingliederung und die sozialen Konflikte mit der lokalen Aufnahmegesellschaft anhand von Fotografien, Statistiken, Zeitzeugenberichten und originalen Objekten zu thematisieren.<sup>115</sup> Ein sehr gutes Beispiel dafür ist ein Wanderausstellungsprojekt in Niedersachsen, das 82.000 Besuche verzeichnete, unter ihnen Schüler von 600 Schulklassen. Es trug den Titel *Wege aus dem Chaos. Niedersachsen 1945–1949* und war ab 1985 in Städten wie Hannover, Helmstedt, Northeim, Nienburg, Alfeld, Goslar, Stade und Munster unterwegs. Dort wurde die Landesausstellung meistens durch lokalhistorische Spezifika ergänzt.<sup>116</sup>

### Gruppe 4: Sonderausstellungen der ostdeutschen Landesmuseen

Wenngleich ihr Arbeitsschwerpunkt bei kulturhistorischen Sujets der Zeit vor 1945 liegt, führten die ostdeutschen Landesmuseen seit ihrer Gründung insgesamt sechs spezifische Wechselausstellungen zu den Themen Flucht, Vertreibung und Integration durch.<sup>117</sup> Nach Wissen des Verfassers war eine Ausstellung des Westpreußischen Landesmuseums in Münster im runden Gedenkjahr 1985 die erste Exposition in Deutschland, die allein den Themen „Flucht, Vertreibung und Integration von Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg“ gewidmet wurde und mit einem Ausstellungskatalog zu belegen ist. Sie trug den Titel *Vor 40 Jahren. Flucht und Vertreibung. Teilung Deutschlands* und sollte „deutlich machen, dass Vertreibung, unabhängig von der ethnischen Zugehörigkeit der Opfer, grundsätzlich einen Verstoß gegen die Menschenrechte darstellt“. Der Konzeption wohnte eine Tendenz zur Europäisierung des Vertreibungsgeschehens inne: Durch eine statistische

115 Am Ende des Aufsatzes findet sich eine Liste mit den bibliografischen Angaben aller Kataloge dieser Gruppe.

116 Vgl. *Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung / Historisches Museum der Landeshauptstadt Hannover (Hg.): Wege aus dem Chaos. Niedersachsen 1945–1949. Begleitheft zur Ausstellung. Hannover 1985, besonders S. 68–76; Landkreis Emsland, Schulverwaltungs- und Kulturamt (Hg.) / Meemken, Hermann (Red.): Wege aus dem Chaos. Das Emsland und Niedersachsen 1945–1949. Begleitbuch zur Ausstellung. Werlte 1987.*

117 Am Ende des Aufsatzes findet sich eine Liste mit den bibliografischen Angaben aller Kataloge dieser Gruppe.

Bilanz sollte gezeigt werden, dass die deutschen Bevölkerungsverluste lediglich einen Teil der „Europäischen Tragödie“ ausmachten.<sup>118</sup>

Die ostdeutschen Landesmuseen arbeiten freilich sehr unterschiedlich. War beispielsweise die Schau des Ostpreußischen Landesmuseums mit dem Titel *Ostpreußen in der Lüneburger Region. Flucht und Vertreibung vor 50 Jahren* aus dem Jahr 1995 stark affirmativ auf das deutsch-ostpreußische Schicksal fokussiert und in ihren Begrifflichkeiten tendenziell nationalen Denkmustern verhaftet,<sup>119</sup> so hatte die im Jahr 2008 ausgerichtete Ausstellung *Heimat im Koffer – Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland* des Donauschwäbischen Zentralmuseums in Ulm einen ganz anderen Tenor. Viel detailreicher und tiefgründiger arbeitete diese Ausstellungsunternehmung, wenn Begriffe wie „Donauschwabe“ oder „Heimat“ erklärt und problematisiert wurden<sup>120</sup>, anstatt dem Besucher eine Interpretation der Geschichte oder eine Identifikation mit einer ostdeutschen Volksgruppe mit Nachdruck nahe legen zu wollen.

#### Gruppe 5: Ausstellungen des Bundes der Vertriebenen und der Landsmannschaften

Auch Gruppierungen aus den Reihen der Vertriebenenverbände veranstalteten in den letzten Jahrzehnten historische Ausstellungen. Dabei nahmen die Vertreter des BdV und der Landsmannschaften in den hier untersuchten fünf Ausstellungen verschiedene historische Deutungspositionen ein und verfolgten verschiedene Ansätze, was die thematische Schwerpunktsetzung betrifft. Einige fokussierten die Ereignisse von Flucht und Vertreibung, andere stellten die Integration in den Mittelpunkt ihrer Ausstellung.<sup>121</sup>

1989 sollten anlässlich des Gründungsjubiläums der Bundesrepublik mit der Schau *40 Jahre für Deutschland – Die Vertriebenen und Flüchtlinge* die „großartigen“<sup>122</sup> Aufbauleistungen der Vertriebenen und Flüchtlinge einer

---

118 Vgl. *Westpreußisches Landesmuseum (Hg.) / Schuch, Hans-Jürgen (Red.):* Vor 40 Jahren. Flucht und Vertreibung. Teilung Deutschlands. Osnabrück 1985. Die Zitate finden sich auf S. 4 und S. 6.

119 Vgl. *Ostpreußisches Landesmuseum (Hg.) / Kabus, Ronny und Anke Zühlke (Verf.):* Von Ostpreußen in die Lüneburger Heide. Vertreibung und Eingliederung 1945–1953. Katalog zur Ausstellung „Ostpreußen in der Lüneburger Region – Flucht und Vertreibung vor 50 Jahren“. Lüneburg 1995, besonders S. IX.

120 *Hampe, Henrike (Hg.):* Heimat im Koffer. Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland. Begleitheft zur Ausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm. Ulm 2008.

121 Am Ende des Aufsatzes findet sich eine Liste mit den bibliografischen Angaben aller Kataloge dieser Gruppe.

122 *Frantziach/Ratza/Reichert* (wie Anm. 40), S. 6.

breiten Öffentlichkeit vorgestellt werden. In der Ausstellung wurde die These vertreten, dass die Leistungen der Vertriebenen und ihre rache- und vergeltungsfreien Bemühungen für Völkerverständigung und ein freies und geeintes Europa besonders zu würdigen seien, gerade weil sie so viel persönliches physisches und psychisches Leid erfahren hätten.<sup>123</sup> Die Gedenkausstellung *Die Vertreibung der Deutschen – ein unbewältigtes Kapitel europäischer Zeitgeschichte* aus dem Jahr 1995, die „an über 300 Orten überall in der Bundesrepublik Deutschland“ zum Einsatz kam, wurde mit der oben bereits erläuterten Tabu-These begründet. Im Vorwort wird vom damaligen BdV-Vorsitzenden Fritz Wittmann behauptet, dass im Gedenkjahr 1995 „nach Jahrzehnten des Verschweigens und Verdrängens in der deutschen Öffentlichkeit erstmals umfassender über das Thema Vertreibung berichtet und diskutiert worden ist“.<sup>124</sup>

Bei den meisten Ausstellungsprojekten des BdV ist auffällig, dass die Ausstellungsverantwortlichen fast ausschließlich das eigene nationale Vertreibungsschicksal im Blick hatten. Die Erwähnung anderer Opfer von Zwangsmigration geschah – wenn überhaupt – marginal. Sie diente dann – durch eine Vorwort-Erwähnung – als rechtfertigender Hinweis dafür, dass „wir“, die deutschen Opfer, auch gewürdigt werden müssten. Ganz eklatant verfuhr – übrigens nicht nur in dieser Hinsicht – die Wanderausstellung *Heimatverlust in Europa im 20. Jahrhundert* aus dem Jahr 2002. Zunächst suggeriert der Titel, es würde sich bei der Ausstellung um eine gesamteuropäische Erfassung des Phänomens „Heimatverlust“ handeln. Im Vorwort des Kataloges findet sich bereits die erste begriffliche Einschränkung: Hier heißt die Ausstellung „Heimatverlust in Mitteleuropa im 20. Jahrhundert“. Die weiteren inhaltlichen Ausführungen beziehen sich fast ausschließlich auf deutsche Heimatverlust-Opfer.<sup>125</sup> Erst die so genannte Probe-Ausstellung des „Zentrums gegen Vertreibungen“, *Erzwungene Wege – Flucht und Vertreibung in Europa des 20. Jahrhunderts*, die seit dem Jahr 2006 als Wanderausstellung in zahlreichen deutschen Städten Station macht, wählt einen anderen Ansatz. Sie bricht dieses Schema der nationalen Selbst-

---

123 Vgl. ebd.

124 Die Zitate finden sich in *Bund der Vertriebenen, Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände (Hg.) / Theisen, Alfred (Verf.): Die Vertreibung der Deutschen. Ein unbewältigtes Kapitel europäischer Zeitgeschichte. Eine Ausstellung des Bundes der Vertriebenen, Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände. Bonn 1995, S. 3.*

125 Insgesamt besteht die Ausstellung aus 79 Texttafeln. 72 von ihnen behandeln allein das Heimatverlust-Schicksal deutscher Flüchtlinge und Vertriebenen, vgl. *Bund der Vertriebenen, Landesverband Hessen e.V. (Hg.) / Jandl, Hans: Heimatverlust in Europa im 20. Jahrhundert. Wiesbaden 2002.*

bezogenheit, das bis dahin die BdV-Ausstellungen gekennzeichnet hatte, auf und richtet ihren Blick explizit und ausführlich auch auf andere Opfergruppen.<sup>126</sup>

Gruppe 6: Ausstellungen, die allein den Themen Flucht, Vertreibung und Integration gewidmet sind, meist in lokal- oder regionalhistorischer Perspektive

Den größten Anteil am Untersuchungssample machen diejenigen 37 Ausstellungen aus, die seit Ende der 1980er Jahre speziell den Themen Flucht, Vertreibung und/oder Integration gewidmet sind.<sup>127</sup> Je nach Ausstellungsort haben sie ein lokal- oder regionalhistorisches Kolorit, wobei zu konstatieren ist, dass die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen der meisten Ausstellungen auf Aspekten der Integration liegen.<sup>128</sup> Viele dieser Ausstellungen, die oftmals von Landes-, Kreis- oder Stadtmuseen durchgeführt worden sind, arbeiteten mit biografischen Zugängen; das heißt, dass in der Vorbereitung des musealen Projektes Interviews mit Vertriebenen geführt wurden, um z.B. ihre Fluchterfahrungen oder ihre lokale Integration in Wort, Bild und Objekt in der Ausstellung präsentieren zu können.<sup>129</sup> Beispielsweise wurden für die Ausstellung *Fremde Heimat – Das Lager Schlotwiese nach 1945* sechzig lebensgeschichtliche Interviews mit ehemaligen Bewohnern eines Flüchtlingslagers in der Nähe von Stuttgart geführt.<sup>130</sup>

---

126 Vgl. *Zentrum gegen Vertreibungen (Hg.): Ausstellungskatalog „Erzwungene Wege. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“*. Berlin 2006. Vgl. auch <http://erzwungenewege.z-g-v.de/index.htm>, letzter Zugriff am 4.12.2009.

127 Am Ende des Aufsatzes findet sich eine Liste mit den bibliografischen Angaben aller Kataloge dieser Gruppe.

128 Insgesamt neun Ausstellungen des gesamten Samples führen auf analogisierende Weise den modernen Begriff „Integration“ im Titel, der auf ähnliche sozialkulturelle Prozesse der Gegenwart verweist (siehe auch Erläuterungen bei Gruppe 7). Sechs Ausstellungen nutzen dagegen den älteren Begriff „Eingliederung“. Für diese sozialen Prozesse werden in der Forschung ohnehin verschiedene Termini und Erklärungsmodelle verwendet. Vgl. *Krauss*, 2008 (wie Anm. 1) oder *Krauss, Marita*: Das „Wir“ und das „Ihr“. Ausgrenzung, Abgrenzung, Identitätsstiftung bei Einheimischen und Flüchtlingen nach 1945. In: Hoffmann, Dierk; Krauss, Marita; Schwartz, Michael (Hg.): *Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Forschungsergebnisse und Perspektiven*. München 2000, S. 27–39. – Die Verwendung eines bestimmten Begriffs lässt auch auf eine gesellschaftspolitische Aussageabsicht der Ausstellungsinitiatoren schließen.

129 In der Ausstellung „Fremde“ wurden nicht nur Interviews mit Flüchtlingen und Vertriebenen, sondern auch mit damaligen Angehörigen der Aufnahmegesellschaft geführt. Vgl. *Banse, Sigrid; Brodmann, Dagmar; Meyer-Hoos, Elke* (Hg.): *Fremde: Flüchtlinge im Landkreis Lüchow-Dannenberg 1945–1950*. Hannover 1989.

130 Vgl. *Beer, Mathias* und *Paula Lutum-Lenger* (Hg.): *Fremde Heimat. Das Lager Schlotwiese nach 1945. Der Katalog zur Ausstellung*. Stuttgart und Tübingen 1995.

Die Ansätze, wie die Themen Flucht, Vertreibung und Integration in Ausstellungen dieser Gruppe Nr. 6 thematisiert wurden, waren vielgestaltig, was an den unterschiedlichen Intentionen der jeweiligen Veranstalter und an Fragen der Finanzierbarkeit gelegen haben mag. Die Ausstellungen unterschieden sich z.B. in der didaktischen Zielsetzung, in der Ausstellungsästhetik oder in der historiographischen Einordnung von Flucht und Vertreibung. So finden sich Ausstellungen, die sehr ausführlich die deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg thematisieren, um sie als Ursache *und* Anlass der Flucht und Vertreibung von Deutschen darzustellen. Genauso finden sich solche Ausstellungen, die die Ursache der Vertreibung Deutscher zeitlich viel früher, nämlich im Versailler Vertrag bzw. in den Nationalitätenkonflikten seit dem 19. Jahrhundert verorten oder viel höhere Opferzahlen von deutschen Flüchtlingen nennen als andere. Wiederum andere Ausstellungen beschreiben die Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen als einen nationalen, regionalen oder lokalen Erfolg, während andere sehr gezielt und detailreich herausarbeiten, wie schwierig sich der Integrationsprozess im Nachkriegsdeutschland gestaltete. Ein Beispiel dafür ist die bereits genannte Ausstellung *Fremde Heimat – Das Lager Schlotwiese nach 1945* aus dem Jahr 1995: Wie durch ein Brennglas gesehen, beschreibt die Ausstellung den Mikrokosmos eines Flüchtlingslagerlebens über mehrere Jahre und verdeutlicht dabei Probleme und dynamische Prozesse von Integration sowie Identitätsfindung und Identitätszuschreibung.<sup>131</sup>

#### Gruppe 7: Ausstellungen mit besonderem historisch-sektorialem Zugriff

Im Untersuchungssample bilden diejenigen acht Ausstellungen eine weitere Gruppe, welche die Flucht, Vertreibung und Integration der Deutschen unter besonderen sektoralen oder problemorientierten Zugriffen für ein Publikum seit Ende der 1980er Jahre vergewenwärtigten.<sup>132</sup> Dazu gehören neben Ausstellungen zur Frauengeschichte, zur Literaturgeschichte oder zur Wirtschaftsgeschichte auch migrationsgeschichtliche Expositionen. Die Kuratoren solcher historischer Migrationsausstellungen griffen auf die Zwangsmigrationsbewegungen der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg zurück und verglichen deren Migrations- und vor allem Integrationsituation mit denen der Religionsflüchtlinge der Frühen Neuzeit, den Gastarbeitern der frühen Bundesrepublik oder den Asylsuchenden unserer Tage.<sup>133</sup> Ein Beispiel

<sup>131</sup> *Beer/Lutum-Lenger* (wie Anm. 130), S. 6f.

<sup>132</sup> Am Ende des Aufsatzes findet sich eine Liste mit den bibliografischen Angaben aller Kataloge dieser Gruppe.

<sup>133</sup> Über Möglichkeiten, Sinn und Relevanz solcher historischer Vergleiche hat der Volkskundler Albrecht Lehmann wichtige Hinweise erarbeitet. Vgl. *Lehmann, Albrecht: Erinnern und Vergleichen. Flüchtlingsforschung im Kontext heutiger*

dafür ist die Ausstellung *Alte Heimat – Neue Heimat – Flucht, Vertreibung und Zuwanderung nach Bretten*.<sup>134</sup> Diese Schau ist außerdem hinsichtlich geschichtskultureller Rezeptionsmuster bemerkenswert, da sie – genau wie viele andere Expositionen, die im Sommer 2006 durchgeführt wurden – für große Teile der deutschen und internationalen Öffentlichkeit ziemlich unbemerkt blieb. Anders als von den beiden zeitgleichen großen Berliner „Konkurrenzausstellungen“ *Flucht, Vertreibung, Integration* und *Erzwungene Wege* nahmen weder die großen überregionalen Zeitungen noch gewichtige deutsche und polnische Politiker von ihr Notiz.<sup>135</sup>

#### Gruppe 8: Ausländische oder grenzüberschreitende Ausstellungen

Es ist zu beobachten, dass seit dem Fall des Eisernen Vorhangs vermehrt Ausstellungen durchgeführt werden, die Grenzen übergreifend organisiert sind:<sup>136</sup> sei es, dass verschiedene Museen und Institute etwa aus Polen und Deutschland miteinander kooperieren; sei es, dass Gremien mit internationaler Wissenschaftsbesetzung Ausstellungen vorbereiten; sei es, dass Objekte einander ausgeliehen werden oder private Initiativen tätig werden.<sup>137</sup> Ein sehr stark auf gegenseitiges Verständnis und Zuhören ausgerichtetes Beispielprojekt ist die Wanderausstellung des Kultursoziologen Wanja W. Ronge mit dem Titel *Und dann mussten wir raus – I wtedy nas wywieźli. Von Vertreibungen der Polen und Deutschen 1939–1949*. Ronge hatte in Gesprächskreisen seit 1992 Polen und Deutsche interviewt, die aus ihrer Heimat im ehemaligen Ostpolen bzw. aus den ehemals deutschen Gebieten geflüchtet sind oder ver-

---

Migrationsbewegungen. In: Dröge, Kurt (Hg.): *Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa*. München 1995, S. 15–28.

134 Siehe *Stadt Bretten, Museum im Schweizer Hof (Hg.) / Bahn, Peter (Red.): Alte Heimat – neue Heimat. Flucht, Vertreibung, Zuwanderung nach Bretten*. Begleitheft zur Ausstellung. Bretten 2006.

135 Nach telefonischer Auskunft des Kurators Peter Bahn wurde diese Ausstellung nur lokal rezipiert. Zur kontroversen Rezeption der beiden letztgenannten Ausstellungen vgl. *Völkering* (wie Anm. 6).

136 Am Ende des Aufsatzes findet sich eine Liste mit den bibliografischen Angaben aller Kataloge dieser Gruppe.

137 Besonders die ostdeutschen Landesmuseen pflegen heute intensive, institutionell verankerte Verbindungen zu Museen in Ost- und Südosteuropa. Auch das „Zentrum gegen Vertreibungen“ arbeitete für seine Ausstellung *Erzwungene Wege* (siehe Gruppe 5) mit ausländischen Leihgebern zusammen, wenngleich dies im Verlauf der Ausstellung zu einem Politikum wurde. Auch die beiden Expositionen *I.9.39. Deutsche und Polen. Abgründe und Hoffnungen* und *Annäherungen – Zblizenia. Deutsche und Polen 1945–1995* (siehe Gruppe 2) seien als internationale Kooperationsprojekte nochmals erwähnt.

trieben worden waren, und deren Erinnerungen dokumentiert. Von 2000 bis 2006 war diese Wanderausstellung in 26 polnischen und deutschen Orten zu sehen.<sup>138</sup>

### *Exkurs: Beobachtungen zur Ausstellungsästhetik*

Im folgenden Exkurs sollen einige ästhetische Auffälligkeiten der dem Verfasser zugänglichen Ausstellungsarchitekturen beschrieben werden.<sup>139</sup> Es ist festzustellen, dass bestimmte Objekttypen und Elemente als Semiophoren in den Ausstellungen immer wieder verwendet werden. Zudem greifen Kuratoren häufig auf „Ikonen“ aus dem Haushalt des kollektiven Bildgedächtnisses zurück. Dazu gehören Fotografien von der *Flucht über Land und See* ebenso wie von der *organisierten Vertreibung* (städtische Szenen, Wartende, Waggon) oder von verschiedenen Phasen der *Integration* (Ankunft, Aufnahme, Lager, Neuanfang etc.). Ein sehr häufig ausgestelltes Objekt ist der *Leiterwagen*. In der Exposition *Flucht, Vertreibung, Integration* des Bonner Hauses der Geschichte war ein solches Gefährt als „zentraler optischer Anreiz“ ganz bewusst an den Anfang der Ausstellung gestellt worden, weil Besucherbefragungen in der Vorbereitungszeit der Ausstellung ergeben hätten, dass der Leiterwagen „in der kollektiven Erinnerung geradezu Sinnbild für Flucht und Vertreibung ist: für die wenigen Habseligkeiten, die mitgeführt werden konnten, sowie für die zum Teil langen Distanzen, welche mühsam zurückgelegt werden mussten“.<sup>140</sup> (Abb. 2)

Typisch für viele historische Ausstellungen ist die Präsentationsform der *Inszenierung*. Dies gilt auch für Expositionen zu den Themenfeldern Flucht, Vertreibung und Integration. So fand sich nicht nur in besagter Ausstellung *Flucht, Vertreibung, Integration* eine originale Flüchtlingsbaracke mit aller-

---

138 Siehe weitere Informationen unter [www.dpg-brandenburg.de/s\\_ausstellungen.html#030706](http://www.dpg-brandenburg.de/s_ausstellungen.html#030706), letzter Zugriff am 6.12.2009; *Ronge, Wanja W.*: Und dann mussten wir raus. Wanderungen durch das Gedächtnis. Von Vertreibungen der Polen und Deutschen – 1939–1949 [I wtedy nas wywieźli. Wędrowki po obszarze pamięci. O wypędzeniach Polaków i Niemców] Berlin 2000. Aus geschichtsdidaktischer Sicht wohnt Ausstellungen wie dieser ein begrüßenswertes, multiperspektivisches Potential inne.

139 Oftmals ist es schwierig, über vergangene Ausstellungen Informationen über die konkrete Ästhetik zu bekommen, da nur wenige Kataloge abbildende Fotos des Ausstellungsaufbaus beinhalten oder diesen detailliert erklären. Dafür finden sich häufig Abbildungen der ausgestellten Objekte.

140 Die Zitate finden sich bei *Schäfer, Hermann*: Zur Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration“. In: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): *Flucht, Vertreibung, Integration – Begleitbuch zur Ausstellung*. Bonn 2005, S. 7–13, hier S. 9f.



Abb. 2: Prolog der Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration“ im Haus der Geschichte, Bonn (Foto: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Michael Jensch / Axel Thünker).



Abb. 3: Das Innere der authentischen Flüchtlingsbaracke in der Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration“ im Haus der Geschichte, Bonn (Foto: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Michael Jensch / Axel Thünker).





Abb. 4: Blick in die Ausstellung „Heimat im Koffer – Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland“ (Foto: Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm).



Abb. 5: Vitrinenkonstruktion als „Gepäcklandschaften“ im zweiten Raum der Ausstellung „Erzwungene Wege. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“ des Zentrums gegen Vertreibungen im Kronprinzenpalais, Berlin (Foto: Zentrum gegen Vertreibungen).

lei typischem Utensil wie Kochstelle, Bett und Sitzgelegenheit. Der szenische Eindruck wurde durch fotografische Reproduktionen verstärkt. (Abb. 3) Neben dem emotional ansprechenden Motiv des *Schlüssels*, wie es auch wieder in der Ausstellung *1.9.39. Deutsche und Polen. Abgründe und Hoffnungen* zur Anwendung kam,<sup>141</sup> gehören zur Darstellung des Themas Flucht und Vertreibung sehr häufig *Koffer, Kisten oder Rucksäcke*. In der Ausstellung des Donauschwäbischen Zentralmuseums *Heimat im Koffer* wurden sie unter anderem als „Zeichen für Bewegung und Leid“ verwendet.<sup>142</sup> (Abb. 4) Das Motiv des Koffers ist für die museale Darstellung von Deportationen im Zweiten Weltkrieg sowie in Migrations- bzw. Zwangsmigrationsausstellungen offensichtlich so virulent und bekannt, dass manche Kuratoren und Ausstellungsarchitekten mit diesem Motiv auf abstrakte Weise experimentieren können. Dies konnte man zumindest in der Ausstellung *Erzwungene Wege* beobachten, in der aufeinander gestapelte, weiße Holzkuben als Gepäcklandschaft inszeniert wurden, die gleichzeitig als Vitrinen und Texttafeln fungierten.<sup>143</sup> (Abb. 5)

Die Architekten und Kuratoren der Ausstellung *Erzwungene Wege* versuchten, ästhetisch zum Ausdruck zu bringen, dass Vertreibungen als gemeinsame gesamteuropäische Erfahrung wahrgenommen und gedeutet werden mögen. (Abb. 6) Der Boden eines Ausstellungsraumes war bedeckt mit einer schwarz-weißen Europakarte ohne Grenzlinien, die an den Wänden des Raumes fortgesetzt wurde. Ein Lese- und Vitrinenfries, der in die Wand eingelassen war, durchzog in bequemer Lesehöhe den kompletten Raum. Hier wurden „13 Fälle von Heimatverlust im 20. Jahrhundert“ textlich, mit Karten, Fotos und einigen Objekten dokumentiert. Allen Beispielen war in etwa gleich viel Fläche auf dem Lesefries zugeteilt worden. In der Mitte des Raumes standen verteilt auf der schwarz-weißen Europakarte neun circa ein Kubikmeter große weiße Kuben, die als audiovisuelle Medienstationen fungierten und an denen Zeitzeugeninterviews von Angehörigen verschiedener nationaler Opfergruppen abrufbar waren. Durch die schwarz-weiße, Sachlichkeit suggestierende Farbgebung und die sehr homogene, fast schon monotone Gestaltung

---

141 Auch das Schlesische Museum zu Görlitz stellt Schlüssel aus, um Geschichten von Flüchtlingen und Vertriebenen zu erzählen. Vgl. *Burger, Reiner*: Görlitzer Schlüsselerlebnisse. Im Schlesischen Museum wird behutsam an die Vertreibung erinnert. In: FAZ vom 3.9.2003, S. 3.

142 Zitat nach *Fendl, Elisabeth*: Das Gepäck der Heimatvertriebenen. In: *Hampe* (wie Anm. 120), S. 17–23, hier S. 22.

143 Vgl. *Schmid, Thomas*: Das Verbrechen der Vertreibungen. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 23.7.2006, S. 6 und *Wefing, Heinrich*: Die Probe. Was kann das Zentrum gegen Vertreibungen ausstellen? In: FAZ vom 8.8.2006, S. 31.



Abb. 6: Der „Europaraum“ in der Ausstellung „Erzwungene Wege. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“ des Zentrums gegen Vertreibungen im Kronprinzenpalais, Berlin (Foto: Jan Bitter, Berlin).

schiene die Grenzen des Leidens in dieser Ausstellung zu verwischen und sich in einem gesamteuropäischen Erfahrungspool zu sammeln.

Wenngleich weitere ästhetische Analysen für die anderen zahlreichen Ausstellungen noch ausstehen, können diese ersten Befunde die These dieses Aufsatzes stützen. Erstens werden im Ausstellungswesen bestimmte Semio-phoren für die Themen Flucht, Vertreibung und Integration immer wieder verwendet. Zweitens wird in den Ausstellungen sehr häufig auf populäre Ikonen des kollektiven Bildgedächtnisses zurückgegriffen. Die Existenz solcher Präsentationskontinuitäten und -traditionen deutet darauf hin, dass die Themen Flucht, Vertreibung und Integration Teil des kulturellen Gedächtnisses der Bundesrepublik sind und alles andere als ein verschwiegenes und verdrängtes Tabu.

### *Fazit zu den hier analysierten Ausstellungen*

In der frühen Nachkriegszeit wurden zumeist von Menschen aus dem Kreise der Vertriebenen kunst- und kulturhistorische Ausstellungen angeregt und durchgeführt, in denen (teilweise mit revanchistischen Tendenzen) der Verlust der „alten Heimat“ beklagt und gegenüber der Aufnahmegesellschaft das eigene Kultur-niveau herausgestellt werden sollte. In diesen Ausstellungen

wurde zugleich um die Opfer getrauert, in einigen wurden bereits die Aufbauleistungen der Vertriebenen gewürdigt. In vielen Ausstellungen zur allgemeinen Nachkriegsgeschichte, welche im Zuge des allgemeinen Museums- und Ausstellungsbooms in Deutschland vermehrt seit den 1970er Jahren durchgeführt wurden, wurden die Erfahrungen und die Situation der Flüchtlinge und Vertriebenen sehr häufig geschildert. Diese Expositionen thematisierten vor allem die schwierige Integrationslage der Neubürger und stellten auch die abweisende Haltung vieler Westdeutscher gegenüber den Neuankömmlingen nach dem Krieg heraus. Mit dem migrationsgeschichtlichen Paradigma der „Einwanderungsgesellschaft“ werden die Vertriebenen seit den 1990er Jahren zunehmend mit anderen Integrationsgruppen der deutschen Nachkriegsgeschichte verglichen. Zudem lässt sich beobachten, dass seit Ende der 1980er Jahre dem „Zeitzeugen“ eine zentrale Rolle in den Ausstellungsprojekten zukommt.

Es sollte deutlich geworden sein, dass sowohl die Kultur und Geschichte der Deutschen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa als auch die Themen Flucht, Vertreibung und Integration in der pluralen Ausstellungslandschaft der Bundesrepublik der letzten Jahrzehnte stets ihren Platz hatten.<sup>144</sup> Eine Tabuisierung des Schicksals der Heimatvertriebenen zu behaupten – so wie es die Befürworter eines neuen musealen Gedenkortes in Berlin zumeist tun<sup>145</sup> – erscheint vor dem Hintergrund der hier erarbeiteten Ergebnisse fragwürdig, besonders wenn man die teilweise sehr hohen Besuchszahlen einiger Ausstellungen bedenkt. Sehr viel treffender ist es, in Anlehnung an Eva und Hans Henning Hahn von einer „Zerklüftung“<sup>146</sup> der Erinnerungs- und Ausstellungslandschaft zu sprechen. Die sehr verschiedenen konzeptionellen Ansätze von Ausstellungen früherer Jahrzehnte tauchen auch in den sehr verschiedenen Projekten der letzten Jahre immer wieder auf. Letztlich hängt die Art und Weise der Thematisierung des geschichtlichen Gegenstands sehr stark ab von ideologischen Prämissen, wissenschaftlichen Positionen oder kommerziellen Verwertungsinteressen der Ausstellungsinitiatoren.

---

144 Das Ausstellungssample dieses Aufsatzes ist mit 87 Katalogen sehr umfangreich. Es ist nochmals darauf hinzuweisen, dass in den letzten Jahrzehnten zahlreiche weitere Ausstellungen durchgeführt worden sind, für die kein Katalog publiziert bzw. deren publizierter Katalog vom Verfasser nicht eingesehen werden konnte (siehe auch Anm. 89 und Anm. 91).

145 Im Zuge der neuerlichen Forderungen und Verhandlungen des BdV um eine Gesetzesänderung der Stiftung FVV (vgl. Anm. 15, Anm. 80 und Anm. 87) ergriff etwa der CSU-Bundestagsabgeordnete Stefan Müller Partei für die Verbandsinteressen, damit „es endlich auch ein Zeichen, ein Symbol gibt, das an das Leid der Vertriebenen erinnert“. Vgl. [www.dradio.de/dlf/sendungen/interview\\_dlf/1099562/](http://www.dradio.de/dlf/sendungen/interview_dlf/1099562/) vom 6.1.2010.

146 Siehe *Hahn/Hahn* (wie Anm. 35).

*Ausblick*

Im vorherigen Kapitel wurden einige wichtige Befunde dieser Untersuchung zusammengefasst. Gleichwohl wird es nötig sein, die museale Aufarbeitung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration noch differenzierter und systematischer zu untersuchen. In dieser Hinsicht seien hier einige Überlegungen skizziert.

Bei der Untersuchung der Sonder-, Wander- und Wechseiausstellungen sollten folgende Fragen nach institutionellen, konzeptionellen und ästhetischen Hintergründen sowie nach rezeptionellen Mustern Berücksichtigung finden, um Entwicklungslinien und Trends deutlich zu machen: Wer initiierte aus welchen Gründen und mit welchen Motiven die Ausstellungsprojekte und führte sie durch? Wer unterstützte sie organisatorisch und finanziell? Wo fanden in der Bundesrepublik Ausstellungen statt? Wo nicht? Welche Inhalte wurden als Ausstellungsthemen fokussiert? Wurden schwerpunktmäßig die Flucht und Vertreibung der Deutschen bzw. einer bestimmten Landsmannschaft oder vergleichend verschiedene Opfergruppen von Zwangsmigrationen behandelt? Wurde die Eingliederung der deutschen Vertriebenen als singuläres Phänomen präsentiert oder in Bezug gesetzt mit anderen Fällen von Migration und Integration? Wie wurden die dargestellten Ereignisse gedeutet und historisch kontextualisiert? Welche Ausstellungsobjekte wurden auf welche Weise ästhetisch inszeniert? Wie wurden „Zeitzeugen“ in der Ausstellung eingesetzt? Welche museumspädagogischen Angebote begleiteten die Ausstellungen? Wie viele Besuche verzeichneten die Ausstellungen? Welche Personengruppen rezipierten sie überhaupt und wie waren die Reaktionen unterschiedlicher Publika? Wie wurden Ausstellungsprojekte in der massenmedialen und wissenschaftlichen Öffentlichkeit aufgenommen?

Für weitere vergleichende Untersuchungen könnten zudem die Entstehungsgeschichten und Tätigkeiten der ostdeutschen Landesmuseen ins Blickfeld rücken. Schließlich treffen dort unter anderem die historischen Deutungsinteressen und Intentionen verschiedener institutioneller Träger (Landsmannschaften, Bund, Länder und Kommunen), der Politik und der Wissenschaft aufeinander, eine Tatsache, welche sich zweifelsohne auch auf die alltägliche konzeptionelle Museumsarbeit und die Rezeption der Besucher auswirkt.<sup>147</sup> Zu analysieren wäre z.B., wie ähnlich oder unterschiedlich die

---

147 Erinnert sei an die Typen „historisch gewachsenes Museum“ und „Beschlussmuseum“ (siehe im Bereich der Anm. 72). So gab es vor dem Fall der Mauer und den Beschlüssen, Museen in Greifswald und Görlitz einzurichten, beispielsweise schon konkrete Pläne für ein Pommersches Museum in Lübeck-Travemünde

Themen Flucht, Vertreibung und Integration in den Dauerausstellungen der ostdeutschen Landesmuseen präsentiert wurden und werden.

Schließlich darf man gespannt sein, mit welcher inhaltlichen und ästhetischen Konzeption sich die neue „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ präsentieren wird,<sup>148</sup> wer in der Stiftung maßgebliche historische Deutungshoheit haben wird, auf welchen Sammlungsbestand sie für ihre Dauer- und Wechselausstellungen zurückgreifen wird, wie sie mit den verschiedenen Besuchergruppen umgehen und auf deren unterschiedliche Identitätsbezüge eingehen wird und ob sie sich letztlich in der musealen Gedenkstättenkonkurrenz der Bundeshauptstadt wird beweisen können.

*Bibliografische Angaben aller Kataloge, geordnet nach Gruppen, jeweils in chronologischer Reihenfolge*

Gruppe 1: Kunst- und kulturhistorische Ausstellungen

*Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen / Magistrat von Groß-Berlin (Hg.):*

Deutsche Heimat im Osten. Begleitheft zur Ausstellung in den Messehallen am Funkturm, 24. November bis 17. Dezember 1950. Berlin 1950; siehe auch das Begleitbuch zur Ausstellung *Pagel, Karl (Hg.): Deutsche Heimat im Osten*. Berlin 1951

*Braun, Edmund W.:* Kunst und Kultur in Böhmen, Mähren und Schlesien. Katalog. Nürnberg 1955

---

und ein Schlesisches Museum in Hildesheim (vgl. die Bundestagsdrucksache 11/2572 vom 23.6.1988 (Bericht der Bundesregierung über Maßnahmen zur Förderung der Kulturarbeit gemäß §96 BVFG in den Jahren 1984 und 1985), S. 3ff.). Beispielsweise haben Beate Wild und Jörn Barfod darauf hingewiesen, dass die Arbeit eines ostdeutschen Landesmuseums nicht nur bei Akteuren aus dem linken politischen Spektrum auf Kritik stößt, sondern auch in den Reihen der Vertriebenenverbände und Landsmannschaften für Unmut sorgt, wenn diese ihre Erwartungen nicht erfüllt sehen. Vgl. *Wild, Beate:* Ein Museum für jeden oder jedem ein Museum? Zur Zielgruppenproblematik eines „ostdeutschen“ Museums. In: Hampe, Henrike (Hg.): Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis. Münster 2005, S. 119–128; vgl. *Barfod* (wie Anm. 65), S. 388. – Solche Interessenkonflikte wurden übrigens ganz konkret auch im Deutschen Bundestag diskutiert. Siehe etwa die Bundestagsdrucksache 11/164 vom 5.10.1989 (Plenarprotokoll), S. 12482–12493.

148 Ende Oktober 2010 präsentierte FVV-Stiftungsdirektor Manfred Kittel Eckpunkte für die Arbeit der Stiftung und die Konzeption einer Dauerausstellung. Vgl. <http://www.dhm.de/sfvv/docs/Eckpunkte.pdf>, letzter Zugriff am 31.10.2010. Bereits im September 2010 wurde durch eine wissenschaftliche Initiative eine Debatte über konzeptionelle Grundzüge der Stiftung angestoßen. Vgl. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?pn=texte&id=1350>, letzter Zugriff am 31.10.2010.

- Stadt Bamberg / Künstlergilde e.V. Esslingen / Kunstverein Bamberg: Zeitgenössische Kunst des deutschen Ostens. Gemälde, Graphik, Plastik. Bamberg 1956*
- Der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung (Hg.) / Bode, Arnold / Gebhardt, Josef (Verf.): Deutsche Kultur im Osten. Wiesbaden 1960*
- Die Künstlergilde / Kunsthalle Düsseldorf / Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen: Deutsche Künstler aus dem Osten. Düsseldorf 1960*
- Forschungsgesellschaft für das Weltflüchtlingsproblem: Im neuen Land. Internationale Ausstellung von Werken Vertriebener und geflüchteter Künstler. Berlin 1960*
- Künstlergilde e.V. / Adalbert Stifter Verein e.V. / Kunstverein München: Flucht und Grenze in der bildenden Kunst seit 1945. München 1965*
- Stiftung Haus des Deutschen Ostens (Hg.): Leistung und Schicksal. Informationsschau. Troisdorf 1969 [?]. Die erste, weniger ausführliche Ausgabe des Kataloges soll hier der Vollständigkeit halber ebenfalls genannt werden: *Stiftung Haus des Deutschen Ostens (Hg.) / Backhausen, Hugo (Red.): Leistung und Schicksal. Informationsschau über die Deutschen im Osten. Troisdorf 1966**
- Deutsches Historisches Museum Berlin (Hg.) / Schulz, Wolfgang (Red.): Deutsche im Osten. Geschichte, Kultur, Erinnerungen. München und Berlin 1994*
- Fleiss, Dorothea (Hg.): Internationales Kunstsymposium. Flucht und Vertreibung, Nürnberg 2003*

Gruppe 2: Ausstellungen zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland oder eines Bundeslandes bzw. Ausstellungen über die Beziehungen Deutschlands zu seinen Nachbarländern

- Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (Hg.): Nordrhein-Westfalen. Entstehung und Aufbau. Ausstellung der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1972, besonders S. 50f. und S. 59f.*
- Gall, Lothar (Bearb.): Fragen an die deutsche Geschichte. Ideen, Kräfte, Entscheidungen von 1800 bis zur Gegenwart. Historische Ausstellung im Reichstagsgebäude in Berlin. Stuttgart 1974, besonders S. 176*
- Decher, Helmuth (Hg.): 30 Jahre Bundesrepublik Deutschland 1949–1979. Dokumente, Bilder, Plakate. Koblenz 1979, besonders S. 137f.*
- Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.) / Hütter, Hans Walter (Red.): 1949 – Gründungsjahr der Bundesrepublik Deutschland. Eine Ausstellung des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. München 1989, besonders S. 33ff.*
- Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.) / Rommerskirchen, Eva (Red.): Annäherungen – Zblijenia. Deutsche und Polen 1945–1995. Düsseldorf 1996*
- Deutsches Historisches Museum Berlin / Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland Bonn / Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland Bonn (Hg.): Einigkeit und Recht und Freiheit. Wege der Deutschen 1949–1999. Reinbek bei Hamburg 1999*

*Deutsches Historisches Museum / Asmuss, Burkhard / Ulrich, Bernd (Hg.):* Deutsche und Polen. 1.9.39. Abgründe und Hoffnungen. Berlin 2009, besonders S. 180f.

Gruppe 3: Ausstellungen zur Nachkriegszeit mit lokal- oder regional-  
geschichtlichem Zugriff

*Kropat, Wolf-Arno (Bearb.):* Hessen in der Stunde Null 1945/46. Ausstellung der hessischen Staatsarchive zum 30. Jahrestag der Hessischen Verfassung. Wiesbaden 1976, v.a. S. 7f. und S. 31–33

*Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung / Historisches Museum der Landeshauptstadt Hannover (Hg.):* Wege aus dem Chaos. Niedersachsen 1945–1949. Begleitheft zur Ausstellung. Hannover 1985, v.a. S. 68–76; siehe auch ein Folgeprojekt dieser Ausstellung: *Landkreis Emsland, Schulverwaltungs- und Kulturamt (Hg.) / Meemken, Hermann (Red.):* Wege aus dem Chaos. Das Emsland und Niedersachsen 1945–1949. Begleitbuch zur Ausstellung. Werlte 1987

*Stadt Iserlohn (Hg.) / Bettge, Götz (Red.):* Iserlohn 1945–1949. Ausstellung des Stadtarchivs Iserlohn. Iserlohn 1985

*Stadtmuseum Düsseldorf / Rheinische Post (Hg.):* 1946. Neuanfang. Leben in Düsseldorf. Ausstellung im Stadtmuseum Düsseldorf. Düsseldorf 1986, S. 56–58

*Stadt Paderborn / Universität-Gesamthochschule Paderborn (Hg.) / Stambolis, Barbara (Red.):* Paderborn 1945–1955. Zerstörung und Aufbau. Ausstellung in der Städtischen Galerie Paderborn. Paderborn 1987, v.a. S. 109–114

*Kreis Lippe (Hg.) / Wehrmann, Volker (Red.):* Zusammenbruch und Wiederaufbau. Lippe zwischen 1945 und 1949. Eine Dokumentation. Ausstellung im Kreis-  
haus Detmold. Detmold 1987, v.a. S. 105–124

*Theurer, Winfried:* Bamberg 1945–1949. Aspekte eines Neubeginns. Ausstellung des Stadtarchivs Bamberg. Bamberg 1988, S. 71ff.

*Bruss, Regina (Hg.) / Pohl-Weber, Rosemarie (Red.):* Mit Zuckersack und Heißgetränk. Leben und Überleben in der Nachkriegszeit. Bremen 1945–1949. Bremen 1989

*Stadt Waiblingen (Hg.) / Jenisch, Susanne (Red.):* Nachkriegszeit in Waiblingen. Die Jahre 1945–1949. Ausstellung Rathaus Waiblingen. Waiblingen 1989, v.a. S. 90–95

*Greve, Hermann / Ullrich, Gabriele:* Nachkriegsjahre. Lebenschancen in den Alt-  
kreisen Grafschaft Hoya und Grafschaft Diepholz 1945 bis 1948. Syke und Hoya 1995

*Ziessow, Karl-Heinz:* Zwischen Steckrüben und Himbeereis. Nachkriegselend und Wohlstandsglück im Oldenburger Land. Ausstellungsführer des Museums-  
dorfes Cloppenburg. Cloppenburg 2000



## Gruppe 4: Sonderausstellungen der ostdeutschen Landesmuseen

- Westpreußisches Landesmuseum (Hg.) / Schuch, Hans-Jürgen (Red.):* Vor 40 Jahren. Flucht und Vertreibung. Teilung Deutschlands. Osnabrück 1985
- Ostpreußisches Landesmuseum (Hg.) / Kabus, Ronny / Zühlke, Anke (Verf.):* Von Ostpreußen in die Lüneburger Heide. Vertreibung und Eingliederung 1945–1953. Katalog zur Ausstellung „Ostpreußen in der Lüneburger Region – Flucht und Vertreibung vor 50 Jahren“. Lüneburg 1995
- Westpreußisches Landesmuseum / Schuch, Hans-Jürgen (Hg.):* Flucht und Vertreibung über die Ostsee 1944/45. Der Untergang der Wilhelm Gustloff vor 50 Jahren. Münster 1995
- Westpreußisches Landesmuseum / Schuch, Hans-Jürgen (Hg.):* Vor 50 Jahren 1945. Flucht – Vertreibung – Kriegsende. Osnabrück 1995
- Westpreußisches Landesmuseum (Hg.) / Steinküler, Martin / Hyss, Lothar (Red.):* Die Westpreußen nach 1945. 50 Jahre Landsmannschaft Westpreußen. Neuanfang und Eingliederung. Münster 1999
- Hampe, Henrike (Hg.):* Heimat im Koffer. Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland. Begleitheft zur Ausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm. Ulm 2008

## Gruppe 5: Ausstellungen des Bundes der Vertriebenen und der Landsmannschaften

- Frantziach, Marion / Ratza, Odo / Reichert, Günter (Hg.):* 40 Jahre Arbeit für Deutschland: die Vertriebenen und Flüchtlinge. Begleitheft Nordrhein-Westfalen zum Katalog der Ausstellung. Bearb. von Ulrich Hutter, Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen. Bonn 1989
- Bund der Vertriebenen, Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände (Hg.) / Theisen, Alfred (Verf.):* Die Vertreibung der Deutschen. Ein unbewältigtes Kapitel europäischer Zeitgeschichte. Eine Ausstellung des Bundes der Vertriebenen, Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände. Bonn 1995
- Bund der Vertriebenen, Kreisverband Bochum e.V. (Hg.) / Schmied, Anton (Verf.):* Neubeginn in Bochum. Dokumentation. Aufnahme und Eingliederung von Vertriebenen, Flüchtlingen und Aussiedlern in Bochum 1945–1999. Bochum 2001 [eine Ausstellung von 1997]
- Bund der Vertriebenen, Landesverband Hessen e.V. (Hg.) / Jandl, Hans:* Heimatverlust in Europa im 20. Jahrhundert. Wiesbaden 2002
- Zentrum gegen Vertreibungen (Hg.):* Ausstellungskatalog „Erzwungene Wege. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“. Berlin 2006

## Gruppe 6: Ausstellungen, die allein den Themen Flucht, Vertreibung und Integration gewidmet sind, meist in lokal- oder regionalhistorischer Perspektive

- Kreis Paderborn (Hg.) / Brebeck, Wulff-Eberhard / Ruppert, Andreas (Verf.):* Deutsche im östlichen Mitteleuropa. Kultur – Vertreibung – Integration. Meseritz, Międzyrzecz, Paderborn, Schwerin/Warthe, Skwierzyzna. Einführung in die Ausstellung im Kreismuseum Wewelsburg. Paderborn 1987

- Innenministerium Baden-Württemberg (Hg.) / Eberl, Immo (Verf.):* Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa. Ausstellungskatalog. Sigmaringen 1987
- Senat der Hansestadt Lübeck / Amt für Wohnungswesen (Hg.):* Dokumentation zur Ausstellung „Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge in der Hansestadt Lübeck“ vom 9. bis 23. April 1989 im großen Börsensaal des Lübecker Rathauses. Lübeck 1989
- Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. (Hg.) / Richter-Eberl, Ute (Red.):* Geschichte und Kultur der Deutschen in Russland – UdSSR. Auf den Spuren einer Minderheit. Ausstellungskatalog. Sigmaringen 1989
- Banse, Sigrid / Brodmann, Dagmar / Meyer-Hoos, Elke (Hg.):* Fremde: Flüchtlinge im Landkreis Lüchow-Dannenberg 1945–1950. Hannover 1989
- Stadt Nürtingen (Hg.):* Im Schwabenland eine neue Heimat gefunden. Die Eingliederung der Heimatvertriebenen im Altkreis Nürtingen. Katalog zur Ausstellung anlässlich der Heimattage Baden-Württemberg 1989 in Nürtingen. Sigmaringen 1989
- Kreis Borken, Der Oberkreisdirektor (Hg.):* zusammen getragen – ostdeutsches Kulturgut im Kreis Borken. Borken 1989
- Landratsamt Hof (Hg.) / Münzer-Glas, Beatrix / Frank, Reiner (Verf.):* In einer neuen Heimat: Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Hof, Münchberg, Naila, Rehau. Herkunft, Schicksal, Aufnahme, Eingliederung, Aufbauleistungen und Impulse. Pädagogische Handreichungen zu Ausstellung und Dokumentation. Hof 1991
- Stadtarchiv Leinfelden-Echterdingen (Hg.):* Vertriebene und Einheimische in Leinfelden, Echterdingen, Musberg und Stetten 1945–1950. Katalog zur Ausstellung. Leinfelden-Echterdingen 1991
- Kreis Coesfeld, Der Oberkreisdirektor (Hg.) / Kellermann, Barbara (Bearb.):* Ostdeutsches Kulturgut im Kreis Coesfeld. Dülmen 1991
- Hessisches Hauptstaatsarchiv (Hg.) / Müller-Henning, Markus / Parisius, Bernhard (Verf.):* Vom Neubürger zum Mitbürger. Die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen 1945–1955. Eine Ausstellung der Hessischen Staatsarchive. Wiesbaden 1992
- Innenministerium Baden-Württemberg (Hg.) / Eberl, Immo (Bearb.):* Flucht, Vertreibung, Eingliederung. Baden-Württemberg als neue Heimat. Begleitband zur Ausstellung. Sigmaringen 1993
- Magistrat der Stadt Dietzenbach, Amt für Öffentlichkeitsarbeit (Hg.) / Kindel, Detlev (Bearb.):* Vom Neubürger zum Mitbürger. Die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen in Dietzenbach nach dem 2. Weltkrieg. Flüchtlinge und Vertriebene in Dietzenbach erzählen ihre Geschichte. Begleitheft zur Ausstellung der Hessischen Staatsarchive im Dietzenbacher Rathaus. Dietzenbach 1993
- Schmitz, Liane / Waldmann, Franz (Hg.):* Flucht Vertreibung Neuanfang: 50 Jahre nach Kriegsende. Zeitzeugen erinnern sich. Begleitband zur Ausstellung des Seniorenbüros Schwerin. Senden 1995
- Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch-Hall / Kreisarchiv Schwäbisch-Hall / Stadtarchiv Schwäbisch-Hall:* Flüchtlinge und Vertriebene im Altkreis Schwäbisch Hall. Ausstellungskatalog. Schwäbisch-Hall 1995

- Sudetendeutsches Archiv (Hg.) / Heißig, Gudrun (Übers.):* Odsun. Die Vertreibung der Sudetendeutschen. Begleitband zur Ausstellung. München 1995
- Beer, Mathias / Lutum-Lenger, Paula (Hg.):* Fremde Heimat. Das Lager Schlotwiese nach 1945. Der Katalog zur Ausstellung. Stuttgart und Tübingen 1995
- Hartmann, Johannes / Vogl, Elisabeth (Hg.):* Flucht und Vertreibung – neue Heimat Sulzbach-Rosenberg. Sulzbach-Rosenberg 1996
- Grafschaftsmuseum Wertheim (Hg.) / Heidelmann, Hilde (Red.):* Reise – Flucht – Vertreibung nach Wertheim am Main. Begleitbuch zur Ausstellung. Wertheim 1996
- Seidel, Brigitta (Verf.):* Zwischen zwei Leben. Flüchtlinge auf Pellworm 1943–1950. Ausstellung des Inselmuseums Pellworm in der Scheune Seegarden 1. Ausstellungsdokumentation. Pellworm 1996
- Einyck, Andreas (Hg.):* Alte Heimat – Neue Heimat. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945. Lingen 1997
- Magistrat der Stadt Reinheim (Hg.) / Plehn, Dietrich (Verf.):* Nachkriegszeit in Reinheim und den Partnerstädten Cestas, Fürstenwalde, Sanok und Licata. Flüchtlinge und Heimatvertriebene in Reinheim. Dokumentation der Ausstellungen von 2005 und 1997. Reinheim 2005
- Meyer, Lioba (Hg.):* Zuhause war anderswo. Flüchtlinge und Vertriebene in Oldenburg, Oldenburg 1997
- Landkreis Celle – Kreisarchiv und Museumsverein e.V. (Hg.) / Rohde, Reinhard / Schulze, Rainer / Voss, Rainer (Verf.):* Fremde Heimat Niedersachsen. Begleitheft zur Ausstellung „50 Jahre Flüchtlinge und Vertriebene in Stadt und Landkreis Celle“. Celle 1999
- Schwab, Irina:* Neue Heimat – Neues Leben? Flüchtlinge und Vertriebene in Leipzig 1945 bis zum Beginn der 50er Jahre. Leipzig 1999
- Haus der Bayerischen Geschichte (Hg.) / Prinz, Friedrich (Verf.):* Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Bayern. Versuch einer Bilanz nach 55 Jahren. Augsburg 2000 (darin (S. 35–46) als Katalog zur Ausstellung: „In Bayern angekommen ...“ Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Bayern nach 1945. Wanderausstellung 2000–2002)
- Historischer Verein für den Landkreis Ebersberg e.V. (Hg.) / Schäfer, Bernhard (Red.):* Angekommen – angenommen?! Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im Landkreis Ebersberg nach 1945. Ausstellungskatalog. München 2001
- Landkreis Peine / Kreismuseum Peine / Evers, Ulrika (Hg.) / Jäger, Claudia (Verf.):* „Die Flüchtlinge und die Kartoffelkäfer, die werden wir nie wieder los!“ Flüchtlinge und Vertriebene im Landkreis Peine nach dem 2. Weltkrieg. Katalog zur Ausstellung „Fremde – Heimat – Niedersachsen: Flüchtlinge und Vertriebene in Niedersachsen und im Landkreis Peine nach dem 2. Weltkrieg“. Peine 2001
- Marktgemeinde Kremsmünster / Kristöfl, Siegfried (Hg.):* Kremsmünster: Die Ansiedelung der Gablonzer. Kremsmünster 2003
- Messerschmidt, Rolf / Freilichtmuseum Hessenpark (Hg.):* Vertriebene in Hessen. Broschüre zur gleichnamigen Dauerausstellung. Neu-Anspach 2003
- Königseder, Angelika / Panzig, Christel (Hg.):* Zweite Heimat – Flucht, Vertreibung und Integration Deutscher nach dem II. Weltkrieg in Sachsen-Anhalt. Ausstellung im Haus der Geschichte Wittenberg. Wittenberg 2005

- Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.):* Flucht, Vertreibung, Integration – Begleitbuch zur Ausstellung. Bonn 2005
- Rimm, Werner (Hg.):* Vertreibung, Integration und Neubeginn. Sonderheft zur Ausstellung im Heimatmuseum 60 Jahre Vertreibung 1946/2006. Dokumentation. Heuchelheim 2006
- Pressestelle des Magistrats der Stadt Fulda (Hg.) / Köhler, Jost-Ernst / Sagan, Günter / Stasch, Gregor (Verf.):* Leitmeritz – Fulda. Vertreibung 1945/46. Zur Sonderausstellung „Leitmeritz – 60 Jahre Vertreibung“ im Vonderau-Museum in Fulda. Petersberg 2006
- Stadtmuseum Ingolstadt (Hg.) / Schönauer, Tobias (Verf.):* Flüchtlinge und Vertreibung in Ingolstadt nach 1945. Ingolstadt 2008
- Stadt Werne / Volkshochschule Werne (Hg.) / Ruß, Regina / Fertig-Möller, Heide-lore (Red.):* Flucht und Vertreibung. Werner Bürger erinnern sich! Geschichtswerkstatt. Sonderausstellung in Zusammenarbeit mit der Landsmannschaft Schlesien. Werne 2008
- Haus der Geschichte Baden-Württemberg Stuttgart (Hg.) / Müller, Sabrina (Red.):* Ihr und Wir. Integration der Heimatvertriebenen in Baden-Württemberg. Stuttgart 2009

#### Gruppe 7: Ausstellungen mit besonderem historisch-sektorialem Zugriff

- Hessisches Staatsarchiv Marburg (Hg.) / Auerbach, Inge (Verf.):* Die Aufbauleistungen der Frauen aus den Vertreibungsgebieten. Ausstellung des Hessischen Staatsarchivs Marburg. Marburg 1989
- FIBIDOZ e.V. Nürnberg (Feministisches Informations-, Bildungs- und Dokumentationszentrum) / Fischer-Brühl, Brigitte (Hg.):* Flucht, Vertreibung, Exil, Asyl. Frauenschicksale im Raum Erlangen, Fürth, Nürnberg, Schwabach. Nürnberg 1990
- Fassl, Peter / Hermann, Berndt (Verf.):* Trauer und Zuversicht, Literatur der Heimatvertriebenen in Bayern. Katalog zur Ausstellung des Bezirks Schwaben in Zusammenarbeit mit der Stadt Augsburg und dem Haus des Deutschen Ostens. Augsburg 1995
- Landeshauptstadt Hannover – Der Oberbürgermeister / Historisches Museum Hannover (Hg.) / Urban, Andreas / Winkler, Marianne (Red.):* hier geblieben. Zuwanderung und Integration in Niedersachsen 1945 bis heute. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Hannover 2002
- Kift, Dagmar (Hg.):* Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder. Essen 2005
- Deutsches Historisches Museum / Beier-de Haan, Rosmarie (Hg.):* Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500–2005. Berlin 2005
- Stadt Bretten, Museum im Schweizer Hof (Hg.) / Bahn, Peter (Red.):* Alte Heimat – neue Heimat. Flucht, Vertreibung, Zuwanderung nach Bretten. Begleitheft zur Ausstellung. Bretten 2006
- Stadtmuseum Sachsenheim / Papp, Claudia (Hg.):* Buchteln, Eis & Wodka. Fremde Heimat Sachsenheim – Integration nach 1945. Katalog zur Ausstellung im Stadtmuseum Sachsenheim. Sachsenheim 2006

## Gruppe 8: Ausländische oder grenzüberschreitende Ausstellungen

*Kaiser, Vladimír (Hg.):* Intolerance. Češi, Němci a Židé na Ústecku 1938–1948 [Intoleranz. Tschechen, Deutsche, Juden in Aussig und Umgebung 1938–1948]. Ústí nad Labem 1998

*Ronge, Wanja W.:* Und dann mussten wir raus. Wanderungen durch das Gedächtnis. Von Vertreibungen der Polen und Deutschen – 1939–1949 – I wtedy nas wywieźli. Wędrówki po obszarze pamięci. O wypędzeniach Polaków i Niemców. Berlin 2000

*Somplatzki, Herbert / Westpreußisches Landesmuseum:* Ost-West Begegnungen in Krieg und Frieden. Auf den Spuren einer Familiengeschichte – Wschodnie i zachodnie spotkania w czasie wojny i pokoju. Śladami historii pewnej rodziny. Schmallenberg 2004

## Die „verlorene Heimat im Osten“ in den Heimatstuben der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen

Die ersten Sammlungen von Objekten und Erinnerungsstücken aus der verlorenen Heimat entstanden im privaten Umfeld und wurden vielfach im neuen Zuhause in so genannten Heimatecken bewahrt. Es ist überliefert, dass in nahezu jeder Flüchtlings- oder Vertriebenenfamilie einige Gegenstände erhalten blieben und zudem an exponierter Stelle in der Wohnung ihren Platz fanden.<sup>1</sup> Anfang der 1950er Jahre begann man diese Fragmente und Erinnerungsgegenstände aus der verlorenen Heimat zusammenzuführen und in öffentlich zugänglichen Räumen zu präsentieren. Zunächst handelte es sich hierbei um private Initiativen der Flüchtlinge und Vertriebenen. Die entstandenen Heimatstuben dienten einerseits als ein Ort der Sammlung und Bewahrung von Erinnerungsstücken, Büchern oder auch Archivalien und andererseits als eine Stätte der Begegnung und des Austausches von Erinnerungen.<sup>2</sup> Die wohl ersten dokumentierten Einrichtungen dieser Art sind die Königsberger Sammlung in Duisburg, die sich inzwischen zu einem Museum entwickelt hat, die Brüxer Heimatstube in Erlangen und die Riesengebirgsbauernstube in Hohenlimburg (Abb. 1).<sup>3</sup> Im gleichen Zeitraum bildeten sich Patenschaften zwischen westdeutschen Städten und

- 
- 1 „Fast jede Flüchtlingsfamilie verwahrt solche Stücke oder hat ihnen einen besonderen Platz in der Wohnung zugewiesen.“ In: *Bausinger; Hermann; Braun, Markus; Schwedt, Herbert*: Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen. 2. veränderte Auflage. Stuttgart 1963, S. 184. – „Es gibt keine Neusiedlerfamilie, die nicht mindestens drei oder vier Erinnerungsstücke in ihrer Wohnung sichtbar aufgestellt hätte.“ In: *Tolksdorf, Ulrich*: Volksleben in den Ermländersiedlungen der Eifel. Marburg 1967 (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, 4), S. 181. – *Fendl, Elisabeth*: Damit es auch richtig verstanden wird. Briefe als Objekt-Beigabe. In: Kalinke, Heinke M. (Hg.): Brief, Erzählung, Tagebuch. Autobiographische Dokumente als Quellen zu Kultur und Geschichte der Deutschen in und aus dem östlichen Europa. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde vom 8./9. September 1999. Freiburg 2000 (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 3), S. 85–106, hier S. 97.
  - 2 *Fendl, Elisabeth*: Deponien der Erinnerung – Orte der Selbstbestimmung. Zur Bedeutung und Funktion der Egerländer Heimatstuben. In: Heller, Hartmut (Hg.): Neue Heimat Deutschland. Aspekte der Zuwanderung, Akkulturation und emotionalen Bindung. Erlangen 2002 (Erlanger Forschungen, Reihe A, Geisteswissenschaften, 95), S. 63–78, S. 68f.
  - 3 *Perlick, Alfons*: Die Ostdeutschen Heimatstuben und Heimatsammlungen in Nordrhein-Westfalen. Geschichte, Aufgaben, Berichte. Im Auftrag des Arbeits- und Sozialministeriums. Düsseldorf 1964, S. 12.

den Gemeinschaften der Flüchtlinge und Vertriebenen, beispielsweise 1949 in Bayern zwischen Erlangen und der Heimatgemeinde des Bezirkes Brüg und ein Jahr später zwischen Goslar und den Briegern.<sup>4</sup> An der Fachstelle für ostdeutsches Volkstum im Westfälischen Heimatbund wurden diese Anfänge beobachtet und der damalige Leiter, der Volkskundler Prof. Alfons Perlick, schlug im Jahr 1951 vor, unter anderem die Übernahme von Patenschaften und die Einrichtung von Heimatstuben bzw. Heimathäusern in die kommunalen Aufgaben westdeutscher Städte und Gemeinden einzubeziehen. Seine Anregungen wurden durch das Bundesministerium für Vertriebene an den Deutschen Städtetag übermittelt und 1953 erschienen sie in nur leicht modifizierter Form als „Richtlinien der Kommunalen Spitzenverbände für ostdeutsche Patenschaften“.<sup>5</sup> Daraufhin setzte Mitte der 1950er Jahre eine Welle von Patenschaftsgründungen ein; das so genannte „west-ostdeutsche Patenschaftswerk“<sup>6</sup> entstand und bildete die Basis für die Errichtung einer Vielzahl an Heimatstuben in den folgenden Jahren und Jahrzehnten.<sup>7</sup> Die patenschaftlichen Stuben bezogen sich konkret auf die Gemeinde, die Stadt oder den Kreis, mit dessen Ortsgemeinschaft das Patenschaftsverhältnis geschlossen wurde. Dennoch wurden sie recht schnell unter dem allgemeinen Begriff „Ostdeutsche Heimatstuben“ subsumiert, sind aber tatsächlich sehr spezifische, regional begrenzte und zudem nicht immer ostdeutsche Einrichtungen.<sup>8</sup>

- 
- 4 *Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung* (Hg.): In der Obhut Bayerns. Sudeten- und ostdeutsche Patenschaften im Freistaat Bayern. München (1989), S. 84. – In Niedersachsen übernahm die Stadt Goslar 1950 die Patenschaft über die „Brieger Heimatgemeinde“, die sich selbst als „die Stadt Brieg“ bezeichnete. Sie galt daher als erste Städtepatenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland. Vgl. Kundgebungen zum Goslarer Patenschaftsbeschluß. In: Briegische Briefe 5 (1951), S. 199–123, hier 120. Vgl. *Perlick, Alfons*: Das West-Ostdeutsche Patenschaftswerk in Nordrhein-Westfalen. Geschichte, Berichte und kulturelle Aufgaben. Mit einem Verzeichnis der west-ostdeutschen Patenschaften in der Bundesrepublik. Düsseldorf 1961 (Schriftenreihe für die Ost-West-Begegnung, Kulturheft Nr. 38), S. 12.
- 5 *Perlick, Alfons*: Vorschläge für eine praktische Kulturarbeit in den Städten, die sich auf die Belange der Heimatvertriebenen bezieht. Dortmund, den 2. Oktober 1951, Bundesarchiv Koblenz (künftig: BArch) B 150 / 3395.
- 6 Vgl. *Perlick* 1951, Patenschaftswerk (wie Anm. 4). Einen Überblick über die zahlreich erschienenen Patenschaftsberichte gibt: *Meyer, Brigitta*: Bibliographie der Städte-Patenschaften (außer Nordrhein-Westfalen). In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 5 (1960), S. 297–311.
- 7 *Fendl* 2002 (wie Anm. 2), S. 67f.; *Schütze, Manuela*: „Elchkopf und Kurenwimpel“. Zur musealen Aneignung verlorener Heimat in ostdeutschen Heimatstuben nach dem Zweiten Weltkrieg in Schleswig-Holstein. Neumünster 1998 (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 37), S. 45.
- 8 Der Begriff „ostdeutsch“ wurde generalisierend eingesetzt, ungeachtet der Tatsache, dass nicht alle Herkunftsregionen, auf die sich die Heimatstuben beziehen „ostdeutsche Gebiete“ darstellten. Vgl. auch *Walz, Markus*: HandBuch zur ehrenamtlichen

Die eigentlichen Ostdeutschen Heimatstuben, die diesen Titel explizit auch im Namen führen, sind von geringerer Zahl und vorwiegend Gründungen der landsmannschaftlichen Organisationen, des Bundes der Vertriebenen (BdV) und der zugehörigen Ortsverbände. Sie entstanden zumeist erst seit den 1960er Jahren ohne patenschaftliche Verbindungen.<sup>9</sup> In dieser Zeit wurde bereits ein Rückgang des Interesses bzw. ein Nachlassen der Kulturarbeit festgestellt: „In zahlreichen Ortsverbänden ist wenig oder gar kein Leben. Nur selten finden Zusammenkünfte statt, die dann meist noch schlecht besucht werden. Die Mitglieder werden müde und treten aus. Die Jugend bleibt fern. Die Lage wird allmählich bedrohlich“,<sup>10</sup> hieß es im Arbeitsbrief des BdV bereits 1959. Ebenso bemerkte Hermann Bausinger, dass die Erinnerung an die Heimat unter den Flüchtlingen und Vertriebenen immer mehr zu verblassen scheine und die Erzählungen lückenhafter würden.<sup>11</sup> Diese Entwicklung sollte insbesondere durch kulturelle Veranstaltungen, Bildungsarbeit und auch durch die Einrichtung von Heimatstuben aufgehalten werden. Bezüglich der Heimat beanspruchten die allgemeinen Ostdeutschen Heimatstuben eine überregionale Zuständigkeit für sich. Das Bild der Heimat, das in ihnen präsentiert werden sollte, ist demnach weniger das einer bestimmten Landschaft oder eines genau definierten Ortes, sondern vielmehr setzt es sich zusammen aus verschiedensten Regionen des östlichen und südöstlichen Europa, in denen eine deutschsprachige Bevölkerung gelebt hat. Zusammengefasst ergeben jene Regionen die „verlorene Heimat im Osten“.<sup>12</sup> Diese Formulierung stammt von Otto Heike, einem Journalisten und Heimatforscher, dessen Aufsatz „Ostdeutsche Patenschaften, Heimatstuben, Heimatarchive und Heimatmuseen“ das erste publizierte Verzeichnis dieser Art für Nordrhein-Westfalen aus dem Jahr 1964 einleitete. Darin heißt es: „Bilder, Karten, Druckschriften, Modelle ost-

---

Museumsarbeit: ein Leitfaden für die Praxis. Münster 2001, S. 43. Für Beispiele siehe: *Perlick* 1964 (wie Anm. 3) S. 53, S. 114, S. 142, S. 159, S. 172.

- 9 Vgl. dazu *Kessler, Wolfgang*: Die ostdeutschen Heimatstuben und ihre Lage in Nordrhein-Westfalen (Vortrag im Rahmen der Tagung „Ostdeutsche Heimatstuben heute und morgen“ am 29.11.1988 in Düsseldorf, Tonbandübertragung). Düsseldorf 1988, S. 1. – Erste Ergebnisse aus der bundesweiten Datenbank „Dokumentation der Heimatsammlungen in Deutschland“ ([www.bkge.de/heimatsammlungen](http://www.bkge.de/heimatsammlungen)) bestätigen diesen Sachverhalt. Bisher sind 220 patenschaftliche Einrichtungen registriert, hingegen nur 44 allgemeine Ostdeutsche Heimatstuben, letzter Zugriff im Dezember 2009.
- 10 *Bund der Vertriebenen*: Empfehlungen, Anregungen und Arbeitsunterlagen zur Kulturarbeit und insbesondere zur Gestaltung von Weihnachtsfeiern. Arbeitsbrief Nr. 2 (November 1959), S. 5.
- 11 Vgl. dazu *Bausinger/Braun/Schwedt* (wie Anm. 1), S. 182.
- 12 *Heike, Otto*: Ostdeutsche Patenschaften, Heimatstuben, Heimatarchive und Heimatmuseen. In: *Perlick* 1964 (wie Anm. 3), S. 17–30, hier S. 27f.



deutscher Gebäude und auch mal eine Vitrine mit heimatlichen Stücken sollten in einer ostdeutschen Heimatstube möglichst anschaulich einen Eindruck von der verlorenen Heimat im Osten vermitteln.“<sup>13</sup> Die Aufzählung der verschiedenen Medien weist darauf hin, dass es an originalen Objekten aus den Herkunftsgebieten mangelte, gleichwohl sollte die Heimat ansprechend repräsentiert werden.

Im Folgenden soll jedoch nicht detailliert auf einzelne Exponatgruppen und ihre jeweilige Bedeutung eingegangen werden, sondern es sollen vier allgemeine Aspekte bezüglich der Präsentation der verlorenen Heimat aufgegriffen und analysiert werden: die emotionalen Komponenten der Heimat, der Bereich Abbildungen und die Verwandlung der Heimat, die Instrumentalisierung von Erinnerungsstücken und schließlich die Kollektivheimat und ihre symbolischen Objekte, wobei der Schwerpunkt der Analyse auf den Heimatstuben der 1950er und 1960er Jahre liegt.<sup>14</sup>

### *Emotionale Komponenten der Heimat*

Die eingangs erwähnte Riesengebirgsbauernstube in Hohenlimburg wurde um 1950 von schlesischen Handwerkern in Nordrhein-Westfalen rekonstruiert. Durch sie sollte der Erinnerung an die Heimat und den verbliebenen Erinnerungsstücken ein passender Rahmen gegeben werden. Als Vorlage für die Ausgestaltung dienten Fotografien aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg und die eigene Erinnerung der Initiatoren. Bezeichnenderweise galt die im Gedächtnis gebliebene Stube im früheren Museum Krummhübel (heute Karpacz) als Vorbild für die Rekonstruktion in Hohenlimburg.<sup>15</sup>

Diese Art Heimatstuben können als gemeinschaftlicher Versuch gesehen werden, die verlorene Heimat durch die Schaffung von neuen idyllischen Räumen in gewisser Weise auszugleichen. Romantisierend, durch Rückgriff auf Traditionen, „emotional überhöht und nostalgisch verklärt“<sup>16</sup> – ganz

13 Ebd.

14 Insbesondere berücksichtigt wurden Ergebnisse der Erfassung schlesischer Heimatstuben sowie der Heimatsammlungen in Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen. Hinzu kommen Recherchen im Pressearchiv des Herder-Instituts in Marburg, im Bundesarchiv Koblenz und im Archiv der „Arbeitsgemeinschaft Ostdeutscher Heimatstuben, Museen und Sammlungen in Nordrhein-Westfalen“, Gerhart-Hauptmann-Haus in Düsseldorf.

15 Zur Eröffnung der Riesengebirgsbauernstube im Hohenlimburger Heimatmuseum (27.4.1952). In: Heimatblätter für Hohenlimburg und Umgebung, 13 (1952), S. 80–82, hier S. 82.

16 *Habermas, Tilmann*: Geliebte Objekte: Symbole und Instrumente der Identitätsbildung. Berlin, New York 1996 (Perspektiven der Humanwissenschaften, 19), S. 156.



Abb. 1: Riesengebirgsstube in Hohenlimburg (Museum), in: Perlick, Alfons: Die Ostdeutschen Heimatstuben und Heimatsammlungen in Nordrhein-Westfalen. Geschichte, Aufgaben, Berichte. Düsseldorf 1964.

im Sinne von Hermann Bausingers Definition der „Heimat als Besänftigungslandschaft“ – wurden die Stuben hergerichtet.<sup>17</sup> Der genaue räumlich-geographische Ort der Heimat ist hierbei weniger von Bedeutung als vielmehr die Inszenierung heimatlicher Stimmung und die Aktivierung einer scheinbar verlorenen Atmosphäre. Dafür spricht zum Beispiel, dass für das „Habelschwerdter Stübl“, einer vergleichbaren Einrichtung auf Burg Altena, „einige alpenländische alte Stücke“ angeschafft wurden, da sie Ähnlichkeit mit denen aus den schlesischen Gebirgsregionen aufwiesen. Das eigentliche Ziel war es, „dem Zimmer einen traulichen Eindruck“ zu geben.<sup>18</sup> Mit den Gebirgsstuben gelang die Schaffung eines, der „seelischen Genesung“ dienenden „romantisch verbrämten Rückzugsort[es], in den man sich vor den Grausamkeiten der Welt flüchten konnte“, wie Udo Weilacher es für den landschaftsarchitektonischen Heimatstil der Schweiz

17 *Bausinger, Hermann*: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: Cremer, Will und Ansgar Klein (Hg.): Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven. Bielefeld 1990 (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung. Diskussionsbeiträge zur politischen Didaktik, 294/1), S. 76–90, hier S. 79. Zur Kompensationstheorie vgl. auch *Korff, Gottfried*: Vom Verlangen, Bedeutungen zu sehen. In: Borsdorf, Ulrich; Grütter, Heinrich Theodor; Rösen, Jörn (Hg.): Die Aneignung der Vergangenheit. Bielefeld 2004, S. 81–103, hier S. 93.

18 *Quinke, Wilhelm*: Das „Habelschwerdter Stübl“ auf Burg Altena. In: Perlick 1964 (wie Anm. 3), S. 47–50, hier S. 49f.

formuliert.<sup>19</sup> Entsprechende emotionale Komponenten der verlorenen Heimat wie Gemütlichkeit, Geborgenheit, Behaglichkeit und „heimatliche Wärme“<sup>20</sup> werden in den Beschreibungen dieser Einrichtungen immer wieder betont. Der Rückzug in eine Stube wirkt gleichzeitig wie ein Rückzug in das Private und Unpolitische. Der Stuben- und Wohnzimmercharakter bzw. einzelne Elemente wie Tische, Stühle und Blumenschmuck und damit immer auch eine Ästhetik des Gemütlichen sind bis heute tradiert. Vielfach bestehen die Betreuer auch in den museal neu gestalteten Heimatsammlungen darauf, neben modernen Vitrinen und Ausstellungsflächen die obligatorische Sitzecke einrichten zu dürfen.<sup>21</sup>

Die Bereitstellung von Sitzgelegenheiten deutet gleichzeitig auf einen weiteren Aspekt des Heimatverlustes der Flüchtlinge und Vertriebenen hin, denn dieser beinhaltet nicht nur das Verlassen einer räumlichen Umgebung, sondern vielfach auch die Auflösung zwischenmenschlicher Beziehungen, sozialer Bindungen und gesellschaftlicher Strukturen. Elisabeth Pfeil formulierte bereits 1948: „Der Flüchtling ist nicht nur nicht hin gehörig, er ist außerdem, wie jeder Entwurzelte, nicht zu gehörig, das will sagen, daß er außerhalb der Gemeinschaften von Nachbarschaft und Gemeinde steht, er gehört zu keinem Freundeskreis, keinem Berufskreis, keinem Stammtisch, keinem Verein. [...]“<sup>22</sup> Mit der Ankunft in Westdeutschland sind die Betroffenen mehrheitlich bemüht, Beziehungen entweder völlig neu zu erschaffen oder durch Rückgriff auf die vorherigen wiederherzustellen. Letzteres geschah während der Heimattreffen, aber auch in den Heimatstuben in spezifisch heimatlicher Atmosphäre. In den Stuben wurde der „Einbruch der Fremde“, wie Ina-Maria Greverus es formulierte, ausgeglichen durch die Schaffung eines Raumes, der das „Sich-Erkennen, Erkennt- und Anerkanntwerden“,<sup>23</sup> also Identität ermöglichte.

---

19 *Weilacher, Udo*: Schweiz: Vom Heimatstil zur guten Form. In: *Topos* 33 (2000), S. 85.

20 *Verein der Adlergebirgler*: Die Heimatstube der Adlergebirgler im Rathaus der Stadt Waldkraiburg. Ein Wegweiser. Regensburg 1974, S. 14; vgl. dazu auch: *Verein für Orts- und Heimatkunde e.V. Hohenlimburg*, Zur Eröffnung (wie Anm. 15), hier S. 82; *Perlick* 1964 (wie Anm. 3), S. 51, S. 118.

21 Ein Beispiel dafür ist die Hindenburger Sammlung in Essen.

22 *Pfeil, Elisabeth*: Der Flüchtling. Gestalt einer Zeitenwende. Hamburg 1948 (Europäische Stimmen), S. 61; Zur sozialen Kategorie des Heimatbegriffs vgl. auch *Bastian, Andrea*: Der Heimat-Begriff: eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache. Tübingen 1995 (Reihe Germanistische Linguistik, 159), S. 40.

23 *Greverus, Ina-Maria*: Wem gehört die Heimat? In: Belschner, Wilfried u.a. (Hg.): Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen. Opladen 1995 (Politische Psychologie 1), S. 23–39, hier S. 24.

*Abbildungen und die Verwandlung der Heimat*

Das Heimelige dieser Inszenierungen und die Rekonstruktion von Atmosphäre schienen zwar förderlich für die Treffen zu sein, galten allerdings nicht für jeden Gestalter oder potentiellen Besucher als ausreichend. Es wurden daher Anleitungen verfasst, die vielmehr für eine anschauliche Vermittlung der Heimat auf eher sachliche Weise plädierten wie beispielsweise die bereits erwähnte Instruktion von Otto Heike. Unabhängig von emotionalen Bindungen sollte den Einrichtungen eine seriösere und museale Ausstrahlung verschafft werden. Hinsichtlich der Bedeutsamkeit von Abbildungen herrschte jedoch Einvernehmen. Sie konnten atmosphärisch wirken und gleichzeitig die Heimat im musealen Sinne vorstellen. In den Heimatstuben sind neben Grafiken, Gemälden, Zeichnungen und Reproduktionen vorwiegend Fotografien zu finden. „Jedes noch so unbedeutend aussehende Amateurbildchen ist uns willkommen“,<sup>24</sup> heißt es im Sorauer Heimatblatt des Jahres 1952, mit dem Hinweis darauf, dass durch die Möglichkeit zur Reproduktion die oft unwiederbringlichen Originale wieder an die Besitzer zurückgegeben werden können. Die gesammelten Abbildungen in den Heimatstuben hängen vielfach nur grob sortiert und eng gedrängt, denn „[j]eder muss an einer Wandfläche finden, was er besonders sucht“ lautet die Forderung in einer Anleitung für Heimatstubenbetreuer.<sup>25</sup>

Präsentiert werden „Land, Leute und Leistungen“<sup>26</sup>: idyllische Landschaften, unzerstörte Stadt- und Ortsansichten, die jedoch auffallend menschenleer erscheinen, berühmte Baudenkmale und ausgewählte Porträts ‚verdienter Persönlichkeiten‘ wie Wissenschaftler, Künstler, Schriftsteller oder auch Politiker. Die verlorene Heimat wird in einer Weise dargestellt, wie man sie in Erinnerung behalten möchte. Ihre Verwandlung zu einem „verlorenen Paradies“<sup>27</sup> erfolgte nicht nur in den Köpfen, sondern auch gestalterisch für

---

24 Bekanntmachungen unseres Heimatarchivs. In: Das Heimatblatt für Sorau N/L Stadt und Land 2 (1952), S. 9.

25 *Hermanowski, Georg*: Erinnerungsstätten und Werkstatt. Praktische Winke zur Anlage von Heimatmuseen in den Patenstädten. In: *Der gemeinsame Weg*, III. (1978), Heft 11, S. 17–21, hier S. 18.

26 Diese Einteilung findet sich z. B. in der Registratur Mecklenburgischer Persönlichkeiten in Warendorf. Akten der Arbeitsgemeinschaft Ostdeutscher Heimatstuben, Museen und Sammlungen, Nordrhein-Westfalen im Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf.

27 „Die Heimat wird verwandelt, sie wird zum verlorenen Paradies. Mag das menschliche Leben dort auch durchaus nicht ohne Schwierigkeiten gewesen sein – da die Heimat die spezifische Unfreundlichkeit und Feindseligkeit der Fremde, unter der der Flüchtling leidet, nicht aufwies, wird sie in seiner Vorstellung zu dem Land, wo Menschen gut zueinander waren.“ In: *Pfeil* (wie Anm. 22), S. 108.



Abb. 2:  
 „100 große Deutsche aus dem Osten“. Bilderwand im Treudankgang (Detail), Foto: Presseamt der Stadt Gelsenkirchen. Akten der Arbeitsgemeinschaft Ostdeutscher Heimatstuben, Museen und Sammlungen, Nordrhein-Westfalen im Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf.

die Öffentlichkeit. In späteren Jahren wird in den Broschüren noch damit geworben, dass in der Heimatstube die wahre, heimatliche Stadt erlebbar sei, als sie „noch nicht eine geschundene Stadt war“.<sup>28</sup>

Der regionale Bezug tritt in den Darstellungen der patenschaftlichen Sammlungen besonders hervor und damit zugleich die Wiederherstellung regionaler Identitätsbilder. Zeichen der politischen Vergangenheit, des Nationalsozialismus oder die Auswirkungen des Krieges sind nur äußerst selten zu finden.<sup>29</sup> So trifft möglicherweise auch auf die Heimatstuben das Phänomen zu, das Habbo Knoch im Zusammenhang mit dem Entfernen von Spuren des

28 „Hier fühlen sie sich daheim, hier erleben sie ihr Winterberg, wie es war, als seine Bewohner noch nicht vertrieben waren, und die alte Stadt noch nicht eine geschundene Stadt war [...]“. In: Verein „Heimatsammlung Stadt Winterberg in Freyung e.V.“ Heimatmuseum Winterberg im Böhmerwald. Freyung 1991, S. 33.

29 Auffällig ist außerdem, dass Darstellungen bezüglich Flucht und Vertreibung eher selten vorhanden sind – zumindest im öffentlich zugänglichen, sichtbaren Bereich.

Nationalsozialismus aus dem öffentlichen Raum im Nachkriegsdeutschland als eine „Dekontaminierung der Heimat“<sup>30</sup> bezeichnet.

Während die ‚deutschen Kulturleistungen‘ im Mittelpunkt stehen, findet gleichzeitig eine starke Abgrenzung zu den Anderen statt, von denen sich weder Darstellungen noch museale Objekte in den Heimatstuben finden lassen. Die Vermittlung der Heimat erfolgt demnach eher einseitig; gleichzeitig legte man oft großen Wert auf die Deutungshoheit der Vertriebenen und Flüchtlinge. Es entstehen in dem Sinne Erinnerungsräume, wie Aleida Assmann sie beschreibt „durch jene partielle Ausleuchtung von Vergangenheit, wie sie ein Individuum oder eine Gruppe zur Konstruktion von Sinn, zur Fundierung ihrer Identität, zur Orientierung ihres Lebens, zur Motivierung ihres Handelns brauchen [...] grundsätzlich perspektivisch angelegt“.<sup>31</sup> Eine gemeinschaftliche Erinnerungskultur wird konstruiert, wobei Identität und Selbstbild der Gruppe durch das Einvernehmen mitbestimmt wird, woran erinnert und was nicht vergessen werden soll.<sup>32</sup>

### *Die Instrumentalisierung von Erinnerungsstücken*

Andererseits war die Auswahl an Objekten und Erinnerungsstücken in den Nachkriegsjahren nicht groß. Durch die Umstände der Umsiedlung, Flucht oder Vertreibung, aber auch aufgrund der Ankunftsbedingungen in den Besatzungszonen blieben nur wenige Dinge erhalten. Das Mitgenommene beschränkte sich zumeist auf überlebensnotwendige, aufzubrauchende oder sehr persönliche Gegenstände. Sie beziehen sich ursprünglich auf die „unmittelbare Heimat in ihrem kleinräumlichen Sinne und als Mikrokosmos der eigenen Sozialisation“.<sup>33</sup> Doch durch ihre Rettung und Überlieferung erhielten sie nach den Kriegereignissen eine völlig neue Bedeutung und wurden wie Krzysztof Pomian sie benennt: zu Semiophoren, zu sichtbaren Zeichen für etwas Unsichtbares.<sup>34</sup> Die Fragmente aus der Heimat dienten als

---

30 *Knoch, Hanno*: Das mediale Gedächtnis der Heimat. Krieg und Verbrechen in den Erinnerungsräumen der Bundesrepublik. In: Ders. (Hg.): Das Erbe der Provinz. Heimatkultur und Geschichtspolitik nach 1945. Göttingen 2001 (Veröffentlichungen des Arbeitskreises Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945), 18), S. 275–300, hier S. 283.

31 *Assmann, Aleida*: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999, S. 408.

32 Vgl. Jan Assmanns Begriff der Erinnerungskultur. *Assmann, Jan*: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992, S. 30.

33 *Kroboth, Rudolf*: Heimat Deutschland – Nationale Einheit und Nationalstaatlichkeit in der Diskussion. In: Cremer/Klein (wie Anm. 17), S. 196–225, hier S. 201.

34 *Pomian, Krzysztof*: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln. Berlin 1993, S. 43, S. 95.

Auslöser für die Aktivierung vorhandener „Gedächtnisspuren“<sup>35</sup> und heimatbezogener Emotionen.<sup>36</sup> Anhand dieser Objekte ließ sich das subjektive Bild der verlorenen Heimat für die Erinnernden leicht rekonstruieren. Sie regten Gedankenreisen (mental journeys) in die frühere Heimat an und somit war eine anschauliche und ausführliche Heimatstuben-Präsentation derselben für die Erlebnisgeneration zunächst nicht unbedingt notwendig. Dieser Eindruck korrespondiert zudem mit Darstellungen von Heimatstuben auf frühen Fotografien und mit Spendenaufrufen in den Heimatzeitungen, an denen erkennbar ist, dass einige der Einrichtungen in den Anfangsjahren noch nicht überfüllt, sondern im Gegenteil recht übersichtlich gestaltet waren.<sup>37</sup> Die Besitzer trennten sich zumeist nur ungern von den wertvollen Erinnerungen, die ihnen Anregung zur gedanklichen Reise in die Heimat gaben. In verschiedenen Heimatblättern wird diese Zurückhaltung von den Initiatoren der Heimatstuben bedauernd festgestellt.<sup>38</sup> Erst die Zweitbesitzer, wie Elisabeth Fendl darlegt, nutzten die Heimatstuben vor allem als geeignete „Deponien der Erinnerung“.<sup>39</sup> Im Laufe der Zeit stieg somit die Anzahl der Nachlässe, die den Heimatsammlungen übergeben wurden. Gleichzeitig verringerte sich aus Altersgründen und zunehmendem Interessensverlust die Bereitschaft zur ehrenamtlichen Betreuung der Heimatstuben. Die Folge war, dass vielfach nur eine Aufnahme der Objekte, ein Hinzulegen möglich wurde und somit die oftmals überladene Präsentation entstand, die man heute besichtigen kann.

Einen besonderen Erinnerungswert – um auf die Erinnerungsstücke zurückzukommen – hatten von Beginn an Objekte, die den Namenszug einer Stadt oder Gemeinde trugen. Unabhängig von Gestalt und Größe waren sie zum Sinnbild verlorener Heimat geworden, denn Ortsnamen gelten, soziologischen Studien zufolge, unter anderem als bedeutende Auslöser

---

35 *Singer, Wolf*: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen [online]. Aachen 2000. Online im Internet: [www.mpih-frankfurt.mpg.de/global/Np/Pubs/Historikertag.pdf](http://www.mpih-frankfurt.mpg.de/global/Np/Pubs/Historikertag.pdf), letzter Zugriff am 16.10.2006.

36 *Bastian* (wie Anm. 22), S. 34.

37 Vgl. dazu zum Beispiel: *Der Rybniker*. Für Jung und Alt – Aus Stadt und Land vom 15. August 1965, S. 99.

38 Bekanntmachungen unseres Heimatarchivs. In: *Das Heimatblatt für Sorau N/L Stadt und Land* 2 (1952), S. 9; *Prinz, Karl*: „Wie steht es um unsere gerettete geistige Habe?“ In: *Trei da Hejmt*. Mitteilungsblatt für den Heimatkreis Tetschen-Bodenbach/Sudetenland 55 (1951). – Zudem diente das Aufbewahren insbesondere der Dokumente zunächst auch als Nachweis für die Berechtigung auf die verlassenen Besitztümer bzw. auf Entschädigung.

39 *Fendl* 2002 (wie Anm. 2). Vgl. auch *Köstlin, Konrad*: „Heimat“ als Identitätsfabrik. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, L/99 (1996), S. 321–338, hier S. 325.



Abb. 3:  
Heimatstube Insterburg  
im Rathaus Krefeld-  
Fischeln. Akten der  
Arbeitsgemeinschaft  
Ostdeutscher Heimatstuben,  
Museen und Sammlungen,  
Nordrhein-Westfalen im  
Gerhart-Hauptmann-Haus,  
Düsseldorf.

für „Heimatgefühl“.<sup>40</sup> Gleichzeitig diene ein deutscher Name des Ortes aber auch als Beweis für „die Darstellung des Deutschtums in diesen Gebieten“; so formulierte es Alfons Perlick in einem Vortrag über Aufbau und Ausgestaltung von ostdeutschen Heimatstuben und Heimatsammlungen im Jahr 1964, und daher sind, so Perlick weiter, „alle kleinen und noch so unscheinbaren Belegstücke“ unbedingt bewahrungswürdig, denn die ‚Heimat im Osten‘ galt insbesondere in den Anfangsjahren nicht als endgültig verloren.<sup>41</sup> Die Erinnerung an die Heimat zu bewahren, bedeutete für die landsmannschaftliche Kulturarbeit generell zwar einen ersten Schritt, aber als eigentliches Ziel galt weiterhin die Rückgewinnung der Heimat „mit allen

40 Vgl. dazu Bastian (wie Anm. 22), S. 36.

41 Perlick, Alfons: Ostdeutsche Heimatstuben und Heimatsammlungen. In: o.A. (Hg.): Ostdeutsche Patenschaften, Heimatstuben, Heimatsammlungen im Lande Nordrhein-Westfalen. Vorträge und Aussprache auf der Patenschaftstagung am 16. Oktober 1964 in Mönchengladbach (Beilage zur Februar-Ausgabe 1965 von „Der Wegweiser“). o. O. 1964, S. 17–23, hier S. 17. Mit der Formulierung „in diesen Gebieten“ bezieht sich Perlick auf zuvor erwähnte Regionen: „in den deutschen Ost-räumen und den deutschen Volksinseln in Ost-Mitteleuropa“.



zu Gebote stehenden friedlichen Mitteln“, wie in der Presse betont wurde.<sup>42</sup> Auch verschiedene Patenschaftsurkunden bezeugen den unbedingten Rückkehrwillen. So endet beispielsweise die Urkunde der Patenschaft zwischen Gelsenkirchen und den Allensteinern vom 1. Januar 1953 mit dem Wunsch: „Möge die Zeit nicht mehr fern sein, dass diese heute mit dem Namen Olsztyn einer polnischen Verwaltung unterworfenen Gebiete wieder zu Deutschland zurückkehren!“<sup>43</sup> Verbunden mit dem Versprechen, die Kultur der Heimatvertriebenen bis dahin unter den Schutz der Patenstadt zu stellen, galt die Bewahrung des ‚kulturellen Erbes‘ in den Heimatstuben als Übergangslösung. Die Kulturarbeit allgemein sollte zudem nicht allein der Erinnerungspflege dienen, sondern zur Vorbereitung der ‚ostdeutschen Jugend‘ auf bevorstehende Aufgaben. Im Arbeitsbrief des BdV wurde gar gefordert: „Diese Jugend müsse daher einen starken Pionierwillen haben und die Kultur der Heimatgebiete besser kennen als dies bei einer gewöhnlichen Auswanderung in ein fremdes Land erforderlich sei.“<sup>44</sup> Demnach kann die Kompensation des Heimatverlustes nicht als alleiniges Motiv für die Gründung der Heimatstuben gelten. Heimatpolitische Ziele waren mit der Kulturarbeit und auch mit einzelnen Heimatstuben eng verbunden und einige Einrichtungen können als Teil der politischen Instrumentalisierung der Vergangenheit für zukünftige Zwecke gesehen werden. Insofern kann hier, wie Manfred Seifert in seiner Studie zur Musealisierung von Heimatwelten dargelegt hat, von einem „konstruktiven Umgang mit Geschichte und historischer Regionalkultur“<sup>45</sup> ausgegangen werden. Betont wurde ferner, dass die Wiedergewinnung dieser Heimat eine gesamtdeutsche Aufgabe sei. In Anleitungen für die Einrichtung von Heimatstuben wird etwa darauf hingewiesen, dass diese nicht nur den Angekommenen als Erinnerungsstätten dienen sollten, sondern auch den Einheimischen die Schönheit der Landschaften und Städte sowie die Kulturleistungen zu vermitteln hätten, um sie von den

---

42 Schleswig-Holstein übernimmt Patenschaft für Pommern. In: Beilage der Oberhessischen Presse 5, 1 (1955), ohne Seitenzahlen.

43 Fotografie der Patenschaftsurkunde Gelsenkirchen – Allenstein, vom 1. Januar 1953 in: Akten der Arbeitsgemeinschaft Ostdeutscher Heimatstuben, Museen und Sammlungen, Nordrhein-Westfalen im Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf. Weitere Beispiele finden sich in *Neubach, Helmut und Waldemar Zylla*: Oberschlesien im Überblick. Dülmen/Westf. 1986 (Oberschlesische Schriftenreihe; 15), S. 124f.; *Flögel, Ute*: In tausend Jahren gewachsen. In: *Der gemeinsame Weg*, 49 (1988), S. 10–15, hier S. 11. Patenschaftsurkunde in der Heimatstube Lüben in Nassau und die Patenschaftsurkunde der Hansestadt Lübeck für die Stadt Stettin vom 26. Mai 1953 im Haus Stettin in Lübeck.

44 *Bund der Vertriebenen* (wie Anm. 10), S. 3.

45 *Seifert, Manfred*: Der neue Charme lokaler Identität. In: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde* 2002, S. 11–25, hier S. 18f.

politischen Zielen zu überzeugen.<sup>46</sup> Dies mag zusätzlich ein Grund sein, weshalb Anschaulichkeit und Ästhetik der verlorenen Heimat den Vorrang hatten.

### *Kollektivheimat und ihre symbolischen Objekte*

Eva und Hans-Henning Hahn wiesen in den Deutschen Erinnerungsorten darauf hin, dass die „deutsche Heimat im Osten“ eine Form „kollektiver Vereinnahmung der von Einzelnen verlorenen Heimatbindungen, geprägt auch durch den Verlust ihres persönlichen Besitzes und Vermögens“ darstellt, der „zunehmend von intensiver politischer Instrumentalisierung begleitet“ wurde.<sup>47</sup> Dies traf zwar weniger auf die patenschaftlichen Heimatstuben zu, die sehr regionalbewusst blieben und überwiegend geschichtliche und kulturelle Aspekte der Heimat zum Inhalt hatten. In den allgemeinen Ostdeutschen Heimatstuben wurde indes die „verlorene Heimat im Osten“ als weit gefasster Begriff verwendet, wobei der subjektiv empfundene Heimatverlust lediglich als Ausgangspunkt für die Darstellung der verschiedensten räumlichen Gebiete diente, an denen eine Kollektivheimat im Osten festgemacht wurde. Regionales wurde häufig in einer heimatlichen Mischung vorgestellt, deren einziger Bezugspunkt das gemeinsame Schicksal der Flucht, Vertreibung bzw. Aussiedlung war. So sieht sich z. B. die Ostdeutsche Heimatstube, die 1963 in Goch eingerichtet wurde und ein Jahr später eröffnete, ganz allgemein zuständig für „die geraubten deutschen Ostprovinzen und die anderen Vertreibungsgebiete“.<sup>48</sup> Heimat als sehr weit gefasster Begriff „imaginiert eine Identität als Übereinstimmung“<sup>49</sup>, die es nicht gegeben hat. Durch das Suggestieren eines ‚Ostdeutschen Kulturraumes‘ sah sich das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte Anfang der

---

46 „[...] wenn wir uns in allen Fragen des deutschen Ostens zu einem einheitlich empfindenden und handelnden Volk zusammenschließen, werden wir die uns erwachsene Pflicht gegenüber dem deutschen Osten richtig erfüllen.“ In: *Heike* (wie Anm. 12), S. 30. Die Kulturarbeit „soll vielmehr der Begegnung zwischen den Einheimischen und den Vertriebenen und Flüchtlingen dienen“. In: *Ministerium für Arbeit, Soziales und Vertriebene des Landes Schleswig-Holstein*, (Hg.): Richtlinien und Empfehlungen für die ostdeutsche Kulturarbeit. Kiel 1961 (Schriftenreihe zur Förderung der ostdeutschen Kulturarbeit), S. 25. Auch in späteren Jahren wird ähnlich dafür plädiert, vgl. dazu *Hermanowski, Georg*: Heimatstuben – Stätten der Erinnerung und Besinnung. In: *Der gemeinsame Weg*, I. Jg (1975), Heft 1, S. 36–37, hier S. 37.

47 *Hahn, Eva und Hans Henning Hahn*: Flucht und Vertreibung. In: François, Etienne und Hagen Schulze (Hg.): *Deutsche Erinnerungsorte*. München 2001, S. 334–351, hier S. 342.

48 *Bialas, Wilhelm*: 30 Jahre ostdeutsche Heimatstube in Goch. Eine kleine Chronik. Goch 1994, S. 2.

49 *Köstlin* (wie Anm. 39), S. 322.

1960er Jahre zu Maßnahmen veranlasst, die zum Ziel hatten, „gegen die falsche Auffassung anzugehen, dass es eine eigenständige ‚ostdeutsche Kultur‘ gegeben hätte“.<sup>50</sup>

Gleichwohl wurde Heimat in den Ostdeutschen Heimatstuben zu einer abstrakten „verlorenen Heimat im Osten“. Die Präsentation dieser Kollektivheimat bzw. ihrer sehr unterschiedlichen Regionen auf kleinem Raum stellte die jeweiligen Betreuer folglich vor Herausforderungen. Individuelle Erinnerungsstücke oder regionale Abbildungen, wie sie in den patenschaftlichen Heimatsammlungen zu finden waren, konnten diesen Zweck häufig nicht erfüllen. Daher wurde vielfach auf Versatzstücke und einzelne Heimatsymbole zurückgegriffen, denn über „die gemeinsamen Symbole hat der einzelne teil an einem gemeinsamen Gedächtnis und einer gemeinsamen Identität“.<sup>51</sup> Je größer die Gruppe oder Gemeinschaft ist, desto abstrakter werden allerdings die Bezüge und desto weniger können jene persönlichen Dinge als Anknüpfungspunkte dienen. Die symbolischen Objekte hingegen „sind potentiell bedeutungsoffener“.<sup>52</sup> Zu ihnen zählen insbesondere in den Ostdeutschen Heimatstuben die Wappen und Wimpel, Abzeichen und Trachtenpuppen sowie verschiedenstes Karten- und Anschauungsmaterial. Zum großen Teil gehörten die Exponate zu den „Erzeugnisse[n] der ‚Heimwehindustrie‘“<sup>53</sup>, wie Ulrich Tolksdorf sie benennt. Auf diese symbolischen Objekte trifft häufig zu, was Hermann Bausinger über die Wappen der Vertriebenengruppen befand, die in den 1960er Jahren gleichermaßen die Häuser in den neuen Siedlungen der Flüchtlinge und Vertriebenen schmückten. Meist als Provinzwappen, aber auch als Stadtwappen verkörperten sie dort symbolisch die kollektive Heimat und dienten als „Aushängeschilder [...] des vertrauten Heimatraums“.<sup>54</sup> Bausinger spricht von einem „vordergründigen Reiz-Reaktions-Verhältnis“<sup>55</sup>, bei dem durch Stereotype heimatliche Emotionen hervorgerufen werden können. Als Dekoration und Heimatszeichen füllten diese symbolischen Objekte die Vitrinen vieler Heimatstuben und weckten automatisch eine unbestimmte Heimatsehnsucht. Die potentielle Offenheit der Objekte gegenüber unterschiedlichsten Bedeutungen wird heute erkennbar, wenn zum Beispiel die Wappenreihen als Schmuck der

---

50 *Nahm, Peter Paul*: Bericht der Bundesregierung über die von ihr im verkürzten Rechnungsjahr 1960 getroffenen Maßnahmen gemäß §96 BVFG vom 11. September 1962 an den Präsidenten des Deutschen Bundestages. BArch B 106 / 027108.

51 *Assmann, Aleida* (wie Anm. 31), S. 132.

52 *Habermas* (wie Anm.16), S. 193.

53 *Tolksdorf* (wie Anm. 1), S. 180.

54 *Bausinger/Braun/Schwedt* (wie Anm. 1), S. 185.

55 *Bausinger* (wie Anm. 17), S. 83.

Innenwände von Ostdeutschen Heimatstuben und anderen Einrichtungen des Bundes der Vertriebenen, Eingang in das Design der Sonderausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration“<sup>56</sup> im Haus der Geschichte, Bonn gefunden haben und dort symbolisch die Selbstorganisation der Vertriebenenverbände darstellen.

### *Fazit*

Die Heimatstuben der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen der 1950er und 1960er Jahre bedienten verschiedene Facetten von Heimat: die emotionale Seite mittels der Rekonstruktion von Atmosphäre, eine räumlich-visuelle Sicht dank der Präsentation von ausgewähltem Bildmaterial sowie die soziale Kategorie durch die Möglichkeit, einen Ort zu gestalten, in dem die zwischenmenschlichen Beziehungen der Betroffenen untereinander wiederhergestellt werden konnten. Darüber hinaus wurde die verlorene Heimat nicht nur retrospektiv in Erinnerung gerufen, sondern gleichzeitig konstruktiv und gegenwarts- bzw. zukunfts ausgerichtet präsentiert und dabei auch instrumentalisiert. Die Repräsentation von Heimat erfolgt relativ variantenreich in den patenschaftlichen Einrichtungen, in den allgemeinen Ostdeutschen Heimatstuben jedoch zunehmend einheitlicher und mittels symbolischer Objekte bzw. stereotyper Bilder. Für die Mehrzahl der Heimatstuben jener Zeit gilt: die Perspektive auf die verlorene Heimat ist eher einseitig und gruppenspezifisch, bedingt durch ihre Funktion als identitätsstiftende Einrichtung der Flüchtlinge und Vertriebenen.<sup>57</sup>

---

56 Hintergrundinformationen zu diesem Aspekt verdanke ich einem Gespräch mit dem Projektleiter Hans Joachim Westholt (Juli 2009). *Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland: Panoramaaufnahmen aus der Ausstellung: Flucht, Vertreibung, Integration*. Bonn 2005. Online im Internet: [www.dhm.de/ausstellungen/flucht-vertreibung/index.html#panoramen](http://www.dhm.de/ausstellungen/flucht-vertreibung/index.html#panoramen), letzter Zugriff am 13.10.2009.

57 Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Projektes „Dokumentation der Heimat-sammlungen“ am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, in Kooperation mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Oldenburg. Finanziert wird das Projekt durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



*Henrike Hampe*

„Das schönste Sinnbild unserer Heimat  
sind die Trachten.“

## Die Kleidung donauschwäbischer Flüchtlinge und Vertriebener als Erinnerungsträger

Trachten gehören zu den gängigsten Heimatsymbolen, bekanntermaßen auch innerhalb der Erinnerungskultur deutscher Flüchtlinge und Vertriebener.<sup>1</sup> Am Beispiel der Donauschwaben will ich im Folgenden untersuchen, wie sich gerade dieser Bereich der Sachkultur nach dem Zweiten Weltkrieg im Spannungsfeld zwischen privatem und kollektivem Erinnern zu einem so starken Symbol entwickeln konnte. Damit möchte ich auch einen Aspekt praktizierter Heimat(re)konstruktion hervorheben, der – anders als beispielsweise Vereinswesen, Heimat- oder Ahnenforschung – weitgehend als Domäne von Frauen gelten kann.

Unter den Vertriebenen des ersten Nachkriegsjahrzehnts fielen die Donauschwaben hinsichtlich ihres Bekleidungsverhaltens aus dem Rahmen. Während die Neuankömmlinge aus den ehemals deutschen Ostgebieten sich in der Regel nur durch die Ärmlichkeit ihrer Kleider als Flüchtlinge zu erkennen gaben, sahen die meisten Donauschwaben in den Augen der Einheimischen einigermaßen pittoresk aus. Die Frauen trugen ihr mitgebrachtes „G’wand“: lange, weite Röcke mit Schürzen, Kopf- und Schultertücher, besohlte Wollstrümpfe oder Lederpantoffeln. (Abb. 1) Ihre Männer fielen durch seltsam scheinende Fellkappen und fremdländisch wirkende Schnurrbärte auf.

Damit wies das Äußere der donauschwäbischen Heimatvertriebenen eben jene Merkmale auf, die begeisterte Volkskundler in den 1930er Jahren als vermeintlich treu überlieferte auslandsdeutsche Volkskultur beschrieben und fotografiert hatten.<sup>2</sup> Von dieser Begeisterung war in der deutschen Nachkriegsgesellschaft nichts mehr zu spüren, vielmehr sahen sich die so exotisch anmutenden, stark verunsicherten Flüchtlinge mit Ausgrenzung konfrontiert. Als die Tübinger Volkskundler Mitte der 1950er Jahre in ihrer

---

1 Vgl. das Zitat in der Überschrift aus dem Artikel: Banater Trachtenkleid. In: Banater Post vom 20. August 2004, S. 3.

2 Als Fotograf der Ungarndeutschen ist vor allem Rudolf Hartmann zu nennen. Vgl. dazu: *Fata, Márta: Rudolf Hartmann – Das Auge des Volkskundlers. Fotowanderfahrten in Ungarn im Spannungsfeld von Sprachinselforschung und Interethnik. Tübingen 1999.*



Abb. 1:  
Sichtbar fremd: Rosalia  
Scheidler und Eva Szászi  
aus dem ungarischen  
Mösch/Mözs in der Rhön, um  
1947. Donauschwäbisches  
Zentralmuseum Ulm, DZM  
F00232.

Integrationsstudie „Neue Siedlungen“ die Akkulturation von Ostflüchtlingen auch hinsichtlich ihrer Kleidung analysierten, stellten sie fest: „Die Tracht wird regelmäßig fast nur noch von älteren Donauschwäbinnen getragen, während sie in den anderen Landsmannschaften meist nur Feierkleid für besondere Veranstaltungen ist. Die Donaudeutschen können sich mit dieser Funktion der Tracht noch nicht befreunden. Als in Wangen ein ‚Schwabenball‘ in der Fastnachtszeit ausdrücklich als Trachtenball ausgeschrieben war, erschienen nur verschwindend wenige Donauschwaben in Tracht. Die Tracht ist also noch alltäglich und zu lebendig, als dass sie in eine gewissermaßen theatralische Funktion übertreten könnte [...]“<sup>3</sup>

Hintergrund dieses spezifisch donauschwäbischen Umgangs mit Tracht war, dass ein Großteil der Vertriebenen aus bäuerlich-konservativ geprägten Dörfern stammte, in denen noch in den 1940er Jahren traditionelle Kleidung getragen worden war. Die Sonn- und Festtagskleider gehörten dort zum (materiell wie symbolisch) wertvollsten beweglichen Besitz einer Familie;

3 Bausinger, Hermann; Braun, Markus; Schwedt, Herbert: Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen. Stuttgart 1959, S. 156.



Abb. 2:  
Magdalena und Herta Neuberger  
in Dirndl aus einem Rock ihrer  
Mutter, 1952. Donauschwäbisches  
Zentralmuseum Ulm, DZM F00233.

deshalb wurden sie beim Verlassen des Landes nach Möglichkeit mitgenommen. Vor allem die zwischen 1946 und 1948 aus Ungarn Vertriebenen konnten einen Gutteil dieser Habe retten, da jeder von ihnen – zumindest laut Verordnung – 80 Kilogramm Gepäck mitnehmen durfte. Abgesehen von den im Ausreisegepäck erlaubten 20 Kilogramm an Lebensmitteln stellten diese Kleidungsstücke in der Anfangszeit in Deutschland einen wesentlichen Besitz dar. Auch diejenigen Familien aus Ungarn, Jugoslawien und Rumänien, die schon vor Kriegsende nach Westen geflüchtet waren, hatten das eine oder andere aus ihrem wertvollen Kleidungsbestand gerettet. Lediglich diejenigen Donauschwaben, die nach Kriegsgefangenschaft, Russland-Deportation oder Lagerinternierung erst in den 1950er Jahren in Deutschland eintrafen, hatten kaum noch eigene Kleider dabei und waren auf Spenden angewiesen. Aus diesen unterschiedlichen Besitzverhältnissen der Donauschwaben erklärt sich, warum ich mich im Folgenden in erster Linie auf die Gruppe der Ungarndeutschen beziehe – diejenigen nämlich mit dem reichhaltigsten Trachtenbestand im Gepäck.

Die meisten ungarndeutschen Familien besaßen zunächst einen ausreichenden Kleiderfundus für die nächsten Jahre, oft Stücke von lebenslanger Dauerhaftigkeit. Den aus ihren Kleidern herauswachsenden Kindern ließ sich Neues aus der Stofffülle mitgebrachter Röcke schneiden. (Abb. 2) Solch





Abb. 3:  
 Inserat im ungarndeutschen „Unser Hauskalender“, 1953, S. 135.

hochwertige Materialvorräte beeindruckten selbst die Einheimischen, erinnert sich eine Ungarndeutsche: „Die Tracht, das waren teure Stoffe [...], als ich in die Nähsschule gegangen bin nach Ludwigsburg und hab die Stoffe mitgebracht, sind alle zusammen gelaufen. Mitsamt der Lehrerin. Und dann haben sie alle geguckt und gefühlt. [...] ‚Wo hast denn das her?‘ [...] Und ich hab gesagt: ‚Das hat meiner Mutter gehört.‘ [...] Also ganz fantastische Sachen.“<sup>4</sup> Vertriebene Schneiderinnen und Textilhändler sorgten zudem nach Möglichkeit dafür, dass traditionsbewusste Kundinnen und Kunden die gewohnten Artikel erhielten. (Abb. 3)

Sich um die Erhaltung und Pflege des mitgebrachten Kleidungsbedarfes zu kümmern, galt als selbstverständliche Alltagskompetenz der Frauen.<sup>5</sup> Gleichzeitig waren es die Frauen, deren „G’wand“ in besonderem Maße vom deutschen Kleidungsstil abwich, während das Erscheinungsbild der Männer der mitteleuropäischen Mode ähnelte. Folglich bot die weibliche Kleidung den größeren Anreiz zu ungarndeutscher Identifikation.

Anders als donauschwäbische Männer waren die Frauen zum Zeitpunkt ihres Heimatverlustes vielerorts noch in ein rigides traditionelles Kleidersystem eingebunden gewesen, das in dieser Form in Deutschland nicht mehr existierte. Nach ihrer Ankunft sahen sie sich mit gänzlich anderen Bekleidungs- und Modererwartungen konfrontiert; dies wurde zu einem prägenden Teil ihrer Fremdheitserfahrung, auf die sie in unterschiedlicher Weise reagierten. Die

4 Zitiert nach: *Petri, Marion und Stefan Benning*: „Wir sind mittlerweile schon halbe Schwaben geworden.“ Die Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen in Bietigheim und Bissingen zwischen 1945 und 1960. Kornwestheim 2008 (Schriftenreihe der Stadt Bietigheim-Bissingen, 8), S. 99.

5 Vgl. *Weber-Kellermann, Ingeborg*: Die Rolle der Frau beim Akkulturationsprozess in einer gemischtsprachigen Siedlung Ungarns. In: *Hessische Blätter für Volkskunde*, 53 (1962), S. 47–62. Die Studie belegt den hohen Stellenwert von Bekleidungskultur in Akkulturationsvorgängen – hier allerdings am Beispiel der Ansiedlung im ungarischen Dorf Mösch/Mözs.

geschlechtstypischen Fertigkeiten und Erlebnisse der Frauen trugen dazu bei, dass sie innerhalb der Erinnerungskultur der Vertriebenen einen spezifisch weiblichen Bereich entwickelten, der sich als einer der langlebigsten erweisen sollte.

### Vom „G’wand“ zur Tracht

Die donauschwäbische Kleidung, vor dem Verlassen der Heimat üblicherweise als „G’wand“ bezeichnet, erfuhr durch Flucht und Vertreibung einen gravierenden Bedeutungswandel. Bis in die 1940er Jahre hatte das traditionelle, bäuerlich geprägte Wertesystem in den Siedlungsgebieten der Donauschwaben auch die Bekleidungsnormen bestimmt.<sup>6</sup> Das Befolgen strikter, weitgehend unhinterfragter Kleidungsregeln gab Verhaltenssicherheit, wirkte aber auch disziplinierend: Nichtbefolgung zog Sanktionen innerhalb der Dorfgemeinschaft nach sich. In diesem System bildete die Festkleidung, insbesondere die der unverheirateten jungen Frauen, ein bedeutendes Wertobjekt und Statussymbol; sie stellte das symbolische Kapital für ein materiell gesichertes Leben dar. Den hohen Stellenwert von Kleidung begründet die 1932 in Ungarn geborene Elisabeth Mausz so: „Entweder hast du Feld gekauft oder Anzuziehen – es gab ja sonst nichts!“<sup>7</sup>

Nach dem Ersten Weltkrieg, der zum Zerfall der Donaumonarchie geführt und das ungarische Staatsgebiet stark verkleinert hatte, verstärkten sich in Ungarn nationalistische Strömungen. Die ethnischen Minderheiten, darunter die deutsche, hatten dem wachsenden Assimilationsdruck der Staatsnation wenig entgegenzusetzen, entwickelten aber nun ebenfalls ein ethnisches Bewusstsein. Dies hatte zur Folge, dass Kleidung zunehmend als Mittel ethnischer Distinktion diente, beispielsweise im Rahmen der seit Mitte der 1920er Jahre in Budapest stattfindenden Trachtenbälle, der so genannten Schwabenbälle.<sup>8</sup>

6 Horak, Grete: Traditionelle Kleidung in den dreißiger Jahren in einigen ungarndeutschen Dörfern im südlichen Ungarn. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 33 (1990), S. 156–215. Vgl. auch Röder, Annemarie: Deutsche, Schwaben, Donauschwaben. Ethnisierungsprozesse einer deutschen Minderheit in Südosteuropa. Marburg 1998 (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 78), S. 111–116 und S. 155–192.

7 Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm (DZM), Dokumentation zu Bestand Mausz (Kéty), 28.9.2006.

8 Als vergleichsweise harmlose, aber dennoch politisch motivierte Demonstration trug der jährliche Schwabenball zur ungarndeutschen Identitätsbildung bei. Annemarie Röder bezeichnet die donauschwäbische Tracht der Zwischenkriegszeit als „politisches Identifikationszeichen“, vgl. Röder (wie Anm. 6), S. 181.

Nach der Ankunft in Deutschland erlebten die Donauschwaben, namentlich die Frauen, einen Kulturschock: Das bis dahin Wertvollste im Fluchtgepäck, die Sonntagskleider, mutierte am neuen Ort – wie oben bereits angedeutet – zum augenfälligen Fremdheitssignal. Bezeichnenderweise lautete ein gängiges Schimpfwort der Einheimischen für die Donauschwaben „Zigeuner“<sup>9</sup> – Inbegriff des unstet herumziehenden, bunt und unordentlich gekleideten Fremdlings. Die mit 14 Jahren nach Deutschland gekommene Elisabeth Kremer erinnert sich noch heute lebhaft, wie sie anfangs unter ihren farbenfrohen Kleidern gelitten hat: „Es war furchtbar mit der Tracht. Man hat mich von weitem schon erkannt. Ich war ein Außenseiter.“<sup>10</sup> Anecken oder sich Anpassen lautete die Entscheidungsfrage, die sich jede Frau früher oder später stellen musste – und das umso drängender, je weniger es nach einer baldigen Heimkehr aussah.

So entwickelte sich der Umgang der Donauschwäbinnen mit ihrem „G’wand“, für das sie nun den in Deutschland üblichen Begriff „Tracht“ adaptierten, in mehreren Strängen. Dies beobachtete Eugen Bonomi schon 1955: „Eigentlich ist es um die Tracht bereits geschehen. Eine Dorfgemeinschaft, in der jedes Kleidungsstück noch seinen besonderen Sinn hätte, gibt es nicht mehr. Erkennungszeichen sind einem hier nicht erwünscht. Die junge Generation legt sie also bald ab; leicht fiel es ihr nicht. Die weiten Röcke der Frauen und Mädchen wurden umgearbeitet, verkauft oder eingetauscht. Die älteren Leute, Männer und Frauen, halten an ihren Trachtenstücken meist noch fest, weil sie sie gewohnt sind, oder weil sie sich keine neuen Kleider leisten können.“<sup>11</sup> (Abb. 4)

Das täglich getragene „G’wand“ wurde also zur Kleidung der alten Leute. Der Großteil der Vertriebenen jedoch trennte sich von den mitgebrachten Kleidungsstücken nach einer gewissen Übergangszeit, deren Dauer vom empfundenen Assimilationsdruck, den materiellen Möglichkeiten und der Stärke der zu überwindenden innerfamiliären Widerstände abhing. Die Kleidungsstücke wurden im Schnitt verändert, die Stoffe in völlig neue

9 *Beer, Mathias*: Selbstbild und Fremdbild als Faktoren bei der Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen nach 1945. In: Schraut, Sylvia und Thomas Grosser (Hg.): Die Flüchtlingsfrage in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Mannheim 1996, S. 31–53, hier S. 44.

10 *Hampe, Henrike*: Abschied von „Juppl“ und „Kittel“. Kleidungswechsel im Integrationsprozess der Flüchtlinge und Vertriebenen. In: Retterath, Hans-Werner (Hg.): Ortsbezüge. Deutsche in und aus dem mittleren Donauraum. Freiburg 2001 (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 78), S. 223–244, hier S. 237f.

11 *Bonomi, Eugen*: Deutsche aus dem Ofener Bergland in neuer Heimat. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 1 (1955), S. 66–76, hier S. 70.



Abb. 4: „G’wand“ oder modische Kleidung – das hing vom Alter der Trägerin ab, wie diese ungarndeutsche Wallfahrergruppe zeigt, 1957. Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, DZM F00181.

Kleider verwandelt, das übrige eingemottet.<sup>12</sup> Das Festtags-„G’wand“ allerdings sollte einen ungeahnten Prozess der Folklorisierung erleben: Anstelle seiner bisherigen Zeichenhaftigkeit, die mit dem Zerfall der Ortsgemeinschaft ihren Sinn verloren hatte, gewann es in Deutschland eine neue Funktion als Identität stiftendes Demonstrationsobjekt. So sind es heute, nach über sechs Jahrzehnten, auch fast ausschließlich Festkleider, die sich erhalten haben und den Weg in ein Museum finden.

### *Kleidung als Träger individueller Erinnerung*

In der Sammlung des Donauschwäbischen Zentralmuseums (DZM) spiegelt sich der Wunsch vieler Vertriebener wider, familiären Erbstücken einen dauerhaften Platz zu sichern. Unter den angebotenen Objekten sind 35–40 Prozent Textilien. Regelmäßig werden dem Museum Kleidungsstücke angeboten und übereignet, die von Frauen jahrzehntelang aufbewahrt worden sind. Überbringerinnen sind vor allem die 1920er Jahrgänge, Menschen also, die Flucht und Vertreibung als Jugendliche oder junge Erwachsene erlebt haben – die also die alte Heimat noch in Erinnerung, sich aber ihr Leben in Deutschland aufgebaut haben.

<sup>12</sup> Zum Thema Umnähen vgl. *Hampe* 2001 (wie Anm. 10).

Wenn sie Trachten als Teil ihres familiären Erbes ans Museum übergeben, verbinden sich damit für sie häufig bewegende Lebenserinnerungen.<sup>13</sup> So berichtete die 1923 geborene Gertrud Kern über ein schwarzes Kopftuch, das sie 2002 ins Museum brachte, es sei ein Geschenk ihres Bräutigams Johann Mathess anlässlich ihres Heiratsentschlusses gewesen. Später beschwor sie in einem Brief die Momente ihres Lebens herauf, die sie mit dem Tuch assoziiert: „Mein Erster Mann, der meine 1.te Liebe war, ist Februar 45. vor Krieg Ende, bei Trier Gefallen, und ich hate 10 Jahre gewartet auf ihn. Ich weis nicht wo ehr begraben ist. Ich hab 1950, sein Soldbuch, bekommen, konte aber nichts näheres erfahren, nur das, er in einen Massgrab sei. Ich habe am 22. April 1940 geheiratet, es waren über 300 Personen, geladene Gäste, Musigkapelle aus Babar hat gespielt. Es war eine Hochzeit, wo man lange nicht vergessen hat.“<sup>14</sup>

Für Gertrud Kern schöpft dieses Kopftuch seinen Wert aus dem individuellen Kontext seiner ursprünglichen Funktion als Liebesgabe und ruft einen Bilderbogen von ihrer prächtigen Hochzeit bis zum Elend des Kriegerwitwendaseins hervor. Mit Tracht als abstraktem Heimatsymbol hat dies nichts zu tun.

Eine ähnliche emotionale Verankerung von Kleidungsstücken in ihrem Leben schilderte auch die 1932 geborene Katharina Hartmann. Sie geriet mit sich selbst in Konflikt, als sie 1999 erwo, ihre Trachten ins DZM zu bringen. Einerseits fiel es ihr schwer, sich von den Familienstücken zu trennen, weil sich damit das Andenken an verstorbene Angehörige verband. Andererseits wünschte sie sich offenbar, den Fähigkeiten ihrer Mutter ein Denkmal zu setzen. Denn bei der Übergabe der Kleidungsstücke betonte sie nachdrücklich deren hausfrauliche Leistung, solch aufwändige Kleider für zwei Töchter zu nähen und instand zu halten.<sup>15</sup> Katharina Hartmanns Bedürfnis nach Anerkennung ist vor dem Hintergrund der von den meisten Flüchtlingen erlebten Herabwürdigung durch Einheimische leicht verständlich. Indem sie Familienerbstücke und Informationen ans Museum übergab, leistete sie auch einen nachträglichen Beitrag zur öffentlichen Richtigstellung verbreiteter Vorurteile.

---

13 Zur lebensgeschichtlichen Aufladung von Fluchtgepäck vgl. *Hampe, Henrike*: Zettel, Imitate, Lebensgeschichten – Fluchtgepäck als museales Sammlungsgut. In: Dies. (Hg.): *Heimat im Koffer. Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland*. Begleitheft zur Ausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm, 30.4.–5.10.2008. Ulm 2008, S. 25–30.

14 Brief vom 2.9.2002, DZM-Dokumentation zum Bestand Kern (Maráza).

15 Zur Überlieferungsgeschichte dieser Kleidungsstücke vgl. auch *Hampe* 2001 (wie Anm. 10), S. 230–235.



Abb. 5:  
Elisabeth Hilberts Tanzkleidung  
als Museumsexponat.  
Donauschwäbisches Zentralmuseum  
Ulm, Ausstellung „Heimat im  
Koffer“, 2008.

Bisweilen ist die emotionale Bindung an die Trachten so stark, dass sich die Besitzerin lebenslang nicht davon zu trennen vermag. So ging es der aus Ungarn stammenden Katharina Mausz nach Aussage ihres Sohnes Heinrich, der nach ihrem Tod die von ihr bis zuletzt aufbewahrten Kleider nach Ulm brachte, um ihnen im Museum eine dauerhafte Bleibe zu geben.<sup>16</sup>

Wie stark individuelle Erinnerungen mit konkreten lebensgeschichtlichen Bildern verknüpft sind, zeigt das Beispiel von Elisabeth Hilbert, die einige ihrer eigenen Kindheits- und Jugendtrachten ans DZM übergeben hat. Ihre ängstliche Sorge, diese Kleider könnten bei einer Ausstellung „nicht richtig“ gezeigt werden, veranlasste das Museum, sie am Aufbau zu beteiligen.<sup>17</sup> „Nicht richtig“ bedeutete in diesem Fall ein fehlerhaftes Arrangement der einzelnen Kleidungsstücke. Das museale Abbild der Tracht musste hundertprozentig mit dem Bild übereinstimmen, das den von Elisabeth Hilbert verinnerlichten Anstandsregeln ihres ungarischen Herkunftsdorfes Szakadát/Sagetal entsprach. (Abb. 5) Hätte beispielsweise der Abstand zwischen unterem Schürzenrand und Rocksäum nicht gestimmt, wäre die dadurch evozierte „Schlampigkeit“ auf Elisabeth Hilbert, die einstige Trägerin, zurückgefallen.

<sup>16</sup> DZM-Dokumentation zum Bestand Mausz (Kéty).

<sup>17</sup> Ausstellung „Heimat im Koffer“, vgl. *Hampe* 2008 (wie Anm. 13).

Das korrekte Zeigen ihrer Tracht im Museum war für die Vorbesitzerin also eine Sache ihrer Ehre. Immer wieder drücken Frauen aus Elisabeth Hilberts Generation ihren Stolz darüber aus, solche ungeschriebenen Gesetze zu kennen und exakt zu befolgen – Regeln über das Zusammenpassen von Farben, die angemessene Breite von Besätzen oder die Kombinierbarkeit von Kleidungsstücken. Bewahren und zeigen bedeutet hier weit mehr als die Reduktion auf pittoreske Schönheit: Die Tracht ist Ding und internalisierte Zeichensprache in einem. Ihr Wert definiert sich über den persönlichen Bezug, aber immer auch im Hinblick auf die Gruppe der „wissenden“ Mitflüchtlinge (also streng genommen nur die alte Dorfgemeinschaft).

Dass prägende Erinnerungen derart auf die erhalten gebliebenen Trachtenstücke projiziert werden, bedeutet jedoch nicht, dass jene Stücke seit der Zeit ihres Ablegens als Reliquien im Schrank aufbewahrt worden sind. Im Gegenteil: Oft blieben sie nur deshalb bis heute erhalten, weil sie eben doch ab und zu hervorgeholt worden sind, teils um sie zu besonderen Anlässen anzuziehen, teils um sie in Ausstellungen zu zeigen. Der Übergang vom aktiven Gebrauch zur Musealisierung konnte erstaunlich fließend erfolgen, wie das Beispiel Katharina Hartmanns verdeutlicht: Als sie nämlich mehrere Festtrachten im Museum ablieferte, behielt sie die dazu gehörigen Unterröcke teilweise zurück, um sie gegebenenfalls nochmals bei Trachtenveranstaltungen zu tragen.<sup>18</sup>

Hier wirken sich zwei Elemente der Vertriebenenkultur aus, die seit den 1950er Jahren zur Loslösung der mitgebrachten Kleidungsstücke aus ihren familiären und lokalen Zusammenhängen geführt hatten, nämlich Trachtenvorführungen und -ausstellungen. Durch sie war Tracht zum Merkmal einer auch von außen erkennbaren Vertriebenengruppe geworden, zu einem der wichtigsten Symbole für die verlorene Heimat.

### *Tracht als landsmannschaftliches Abzeichen*

Wie wurde Tracht zu einem vom individuellen Gebrauchszusammenhang abgelösten landsmannschaftlichen Symbol der verlorenen Heimat? Und was machte sie dafür so geeignet? Um Antworten darauf zu finden, ziehe ich neben Zeiteugenaussagen nun als weitere Quelle ein landsmannschaftliches Publikationsorgan heran. Seit 1950 erschien in Stuttgart jährlich „Unser Hauskalender“. Das illustrierte, gut 140 Seiten umfassende Heft, das die Ungarndeutsche Abteilung der Caritas-Flüchtlingshilfe herausgab, erfreute

---

<sup>18</sup> DZM-Dokumentation zum Bestand Hartmann (Murga).

sich bei ungarndeutschen Flüchtlingen und Vertriebenen großer Beliebtheit. Eugen Bonomi erklärte das fünf Jahre nach dem ersten Erscheinen des Hauskalenders mit deren traditionellen Lesegeohnheiten: „Ihre geistige Nahrung schöpften sie in Ungarn aus der Bibel, aus der Legende der Heiligen, aus Kalendern, aus Kirchenblättern. [...] Und wie ist es in der neuen Heimat? Die Zeitung der Leute aus den Ofner Bergen ist *Unsere Post*, hg. von der Ungarndeutschen Abteilung der Caritas-Flüchtlingshilfe in Stuttgart. Das Blatt bietet eigentlich alles, was diese Menschen brauchen. Dazu kommt alljährlich der Kalender.“<sup>19</sup>

### Trachtenabbildungen

„Unser Hauskalender“ enthält die kalenderübliche Mischung aus leicht lesbarer Information und Unterhaltung, infolge der Caritas-Anbindung und der überwiegenden Konfession der Zielgruppe auf katholischem Hintergrund. Von der ersten Ausgabe an illustrieren Fotografien aus der alten und der neuen Heimat das Heft. Darunter befinden sich regelmäßig Personenporträts, die jedoch nicht in dieser Eigenschaft gezeigt werden, sondern zum Zweck der Trachtendarstellung, was Bildkommentare wie der folgende verdeutlichen: „Mädchen in ihrer malerisch schönen Festtracht“.<sup>20</sup> Die abgebildeten Individuen erleben hier eine Reduktion auf das ästhetische Moment der Tracht.<sup>21</sup> Zum Attribut Schönheit tritt – und in der Folge begegnet einem dieses Begriffspaar immer wieder – der Wert dieser Festtracht, wie weiter ausgeführt wird: „Samt und Seide trugen unsere Mädchen an Sonn- und Feiertagen.“ Schönheit und Material allein machen aber den besonderen Wert der Tracht noch nicht aus, sondern es tritt als drittes Merkmal das Relikthafte hinzu – schon jetzt, im Jahr 1950, in dem noch immer ein Großteil der Ungarndeutschen auf die Rückkehr hofft. Das zeigt dieser Kommentar zu einem Gruppenbild: „Frohe Jugend aus der Tolnau. Mädels und Burschen aus der Tolnau in ihrer malerischen Volkstracht. Sie sind ihrer Volkstracht, der Tracht der Ahnen auch in der Heimatvertriebenheit treu geblieben. Zuversichtlich, mutig und froh, blicken sie in die Zukunft hinein, obwohl sie nicht auf dem heimatlichen Boden, sondern auf dem Boden der Urahren stehen, wohin sie das Schicksal getrieben hat.“<sup>22</sup>

19 Bonomi (wie Anm. 11), S. 69.

20 Unser Hauskalender 1950, S. 73. Anders gehen übrigens die von Heimatortsgemeinschaften publizierten Blätter mit solchen Fotografien um: Der lokale Bezug verlangt nach den Namen der dargestellten Personen.

21 Auf die zunehmende Ästhetisierung mitgebrachter traditioneller Dinge, die aus ihrem ehemaligen Kontext losgelöst sind, wurden Volkskundler schon in den 1950er Jahren aufmerksam. Vgl. Bausinger/Braun/Schwedt (wie Anm. 3), S. 153.

22 Unser Hauskalender 1950, S. 93.



Diese wenigen Zeilen machen deutlich, welcher mythische Ballast sich einem simplen Gruppenfoto aufladen lässt: Die Rückkehr ins Land der Ahnen, der heimatliche Boden, die Treue zum Ahnenkleid, verquickt mit der Zuversicht der mutig-frohen Jugend. Alle hier anklingenden Denkmuster verweisen auf das völkische Denken der Zwischenkriegszeit, so auch das im Hauskalender regelmäßig mit dem Trachtenthema verknüpfte Motiv des treuen Bewahrens. Wie vor dem Krieg Treue zum deutschen Volkstum als reichsdeutscher Appell an die Auslandsdeutschen gerichtet worden war,<sup>23</sup> so sollte nun die ungarndeutsche Jugend zum Bewahren ihrer Kultur in der Fremde ermuntert werden. Und dies hieß: Trachten tragen. Offenbar tat diese Aufforderung Not, war es doch die Generation der Kinder und Jugendlichen, die zum Kummer der Älteren schon bald nach dem Eintreffen in Deutschland erste Anpassungserscheinungen offenbarte. Dementsprechend misstrauisch macht das erwähnte Foto: Die jungen Frauen und Männer posieren so sichtlich, dass sich die Vermutung aufdrängt, es handle sich um ein arrangiertes Trachtenfoto.<sup>24</sup> (Im Übrigen scheinen die Männer, die sich diskret im Hintergrund halten, gewöhnliche Straßenanzüge mit Krawatte zu tragen – mit ihrer bewahrenden Treue war es also schon vorbei.)

Auf ein weiteres Element der im Hauskalender vollzogenen Trachten-Umbewertung macht der Kommentar zu einem noch in Ungarn aufgenommenen Bild aufmerksam. Es zeigt mehrere festlich gekleidete Mädchen, die während einer Prozession aus einer Kirchentür treten. Der Text führt dazu aus: „Von Oedenburg bis in die Südbácska und das Banat hatten alle Siedlungsgebiete ihre von den Vätern ererbte und in Ehren gehaltene wunderbare Volkstracht. Es wäre schwer festzustellen, wo sie am schönsten und wertvollsten war.“<sup>25</sup>

Hier wird nicht nur die Trias „Schönheit, Wert, Ahnenerbe“ hochgehalten, sondern mit unfreiwilliger Komik ein weiteres Prinzip der Trachtenstilisierung verdeutlicht: Das Erbe der Väter wird offenbar von den Töchtern bewahrt. Fast alle im Hauskalender vorgeführten Trachtenträger sind weiblichen Geschlechts – und sie sind jung. Für die alten Frauen, die in Deutschland tatsächlich in ihren traditionellen Kleidungsstücken auf die

23 Vgl. *Köstlin, Konrad*: Volkskulturforschung in Grensräumen. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 33 (1990), S. 1–19, hier S. 11.

24 Eine entsprechende Entstehungsgeschichte ist zu einer ähnlichen Fotografie im Bestand des DZM dokumentiert: Ein Sebnitzer Volksschullehrer hatte eine Art Spinnstubenvorführung mit ungarndeutschen Mädchen organisiert, bei der sie ihre Trachten tragen sollten. Einige Teilnehmerinnen hatten eigene, teilweise aber schon abgelegte Kleider, andere liehen sich Trachten aus. (DZM-Dokumentation zu DZM F00174).

25 Unser Hauskalender 1950, S. 103.

Straße gingen, interessierte man sich hingegen weniger: Sie mussten nicht mehr für die vom Zerfallen bedrohte Vertriebenengruppe aktiviert werden, nicht in ihnen lag die Zukunft. Die im Kalender abgebildeten Mädchen wiederum erscheinen meist entpersonalisiert und zur Trachtenikone stilisiert.

### *Der Schwabenball*

Im Tenor der genannten Beispiele sind Bildauswahl und -kommentar auch der folgenden Jahrgänge des Hauskalenders gehalten. Der Jahresband 1953 allerdings wartet mit einer Neuigkeit auf: Eine bebilderte Doppelseite ist dem Ludwigsburger Schwabenball des Jahres 1952 gewidmet. Von ihm wird resümiert, er sei so gewesen „wie unsere traditionellen Schwabenbälle in Budapest von Jahr zu Jahr abgehalten wurden“.<sup>26</sup> Damit wird ausdrücklich an eine im Ungarn der 1920er Jahre eingeführte Festtradition angeknüpft, die im Kontext nationaler Bewusstseinsbildung und Abgrenzung stand. Nur dass in Ungarn das Deutschein demonstriert worden war, in Deutschland hingegen nun das Ungarndeutschein. Weiter heißt es: „Den Glanzpunkt des Schwabenballs bildete natürlich auch – wie in alten Zeiten – diesmal der farbenprächtige Trachtenfestzug und die Trachtenschau, der mit unzähligen Farbenbändern geschmückte Rosmarienstrauß, die Wahl der schönsten Trachtenpaare und des Vortänzerpaares, und nicht zuletzt der traditionelle Straußtanz.“<sup>27</sup>

Der Rückgriff auf ein etabliertes Festschema dürfte mit dazu beigetragen haben, dass über 3.000 Teilnehmer in die Ludwigsburger Stadthalle strömten. Die Auftritte der Trachtenträger folgten einem aus Ungarn bekannten Muster: Paare formierten sich im Festumzug und marschierten in die Halle ein. Unter den so vorgeführten Trachten wurden die schönsten gekürt. In gewisser Weise griff dieser Wettbewerb auf eine Komponente der traditionellen Bekleidungskultur zurück: In den Dörfern der alten Heimat hatten die unverheirateten Mädchen ihre Festkleider ebenfalls öffentlich vorgeführt, vor allem an Kirchweihagen. Nur dass ihr Wettbewerb damals einem pragmatischen Ziel gedient hatte – nämlich unter den gutgestellten Bauernsöhnen des Dorfes die beste Partie zu machen. So wie damals präsentierten sich die Mädchen und Frauen auch in Ludwigsburg im Glanz ihrer geretteten Schätze. Das Auftreten im Feststaat verlieh ihnen hier für kurze Zeit ein weit größeres Selbstbewusstsein, als es ihnen der triste Nachkriegsalltag bieten

---

26 Unser Hauskalender 1954, S. 28.

27 Ebd. Die abgedruckten Fotografien zeigen außerdem einen weiteren Schwabenball 1952 in Ulm und den Trachtenfestzug beim „großen Treffen der Ungarndeutschen“ 1951 in Wertheim.



Abb. 6: Ungarndeutsche Trachtenpaare beim Ludwigsburger Schwabenball, darunter das Ehepaar Mausz (Mitte), 1950er Jahre. Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, DZM F00167.

konnte. Die gekürzte Preisträgerin durfte sich an ihrem Erfolg freuen, der ihr persönlich und ein bisschen auch ihrem Herkunftsort galt.<sup>28</sup>

Die Wirkung der ersten Trachtenveranstaltungen schlug sich im Hauskalender nieder: 1954 erschien ein Beitrag mit dem Titel „Unsere Volkstracht“ und die zwölf Monatsseiten des Kalendariums zierte Trachtendarstellungen des ungarndeutschen Künstlers Josef de Ponte. Drei Jahre nach dem ersten Ludwigsburger Schwabenball erhielt „Unser Hauskalender“ ein neues, offenbar als zeitgemäßer empfundenes Gesicht, ebenfalls de Pontes Werk. (Abb. 7a/7b)

Das bisherige Umschlagbild hatte dem Thema Heimweh gegolten: Vater und Sohn, die im fremden Deutschland (symbolisiert durch ein Fachwerkhäus) durch ein Fenster in die Ferne blicken, in der die Silhouette des Budapester Parlamentes am Himmel schwebt wie eine Fata Morgana. Den Weg in Richtung dieses Sehnsuchtsbildes weist ein sich windender Fluss, zweifellos die Donau. 1955 nun zierte den Kalender stattdessen ein stilisiertes Trachtenpaar,

<sup>28</sup> Allerdings schildern Zeitzeugen auch, dass mit den prachtvollen Trachten und dem traditionellen Festablauf die alten dörflichen Gräben zum Schwabenball mitgekommen waren. Beispielsweise berichtete das evangelische Ehepaar Mausz, dass es beim mehrheitlich von Katholiken frequentierten Ludwigsburger Schwabenball nicht mehr erwünscht gewesen sei, nachdem seine Trachten zweimal prämiert worden waren. Sie hätten daraufhin ihre Teilnahme eingestellt (DZM-Dokumentation zum Bestand Mausz). Vgl. Abb. 6.



Abb. 7a/7b: „Unser Hauskalender“ 1954 und 1955: von Heimweh zu Trachtenfolklore.

das gerade genug typisch Ungarndeutsches aufweist, um erkannt zu werden, jedoch nicht genug, um für einen einzigen konkreten Ort zu stehen. Der Habitus des Paares wirkt so, als handle es sich um das Preisträgerpaar des letzten Schwabenballs: Die Frau trägt über ihrem Gebetbuch einen stilisierten Rosmarinzweig in der Hand, der als traditionelles Brauchrequisit zum festen Zubehör der Schwabenbälle zählte.<sup>29</sup> Mit diesem Motivwechsel erfolgte die sichtbare Ablösung von Heimatsehnsucht durch Trachtenfolklore.<sup>30</sup>

Dieser Wandel macht sich auch im Umgang der Vertriebenen mit ihren Trachten bemerkbar. Zu Beginn der Schwabenbälle knüpften die Trachtenträgerinnen an ihre alte Rolle im Herkunftsdorf an, indem sie ihr eigenes Mitgebrachtes vorführten und dafür Anerkennung erhielten. Dieses scheinbare Fortsetzen einer Tradition erwies sich jedoch recht bald als etwas Neues, nämlich als selbstständiges Element der Vertriebenenkultur mit eigenen Regeln. Denn spätestens mit der Heirat hätten die jungen Frauen daheim

29 Das ebenfalls abgebildete, von de Ponte entworfene Wappen wird in abgewandelter Form bis heute von der Landsmannschaft der Ungarndeutschen verwendet – und inzwischen auch von der 1995 gegründeten Landesselbstverwaltung der Deutschen in Ungarn.

30 Dieses Titelmotiv fand drei Jahre lang Verwendung; anschließend wechselten die Motive bis 1970 im Dreijahresrhythmus.



Abb. 8:  
Theresia Wagner, geb. Dilmetz,  
in ihrer Mädchentracht, um 1998.  
Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,  
Bestand Wagner.

ihre farbenprächtigen Mädchenkleider ablegen und sich unauffälliger kleiden müssen. Nicht so in Deutschland: Beim Schwabenball trugen plötzlich auch ältere, verheiratete Frauen „Mädchensachen“.

Ein Beispiel dafür ist Theresia Dilmetz. (Abb. 8) Sie war mit 17 Jahren aus dem jugoslawischen Ruma geflüchtet, im Gepäck ihre Festtagskleider, die sie zwei Jahre zuvor bekommen hatte. Über Jahrzehnte hinweg legte sie ihre Mädchentracht immer wieder bei Trachtenbällen an, ersetzte beschädigte Teile und passte das Ganze den Veränderungen ihrer Figur an. Im Kreis ihrer Landsleute störte es nun niemanden mehr, wenn sie und die anderen verheirateten Frauen die Tracht ihrer Jugendjahre anzogen. In der alten Heimat wäre dies hingegen undenkbar gewesen.

Andere Frauen verschafften sich eine indirekte Würdigung, indem sie ihre zu klein gewordenen Kleider an zarter proportionierte Trägerinnen verliehen, damit diese sie beim Ball vorführten. So verlieh die aus Ungarn stammende Maria Usleber eine von ihrer Mutter abgelegte Festtracht, die sie aufbe-



Abb. 9: Trachtenträgerinnen, darunter drei Frauen in Maria Uslebers Leihtrachten, beim Schwabenball in Gerlingen, 1988. Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, DZM F00235.

wahrt hatte, und ebenso zwei weitere Trachten aus ihrem Heimatort, die ihr andere Frauen bei Heimattreffen überlassen hatten. Es bereitete ihr allerdings Mühe, überhaupt geeignete Trägerinnen zu finden, weil die Oberteile sehr eng geschnitten waren. Für den Gerlinger Schwabenball 1988 stattete sie ihre Tochter, die Freundin ihres Sohnes und eine Arbeitskollegin aus.<sup>31</sup> (Abb. 9)

### *Trachtengruppen*

Den nächsten Schritt dieser Ablösung der Tracht von ihrer ursprünglichen Trägerin leiteten die schon in den 1950er Jahren entstehenden Trachtentanzgruppen ein, deren Auftritte sich fest im Programm der Schwabenbälle etablierten. Anfangs traten deren Mitglieder in unterschiedlichen Originalkleidern auf, mit der Zeit wurde es jedoch erforderlich, Trachten für jugendliche Tänzer nachzuschneiden. Dies führte schließlich zur Uniformität der Tanzgruppen. So sah man in Ulm bis 2007 nebeneinander die einheitlich gekleidete Donauschwäbische Tanz- und Trachtengruppe neben den eben-

---

31 DZM-Dokumentation zum Bestand Usleber (Csátalja).



Abb. 10: Zweierlei Tracht beim 45. Ulmer Schwabenball: Donauschwäbische Tanzgruppe und Langenauer Spinnstubensänger, 1998. Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, Foto: Martin Rill.

falls Tracht tragenden „Langenauer Spinnstubensängern“: Frauen um die 80 Jahre in ihren geweiteten Mädchentrachten. (Abb. 10)

Die Vereinheitlichung von Tracht als Heimatsymbol und der daraus erwachsende Bedarf nach ihrer Vervielfältigung kurbelte die Trachtenproduktion an, ein Gebiet, auf dem geübte Frauen Anerkennung für etwas erhielten, das sonst nicht mehr sehr gefragt war. So genannte Trachtenmütter (deren Mutterschaft sich vermutlich nicht nur auf die Kleidung, sondern auch auf ihr Verhältnis zu den jugendlichen Tänzerinnen und Tänzern bezog) sorgten für die Herstellung und Pflege der Tanzgruppenkleider. Die 1926 geborene Trachtenmutter Katharina Hess beispielsweise übte dieses Amt mehr als dreißig Jahre aus, erhielt dafür 1992 eine Auszeichnung der Landsmannschaft der Banater Schwaben „für die ungebrochene Treue zur Heimat“ und wurde nach ihrem Tod 2004 mit einem Nachruf gewürdigt.<sup>32</sup>

Wie sich an diesen Beispielen erkennen lässt, bildeten die Schwabenbälle, in ihrem Gefolge teilweise auch die kleineren Heimatortstreffen, den Motor der Folklorisierung der donauschwäbischen Trachten. Diente die Wahl der

<sup>32</sup> Artikel: Verdienste um donauschwäbische Brauchtumpflege. In: Banater Post vom 20.5.2004, S. 8.

schönsten Tracht noch der Bestätigung einzelner Individuen innerhalb der Flüchtlingsgemeinschaft bzw. der Erlebnisgeneration, hatte die kollektive Einheitskleidung der Tanzgruppen nicht mehr viel mit einer lokalen Identität zu tun, sondern lebte von Trachtenästhetik und -exotik.

Einen Sonderfall stellt die Tracht der Sathmarer Schwaben dar: Sie wurde erst in Deutschland entwickelt, denn im nordwestrumänischen Satu Mare/Sathmar existieren seit dem 19. Jahrhundert keine regionalen oder lokalen Kleidungsformen mehr. Anfang der 1980er Jahre schuf daher das Ehepaar Lilli und Helmut Berner, das 1973 nach Deutschland gekommen war, die „erneuerte Sathmarer Tracht“ für ihren Chor. Als Vorbild habe ihnen, so berichtet Helmut Berner, die Alltagskleidung der oberschwäbischen Auswanderer gedient, die sich einst in Sathmar niedergelassen hätten.<sup>33</sup> Es handelt sich bei dieser Tracht also um ein Konstrukt, das nicht nur die lokale Ausdifferenzierung historischer Kleidungsformen außer Acht lässt, sondern auch noch einen Ansiedlungsmythos erschafft.

### *Trachten-Ausstellungen*

Begleitend dazu förderte die in den 1960er Jahren einsetzende Musealisierung donauschwäbischer Kultur die Bedeutung des Heimatsymbols Tracht. In den von Laien aufgebauten Sammlungen von Kulturgut der alten Heimat fungierten bekleidete Schaufensterfiguren und Trachtenpuppen als unentbehrliche Requisiten. Dabei gestalteten die Verantwortlichen die Grenzen zwischen Kulturguterhaltung und -rekonstruktion fließend: Es ging ihnen nicht um die Präsentation erhaltener Einzelteile, sondern um das Gesamtbild der Tracht. Deshalb musste alles Fehlende ersetzt werden. Der aus konservatorischer Sicht wenig schonende Umgang mit dem historischen Material wurde von den beteiligten Frauen nicht problematisiert. Für sie setzte sich im Anpassen der Trachtenteile an moderne Schaufensterfiguren fort, was sie im Alltag schon immer praktiziert hatten: das Ausbessern und Ergänzen von Kleidungsstücken. Die für Volkskundler so relevante Frage nach dem Verhältnis von Original und Rekonstruktion stellte sich ihnen daher nicht.<sup>34</sup>

In diesem Prozess der Musealisierung machten sich einzelne Frauen zu Kulturgutwahrerinnen ihres Heimatortes. Die bei Frankfurt lebenden Schwestern

---

33 Telefonat mit Helmut Berner, 11. März 2008.

34 Dies erklärt, warum dem DZM auch Trachten als erhaltenswertes Kulturgut gebracht werden, die sich auf Nachfrage als komplett nachgenäht herausstellen. Den Überbringerinnen fehlt oft das Bewusstsein für den Unterschied zwischen Original und Rekonstruktion. Daher versuchen sie aber andererseits auch nicht, ihr Nachnähen zu verheimlichen, gilt es ihnen doch als kulturelle Fertigkeit.





Abb. 11:  
Trachtenpuppen der  
Schwestern Anni Spatz  
und Elisabeth Mekl,  
1990er Jahre.  
Donauschwäbisches  
Zentralmuseum Ulm,  
Bestand Spatz.

Anni Spatz und Elisabeth Mekl, die aus dem ungarischen Mözs/Mösch stammen (einem Ort, dessen auffällige Mädchenkleidung vor dem Krieg Volkskundler wie Rudolf Hartmann zur Dokumentation gereizt hatte), sammelten bei Heimatortstreffen und Heimatreisen alle Trachtenteile, die sie nur finden konnten. Anschließend kombinierten sie diese zu vollständigen Trachten, die sie, auf Figurinen drapiert, etlichen Museen zur Verfügung stellten. Wenn etwas fehlte, nähten sie es selbst, möglichst aus altem Material.<sup>35</sup> Außerdem staffierten sie etliche Puppen mit Trachten im Kleinformat aus. (Abb. 11)

Eine originelle Variante dieses eigentlich paradoxen Strebens, etwas zu erhalten, das gar nicht mehr erhalten ist, stellt das Beispiel von Marianne Ehrlich dar. Sie stammte aus Kljajičevo/Kernei (Jugoslawien) und arbeitete über Jahre hinweg an den seit 1958 erscheinenden „Kerneier Heimatblättern“ mit. Darin erschien 1961 ihr Beitrag „Kerneier Trachten der letzten 100 Jahre“, in dem sie abschließend resümiert: „Die Kerneier Tracht gehört heute der Vergangenheit an und es ist geradezu eine Notwendigkeit, sie wenigstens in Wort und Bildern für die Nachwelt festzuhalten. Dies und nichts anderes war der Zweck meines Vorhabens, über die heimatliche Tracht zu berichten.“<sup>36</sup>

35 Unsere Post, Nr. 9, September 2002, S. 24; DZM-Dokumentation zum Bestand Spatz (Mözs).

36 Kerneier Heimatblätter, Jg. 4 (1961), S. 24.



Abb. 12:  
Wohlmeinendes Konstrukt:  
Marianne Ehrlichs  
Trachtengemälde, 1972.  
Haus der Donauschwaben  
Sindelfingen.

Elf Jahre später dokumentiert dasselbe Blatt, wie ernst es Marianne Ehrlich damit war, das Bild der Tracht der Nachwelt zu übereignen: Sie hatte sich selbst in Kerneier Tracht lebensgroß in Öl malen lassen und dieses Werk dem gerade neu eingerichteten Haus der Donauschwaben in Sindelfingen geschenkt. (Abb. 12) Um diesem Präsent den Beigeschmack der Eitelkeit zu nehmen, erläuterte sie: „Es ist nur, um unsere Tracht zu verewigen, dass eine Spur von uns Kerneier[n] für spätere Zeiten bleibt.“<sup>37</sup>

Der Wunsch mancher Trachtenhüterin, die solchermaßen auf ihr äußeres Erscheinungsbild reduzierte Tracht der Öffentlichkeit zu präsentieren, konnte die geradezu absurde Folge haben, dass erhaltene Kleidungsstücke beschädigt wurden, um sie in das Gesamtbild einzufügen. Die 1944 aus dem ungarischen Harta/Hartau geflüchtete Maria Arras erhielt 1992 die Gelegenheit, ihre umfangreiche Sammlung an Hartauer Gegenständen im württembergischen Nattheim auszustellen. Neben Möbeln, Keramik, Bildern und sonstigem Hausrat sollte auch ein lebensgroßes Brautpaar in Hartauer Tracht zu sehen sein. Die dafür nötigen Kleidungssembles stellte Maria Arras aus

37 Kerneier Heimatblätter, Jg. 15 (1972), S. 23.



Abb. 13:  
Der 1992 aufgeschnittene  
Hochzeitsstiefel von Christoph  
Arras, 1999. Donauschwäbisches  
Zentrummuseum Ulm,  
Foto: Henrike Hampe.

Familienstücken, bei Bekannten gesammelten Teilen und selbst rekonstruierten Elementen zusammen. Für die Bräutigam-Figurine verwendete sie Teile der Ausstattung ihres Mannes Christoph, darunter seine Hochzeitsstiefel aus dem Jahr 1934. Ungünstiger Weise waren diese jedoch zu eng für die Füße und Unterschenkel der Schaufensterfigur, die Maria Arras sich extra beschafft hatte. Daher weitete sie die Stiefel, indem sie den Stiefelschaft auf ganzer Länge auftrennte und einen Schlitz in das Oberleder des Fußteils schnitt. (Abb. 13) Die auseinanderklaffenden Teile wurden mit schwarzem Kunstleder unterlegt und mit Klebstoff und Nägeln am Stiefel und an der Puppe fixiert. Die Sohle des rechten Stiefels musste zudem durchbohrt werden, um die Figur auf einer Standfläche befestigen zu können. Maria Arras zerstörte willentlich die seit 48 Jahren aufbewahrten Hochzeitsstiefel ihres Mannes – fraglos ein emotional bedeutsames Familienerbe –, um das Bild eines Bräutigams nach ihrer Vorstellung zu erschaffen. Die unpassend überzeichneten Gesichtszüge der modernen Schaufensterfigur konnte sie hingegen offenbar in Kauf nehmen.

Genau dieses Stiefelpaar ist übrigens vor dem Krieg auf einem Trachtenbild verewigt worden: In Erna Piffels 1938 erschienenem Band „Deutsche Bauern in Ungarn“ trägt sie der junge Christoph Arras in der Rolle eines Brautführers (Abb. 14).<sup>38</sup> Die heute so lädierten Stiefel hatten sich als einzige der

38 Piffel, Erna: Deutsche Bauern in Ungarn. Berlin 1938, S. 63.

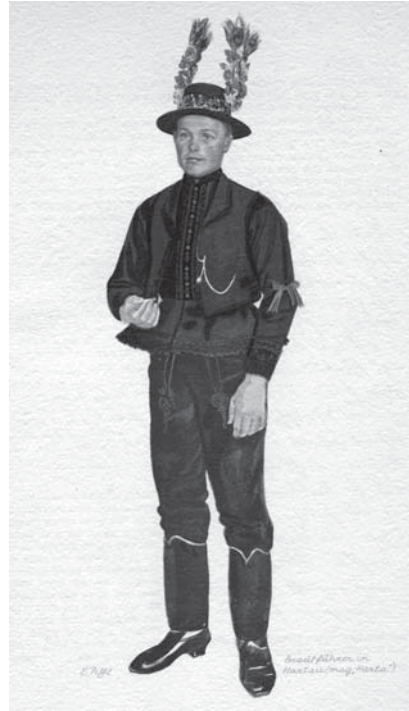


Abb. 14:  
Christoph Arras als Brautführer in  
seinen Hochzeitsstiefeln, um 1936.  
Aus: Erna Piffel: Deutsche Bauern  
in Ungarn. Berlin 1938, S. 63.

hier abgebildeten Kleidungsstücke bis 1992 in seiner Familie erhalten.<sup>39</sup> In diesem Fall hat offenbar das bis in die 1930er Jahre zurückreichende, nach der Flucht in Deutschland weiter aufgewertete Bild der „Tracht“ über das historische Objekt Stiefel als Teil des „G’wandes“ gesiegt.

### *Schluss*

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die donauschwäbischen Trachten als Erinnerungsträger in zweierlei Hinsicht entwickelt haben: Sie transportieren individuelle bzw. familiäre Erinnerungen, sind daneben aber auch zu landsmannschaftlichen Symbolen geworden. Zu dieser Symbolfunktion haben beigetragen: die zur Schaffung einer Gruppenidentität eingesetzten Trachtenfotografien und -bilder in landsmannschaftlichen Publikationsorganen, der Erfolg der Schwabenbälle und das Ausstellen von Trachten und Trachtenpuppen in Heimatstuben. Individuelle und kollektive

---

39 Mitteilung von Maria Arras, 20.5.1999, DZM-Dokumentation zu Bestand Arras (Harta).

Entwicklungsstränge haben sich gegenseitig beeinflusst. Es ist jedoch nie soweit gekommen, dass sich eine konstruierte „donauschwäbische Tracht“ als Gruppenabzeichen durchsetzte – zu sehr blieben die Donauschwaben ihrer lokalen Herkunft und Kleidungstradition verbunden. Selbst die heute existierenden Tanzgruppen nennen sich entweder nach konkreten Ortschaften oder kennen zumindest den lokalen Bezug der von ihnen getragenen – wenn auch nachgeschneiderten – Trachten.

Stephan Scholz

## Schmerzens-Mutter-Liebe. Das Motiv der Mutter im bundesdeutschen Bildgedächtnis zu Flucht und Vertreibung

In der Erinnerungskultur einer Gesellschaft existieren unterschiedliche Geschichtsbilder, die miteinander konkurrieren und um Allgemeinverbindlichkeit und Dominanz im Diskurs ringen. In den Auseinandersetzungen um das richtige Geschichtsbild spielt auch die Kategorie des Geschlechts eine wichtige Rolle. Sie trägt dazu bei, Geschichte zu strukturieren und emotional zu markieren. Der Dualismus von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ und die Zuordnung dieser Kategorien innerhalb historischer Narrative sind wichtige Instrumente in der Produktion von Geschichtsbildern und bei der Deutung von Geschichte.<sup>1</sup> So ist z.B. in der gender-orientierten Kunstgeschichte wiederholt gezeigt worden, wie in der visuellen deutschen Nachkriegserinnerung die Deutschen der NS-Zeit rückblickend ‚feminisiert‘ worden sind, etwa in dem verbreiteten Bild jubelnder Frauen bei NS-Veranstaltungen und Aufmärschen. Die nachträgliche „Feminisierung des Faschismus“ habe durch die weibliche geschlechtliche Zuordnung eine Selbstviktimitisierung der Deutschen ermöglicht und begünstigt, nach der das schwache und passive deutsche Volk bloßes Objekt der sie verführenden Nazis gewesen sei.<sup>2</sup>

Die Bedeutung von Bildern und des kollektiven Bildgedächtnisses für die Produktion von Geschichtsbildern innerhalb der Erinnerungskultur findet seit einigen Jahren stärkere Beachtung. Der so genannte ‚iconic turn‘ oder ‚visual turn‘ ist in verschiedenen Fachdisziplinen mehr oder weniger vollzogen worden und macht sich jedenfalls unverkennbar bemerkbar.<sup>3</sup> Jüngster Beleg dafür ist das interdisziplinär und enzyklopädisch angelegte und von

- 
- 1 Zur Bedeutung des Genderaspekts in der Erinnerungskultur vgl. *Paletschek, Sylvia* und *Sylvia Schraut* (Hg.): *The Gender of Memory. Cultures of Remembrance in Nineteenth- and Twentieth-Century Europe*. Frankfurt/Main 2008; *Eschebach, Insa; Jacobsen, Sigrid; Wenk, Silke* (Hg.): *Gedächtnis und Geschlecht. Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids*. Frankfurt/Main 2002.
  - 2 *Hoffmann-Curtius, Kathrin*: „Feminisierung des Faschismus“. In: Keller, Claudia (Hg.): *Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag. Antifaschismus, Geschichte und Neubewertung*. Berlin 1996, S. 45–69; *Rogoff, Irit*: *Von Ruinen zu Trümmern. Die Feminisierung von Faschismus in deutschen historischen Museen*. In: Baumgart, Silvia; Birkle, Gotlind; Fend, Mechthild u.a. (Hg.): *Denkräume zwischen Kunst und Wissenschaft*. Berlin 1993, S. 258–285.
  - 3 Vgl. einführend den Abschnitt „Iconic Turn“ in: *Bachmann-Medick, Doris*: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek 2006, S. 329–380.

der Bundeszentrale für politische Bildung kostengünstig verbreitete zwei-bändige Projekt des *Jahrhunderts der Bilder*, das von Gerhard Paul herausgegeben wurde. Paul untersucht darin selbst unter anderem das Bild des ‚Trecks‘ als Symbol der Flucht und als zentralen Bestandteil der deutschen Erinnerungssikonographie. Das Bild des Trecks, so Paul, habe in den 1950er und 1960er Jahren einen spezifischen Opfer- und Verdrängungsdiskurs begründet, in dem die Schreckensbilder der NS-Zeit überschrieben worden seien, wobei der propagandistische Entstehungskontext dieser Bilder bewusst ausgeblendet worden sei.<sup>4</sup>

Der kurze Essay von Gerhard Paul ist einer der wenigen Texte, die sich mit der visuellen Erinnerung an die Flucht und Vertreibung der Deutschen am Ende und im Gefolge des Zweiten Weltkriegs beschäftigen. Sowohl der Ort dieser Zwangsmigration im deutschen Bildgedächtnis als auch die visuellen Chiffren, die mit ihr verbunden sind, sind bislang noch wenig untersucht worden. Im Folgenden soll es insbesondere um die geschlechtlichen Implikationen im kollektiven Bildgedächtnis zu Flucht und Vertreibung, sowie um die eng damit verbundenen Feminisierungsstrategien im deutschen Vertreibungsdiskurs gehen. Im Fokus steht dabei das Motiv der Mutter. Ausgehend vom Medium des Denkmals, darüber hinaus aber auch andere Bildmedien und Texte, die stark mit sprachlichen Bildern arbeiten, berücksichtigend, wird zum einen das Motiv der Schmerzensmutter als Repräsentation der Vertriebenen und der Heimat untersucht und zum anderen das Motiv der Mutter mit Kind. Es wird gezeigt, wie das Mutter-Motiv für Verfahren der Feminisierung, Infantilisierung und Sakralisierung benutzt und damit eine spezifische Form des Bildgedächtnisses an Flucht und Vertreibung begründet und verfestigt wurde, die letztlich der Selbstviktimisierung der Deutschen dient.

### *I. Mutter Osten – Das Motiv der Schmerzensmutter*

Südlich von Kiel erhebt sich im Landkreis Rendsburg-Eckernförde auf dem Friedhof der Gemeinde Flintbek ein Denkmal. Es handelt sich um die lebensgroße Skulptur einer gebeugten alten Frau mit Kopftuch, gesenktem Haupt und vor der Brust gefalteten Händen. (Abb. 1) Sie steht auf einem quadratischen Sockel, der auf seiner Vorderseite die Inschrift trägt: „Ich will Euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Jes. 66,13“ und „Wir gedenken unserer teuren Toten in der ostdeutschen Heimat“. An den bei-

4 Paul, Gerhard: Der Flüchtlingstreck. Bilder von Flucht und Vertreibung als europäische *lieux de mémoire*. In: Ders. (Hg.): Das Jahrhundert der Bilder. Bd. 1: 1900 bis 1949. Göttingen 2009, S. 666–673.



Abb. 1:  
*Mutter Osten* in Flintbek.  
 Foto: Stephan Scholz.

den Seiten des Sockels sind je drei Wappen eingemeißelt sowie die Namen „Pommern, Danzig, Ostpreussen, Mark Brandenburg“ und „Grenzland Posen-Westpreußen, Schlesien, Sudetenland“. Dieses Denkmal wird seit seiner Errichtung im Jahr 1952 *Mutter Osten* genannt.

Die Initiative für das Denkmal war seinerzeit vom örtlichen Bund der Heimatvertriebenen ausgegangen. Der Verband war 1949 in Flintbek gegründet worden und hatte zu dieser Zeit ca. 300 Mitglieder.<sup>5</sup> Flintbek selbst umfasste vor dem Krieg ca. 1.600 Einwohner. Bereits während des Krieges hatten Evakuierte aus den Städten die Bevölkerung des Ortes auf 2.600 ansteigen lassen. Durch Flüchtlinge und Vertriebene erhöhte sich die Einwohnerzahl nach Kriegsende auf über 5.000 und pendelte sich in den Folgejahren durch leichte Abwanderung auf ca. 4.500 ein.<sup>6</sup> Der Bund der Heimatvertriebenen, der somit einen erheblichen Bevölkerungsteil ver-

5 Runds Schreiben des BdV-Ortsvorsitzenden Martin Weißgräber an die Mitglieder des Bundes der Vertriebenen in Flintbek zum 50jährigen Bestehen des Verbandes, 9.9.1999 (Archiv Martin Weißgräber, Flintbek).

6 *Gelbrich, Walter*: Flintbek. Bilder unseres Dorfes. Flintbek 1980, S. 5f.



trat, beschloss im Jahr 1951 die Errichtung einer „Stätte des Gedenkens“ und sammelte zu diesem Zweck in kurzer Zeit die erforderliche Summe an Spendengeldern. Die evangelische Kirchengemeinde in Flintbek stellte einen Standort auf dem örtlichen Friedhof zur Verfügung.<sup>7</sup> Die Einweihung fand am 26. Oktober 1952 um zwei Uhr nachmittags statt. Zuvor waren an diesem Sonntag von beiden Konfessionen Festgottesdienste zur Denkmalserrichtung abgehalten worden.<sup>8</sup> Wurde in den Ansprachen zur Einweihung zum einen „noch einmal die unverbrüchliche Treue zur Heimat“ zum Ausdruck gebracht, so betonte man zum anderen auch den integrativen Aspekt des Gedenkortes, der „in Zukunft ein Stück Heimat sein“ sollte.<sup>9</sup> Die zeittypische Ambivalenz von demonstrativer Aufrechterhaltung des Rückkehrwunsches und gleichzeitigem Beheimatungswunsch in der neuen Heimat kam hier deutlich zum Tragen.

Eine integrative Funktion konnte das Denkmal insofern ausüben, als die Vertriebenen damit sichtbar die Topographie des örtlichen Erinnerns mitbestimmten und ihnen ein Anteil am öffentlichen Gedenken ‚eingerräumt‘ wurde.<sup>10</sup> Dadurch, dass die Vertriebenen in der Denkmalfigur der trauernden Mutter zudem selbst personifiziert wurden, nahmen sie zusätzlich öffentlichen Raum ein. Die Integration in die örtliche Gedenkkultur war allerdings ambivalent, denn für die Gefallenen der einheimischen Bevölkerung wurde zur selben Zeit ein eigenes Denkmal errichtet.<sup>11</sup> Das Gedenken an die Toten fand fortan also parallel an zwei zeitgleich dafür geschaffenen Orten statt. Die Gruppen der Vertriebenen und der Einheimischen blieben somit in der Praxis des Totengedenkens örtlich voneinander getrennt. Zusammen konstruierten sie aber durch ihre neu geschaffenen Gedenkort für die deutschen Opfer des Krieges immerhin eine neue, sozial integrierende „Heimat der Opfergemeinschaft“ als gemeinsame „imaginierte Leidensheimat“<sup>12</sup>.

7 Ein Ehrenmal in Flintbek. In: Kieler Nachrichten vom 27.10.1952, S. 4.

8 Archiv Amt Flintbek, Abt. 6, Nr. 95: Protokoll Nr. 7/52 des Schul- und Kulturausschusses der Gemeinde Flintbek, 14.10.1952. Ich danke an dieser Stelle der Gemeindecarchivarin Ute Hinrichsen für ihre Unterstützung.

9 Würdige Feierstunde. In: Kieler Nachrichten vom 18.10.1952, S. 4; Ein Ehrenmal in Flintbek. In: Kieler Nachrichten vom 27.10.1952, S. 4.

10 Zur Beheimatungsfunktion von Vertriebenenendenkmälern vgl. *Retterath, Hans-Werner*: Geschichtsbilderkampf und zwiespältige Beheimatungsversuche – Vertriebenenendenkmale in Südbaden. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, 47 (2005), S. 83–121, hier S. 84f., S. 109.

11 Archiv Amt Flintbek, Abt. 6, Nr. 95: Protokoll Nr. 3/52, 7/52 des Schul- und Kulturausschusses der Gemeinde Flintbek, 12.6.1952, 14.10.1952.

12 *Knoch, Habbo*: Das mediale Gedächtnis der Heimat. Krieg und Verbrechen in den Erinnerungsräumen der Bundesrepublik. In: Ders. (Hg.): *Das Erbe der Provinz. Heimatkultur und Geschichtspolitik nach 1945*. Göttingen 2001, S. 275–299, hier S. 278, S. 281.

In den folgenden Jahren und Jahrzehnten wurde das Denkmal der *Mutter Osten* von den Vertriebenen der Gemeinde Flintbek für Gedenkveranstaltungen und Kranzniederlegungen vor allem am Volkstrauertag genutzt. Daneben diente es in späteren Jahren auch bei Heimattreffen von Vertriebenen aus dem ostpreußischen Ort Altenkirch, für die Flintbek 1953 eine Patenschaft übernommen hatte, wiederholt als Gedenkort.<sup>13</sup>

### *Repräsentation der Vertriebenen*

Das Denkmal in Flintbek diente, wie die meisten Vertriebenen Denkmäler der 1950er Jahre, zunächst dem Totengedenken.<sup>14</sup> Bereits in der Planungsphase wurde der Erinnerungszweck dahingehend formuliert, dass das Denkmal „eine Gedenkstätte für die Toten in der Ostdeutschen Heimat werden [sollte], deren Gräber heute von keiner Hand gepflegt werden“.<sup>15</sup> Dementsprechend lautete auch die Inschrift auf dem Sockel. Das Denkmal bildete somit einen Ersatzort, ein Gruppen-Kenotaph für die nicht mehr zugänglichen Gräber in der Heimat und einen Gedenkort für diejenigen, die auf der Flucht ums Leben gekommen waren und keine Gräber hatten, oder für solche, die als Soldaten gefallen waren – ein Ort der Trauer also um verstorbene Angehörige, deren Gräber nicht erreichbar oder nicht vorhanden waren. In diesem Sinnzusammenhang steht auch das „Ehrenbuch“, das gleichzeitig mit dem Denkmal angelegt wurde, die Namen der toten Angehörigen der Vertriebenen enthält und bis heute alljährlich am Volkstrauertag in der benachbarten Friedhofskapelle ausgelegt wird.

Die Sockelinschrift „Ich will Euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Jes. 66,13“ stellt dementsprechend den christlichen Trost als Form der Verlustbewältigung in das Zentrum des Gedenkens. Auch die Motivwahl einer alten betenden Frau wurde von den Stiftern und Nutzern des Denkmals immer wieder mit der zentralen Funktion begründet, Trost zu spenden und zur Bewältigung des persönlichen Verlustes beizutragen.<sup>16</sup> Der Bildhauer, der die Skulptur entworfen und umgesetzt hatte, begründete Ende der 1970er

---

13 *Paleit, Siegfried*: Kirchspieltreffen Altenkirch in Flintbek am 23.5.1998. In: Land an der Memel. Heimatrundbrief für den Kreis Tilsit-Ragnit, 32 (1998), Heft 63, S. 77f.

14 *Fendl, Elisabeth*: Beerdigung und Totengedenken in der „neuen Heimat“. In: Dies. (Hg.): Das Gedächtnis der Orte. Sinnstiftung und Erinnerung. Freiburg 2006 (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 8), S. 81–116.

15 Archiv Amt Flintbek, Abt. 6, Nr. 95: Protokoll Nr. 7/52 des Schul- und Kultur-ausschusses der Gemeinde Flintbek, 14.10.1952.

16 Ebd.; vgl. auch *Hildebrandt, Frauke*: Flintbek. Groß Flintbek-Voorde-Kleinflintbek. Flintbek 1988, S. 207; *VHS Flintbek*: Erlebte Geschichte – Spurensuche in Flintbek 1939–1950. Flintbek 2003, S. 113.

Jahre rückblickend seine Motivwahl mit dem darin zum Ausdruck kommenden festen Gottvertrauen der alten Mutter. Das Bild der betenden Frau sollte demnach verdeutlichen, dass im Gebet und im festen Glauben an Gott der Trost zu gewinnen sei, dass in Gott „auch alle unsere Toten geborgen und in Ewigkeit aufgehoben [sind], mögen sie auf den Friedhöfen der Heimat ruhen, an den Fluchtstraßen, auf dem Grund der Ostsee, oder hier in Flintbek. Sie sind in Gottes Haus, und im Glauben an Jesus Christus sind wir mit ihnen in der Ewigkeit verbunden. Das soll Ihnen allen im Gedenken an unsere Toten fester Glaube und unumstößliche Gewissheit sein!“<sup>17</sup>

Diente das Denkmal somit der Verlustbewältigung der Vertriebenen, so ging es dabei nicht nur um den Verlust von Angehörigen, sondern auch um den Verlust der Heimat und um die Verarbeitung der eigenen Vertreibungserfahrung. Zum 25jährigen Bestehen des Denkmals hieß es dementsprechend vom BdV-Ortsverein, der Blick auf die betende Mutter lasse den Betrachter Ruhe finden „in der Erinnerung schlimmer und unvergessen gebliebener persönlicher Erlebnisse“.<sup>18</sup> Ähnlich äußerte sich auch der Künstler, indem er erklärte, in dem Bild der alten betenden Mutter habe das „eigene Erleben in einer einprägsamen Gestalt sichtbar“ werden sollen.<sup>19</sup>

In der Figur der alten Mutter erhält somit die Trauer um den Verlust einen Ort und wird als legitim gewürdigt, indem sie auf den Sockel gehoben wird. Im Zentrum steht dabei nicht das, was verloren wurde, sondern die Trauer und das Leid der Betroffenen. Die Vertriebenen sind selbst durch die Figur der Mutter repräsentiert und stehen somit im Zentrum des Gedenkens. Sie spiegeln sich im Angesicht des Denkmals, begegnen einem Abbild ihrer selbst oder zumindest des trauernden Teils von sich. Auch die Einheimischen verweist das Denkmal auf den Verlust und das Leid der Vertriebenen, die durch die Figur der trauernden Alten repräsentiert werden. Das Denkmal gibt somit normativ vor, wie die Vertriebenen gesehen werden sollen und appelliert an die Einheimischen, Verständnis und Mitgefühl für ihre Neubürger aufzubringen.

Die Repräsentation der Vertriebenen im Denkmal knüpft dabei an eine Denkmalentwicklung an, die bereits nach dem Ersten Weltkrieg eingesetzt hatte. Zu dieser Zeit wurde zunehmend das Leid der Hinterbliebenen denkmalwürdig und es entstanden Denkmäler, welche nicht mehr die gefalle-

---

17 Zit. nach 25 Jahre „Mutter Osten“. In: Land an der Memel. Heimatrundbrief für den Kreis Tilsit-Ragnit, 13 (1979), Heft 25, S. 19f., hier S. 21.

18 25 Jahre Gedenkstätte der Vertriebenen. Verlautbarung der BdV-Ortsvereinigung am Volkstrauertag 1977 (Archiv Martin Weißgräber, Flintbek).

19 Zit. nach 25 Jahre „Mutter Osten“ (wie Anm. 17), S. 21.

nen Soldaten selbst, sondern ihre zurückgebliebenen Angehörigen als Leidtragende und eigentliche Opfer des Krieges darstellten. Meinhold Lurz hat auf die dabei typische Pose der zurückgebliebenen Mutter mit gesenktem Kopf, gefalteten Händen und vor Gram vornüber gebeugter Haltung hingewiesen, die den Schmerz der Trauernden zum Ausdruck bringen sollte und auch der Haltung der Flintbeker *Mutter Osten* entspricht.<sup>20</sup> In diesen Denkmälern stand nicht mehr der aktive männliche Held im Zentrum, vielmehr fand vor allem in weiblichen Figuren das kollektive Leiden seinen passiven Ausdruck.<sup>21</sup>

Neben dem zum Beispiel von Thomas Mann geschätzten Relief der „aufrechten Schmerzensmutter mit ihrer kleinen Waise“, das Ernst Barlach 1931 für die Stadt Hamburg geschaffen hatte,<sup>22</sup> sind insbesondere *Die trauernden Eltern* von Käthe Kollwitz eine prominente Variante dieses neuen Denkmaltyps nach dem Ersten Weltkrieg. Nach jahrelanger Beschäftigung mit der Darstellbarkeit des eigenen Schmerzes angesichts des im Ersten Weltkrieg gefallenen Sohnes schuf Kollwitz ein lebensgroßes Elternpaar aus belgischem Granit, das 1932 auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Belgien aufgestellt wurde, auf dem ihr gefallener Sohn beigesetzt ist. Diese eindringliche Darstellung des Leids der Hinterbliebenen wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik als Mahnmalform wieder aufgegriffen. 1950 bereits hatte das Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen versucht, eine Kopie der Elternfiguren für die Ausstellung *Deutsche Heimat im Osten* anfertigen zu lassen. 1959 wurde schließlich eine Kopie in der Ruine der St. Albans-Kirche in Köln aufgestellt. Bei der Einweihung (Abb. 2) nahm Bundespräsident Theodor Heuss eine Bedeutungserweiterung der im Denkmal dargestellten Trauer um die Gefallenen im Hinblick auf den Verlust der „Heimat im Osten“ vor, indem er „in einem schmerzlichen Gefühl“ daran erinnerte, dass Käthe Kollwitz aus Königsberg stammte, und dass auch „die Trauer um das vaterländische Schicksal [...] der menschlichen Ergriffenheit immer, immer unlöslich verbunden“ bleibe.<sup>23</sup> In das erneuerte Kollwitz-

20 Lurz, *Meinhold*: Kriegerdenkmäler in Deutschland. Bd. 4. Heidelberg 1985, S. 190.

21 Vgl. *Behrenbeck, Sabine*: Heldenkult oder Friedensmahnung? Kriegerdenkmale nach beiden Weltkriegen. In: Niedhart, Gottfried und Dieter Riesenberger (Hg.): *Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeit 1918–1945*. München 1992, S. 344–364.

22 Zit. nach *Das Hamburger Ehrenmal*. Bekenntnisse deutscher Kunstfreunde, Hamburg o. J. [1931], S. 15. Der Generaldirektor der Staatlichen Museen Berlin, W. Waetzold, schrieb anerkennend von einer, das deutsche Volk symbolisierenden „nordischen Madonna“ (ebd., S. 8).

23 Ansprache des Bundespräsidenten am 21.5.1959. In: Fischer, Hannelore (Hg.): *Käthe Kollwitz. Die trauernden Eltern. Ein Mahnmal für den Frieden*. Köln 1999, S. 157f., hier S. 158. Vgl. auch *Krings, Ulrich*: *Die trauernden Eltern in Belgien*



Abb. 2:  
Einweihung der  
Gedenkstätte St. Alban  
in Köln durch Theodor  
Heuss 1959. Foto: Hans  
Herbert Wirtz, Köln.  
Aus: *Fischer, Hannelore/  
Käthe Kollwitz Museum  
Köln* (Hg.): Käthe  
Kollwitz. Die trauernden  
Eltern. Ein Mahnmal für  
den Frieden. Köln 1999,  
S. 159 (Ausschnitt).

Mahnmal zum Gedenken an das Leid der Hinterbliebenen wurde somit auch der nationale Verlust des ‚deutschen Ostens‘ mit integriert. Die Pose der Schmerzensmutter umfasste dadurch auch das Leid der Vertriebenen in ihrem Heimatverlust.

In noch sehr viel stärkerem Maße findet diese Ausweitung des Leids der Hinterbliebenen um ihre Toten auf das Leid der Vertriebenen um ihre Heimat im Flintbeker Denkmal statt. Das Motiv der Mutter, die um ihren Sohn trauert, wird hier auf die Vertriebenen übertragen, die nicht nur um verstorbene Angehörige, sondern auch um ihre verlorene Heimat trauern. Der Verlust der Heimat changiert somit in seiner emotionalen Bedeutung mit dem Verlust eines Kindes für seine Mutter. Das Motiv der Mutter, das in Flintbek Verwendung findet, enthält dabei ein erhebliches sakralisierendes Potential. Bereits das im Sockel verwendete Bibel-Zitat „Ich will Euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“ aus dem Buch Jesaja besitzt nicht nur eine Funktion für die Trauerbewältigung. Es wirkt auch sakralisie-

---

und in Köln. Eine vergleichende Betrachtung der Standorte. In: Ebd., S. 167–177, hier S. 177; *Herzog, Günter*: *Erinnern und Vergessen – Zur Rezeption der Trauernden Eltern der Käthe Kollwitz*. In: Ebd., S. 185–201, hier S. 197.



Abb. 3:  
Matthias Grünewald,  
Tauberbischofsheimer  
Kreuzigung (1523/24),  
Kunsthalle Karlsruhe.  
Wikimedia Commons.

rend, indem der Zuspruch Gottes an sein auserwähltes Volk auf die deutschen Vertriebenen übertragen wird. Der Trost des jüdischen Gottes an sein Volk im Alten Testament wird dabei für eine Teilgruppe der Deutschen in Anspruch genommen, die von den Folgen des Krieges in besonderer Weise betroffen waren, den die Deutschen selbst begonnen und geprägt hatten und in dessen Rahmen sie das jüdische Volk systematisch vertrieben und fast vollständig ausgelöscht hatten.

Eine Sakralisierung der Vertriebenen fand auch bei der Einweihung des Denkmals 1952 statt, als nicht nur das „unendliche Leid der Vertriebenen“ im Zentrum stand, sondern bei dieser Gelegenheit auch von der „Ostdeutsche[n] Passion“ die Rede war.<sup>24</sup> Über die Einweihungsfeier hinaus wird das christliche Passionsmotiv insbesondere durch die Figur der betenden Mutter aufgerufen, die ikonographisch stark mit dem Motiv Marias unter dem Kreuz korrespondiert.<sup>25</sup> Die Darstellung der Flintbeker *Mutter Osten* mit dem, mit

<sup>24</sup> Ein Ehrenmal in Flintbek. In: Kieler Nachrichten vom 27.10.1952, S. 4.

<sup>25</sup> Zur Rolle des Passionsmotivs im Vertriebenendiskurs vgl. Scholz, Stephan: „Opferdunst vernebelt die Verhältnisse“ – Religiöse Motive in bundesdeutschen Gedenkorten der Flucht und Vertreibung. In: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte, 102 (2008), S. 287–313, hier S. 304–310; Zur ikonographischen Tradition der Trauerpose vgl. auch Lurz (wie Anm. 20), S. 190.

einem Tuch bedeckten Kopf, dem niedergesenkten Blick, der leicht gebeugten Haltung und den gefalteten Händen, knüpft auffallend an die traditionelle Pose einer *Mater dolorosa* unter dem Kreuz an, wie sie seit dem späten Mittelalter in zahlreichen bildlichen Darstellungen verbreitet ist. (Abb. 3)

Seit Jahrhunderten gilt das Motiv der Schmerzensmutter unter dem Kreuz in der abendländisch-christlichen Tradition als „Vorbild für die mystische Vergegenwärtigung der Passion“ und als „Memoria des entscheidenden Augenblicks der Heilsgeschichte“.<sup>26</sup> Durch die Verknüpfung des Leids der Vertriebenen im Verlust ihrer Heimat mit dem Leid Marias beim Tod Jesu erhält die Vertreibungserfahrung eine starke sakrale Note, die durch Vorstellungen angereichert wird, die traditionell mit dem Motiv der *Mater dolorosa* verbunden sind.

So gilt das Motiv der Schmerzensmutter nicht nur als die höchste Sublimierung jeglicher Leidenserfahrung, in der Maria den Menschen nahe kommt und ihnen verwandt ist, sondern es versinnbildlicht sich in diesem Motiv auch die außerordentliche Treue Marias zu Jesus, als dem Gegenstand ihres Verlusts, über seinen Tod hinaus und ihr fester Glaube an seine Auferstehung. Im Kontrast zu den geflohenen Jüngern, die Jesus kurz zuvor noch verleugnet hatten, gilt Maria daher in ihrer Treue unter dem Kreuz als Neubegründerin der gläubigen Gemeinde.<sup>27</sup> Die oft beschworene und auch bei der Einweihung der *Mutter Osten* hervorgehobene „unverbrüchliche Treue zur Heimat“<sup>28</sup> erscheint hier als eine säkularisierte Form dieser Treue Marias zu ihrem Sohn.

Damit korrespondiert auch die Sockelinschrift aus dem Buch Jesaja mit dem Versprechen des Muttertröstes, das Gott nach der Heimführung aus dem babylonischen Exil im Hinblick auf das bevorstehende Endgericht denjenigen gibt, die treu zu ihm gestanden und an ihm festgehalten haben.<sup>29</sup> Die Repräsentation der Vertriebenen in einer *Mater dolorosa* rückt somit nicht nur ihr Leiden in das Zentrum des Gedenkens, sondern auch die Treue zur Heimat und den Glauben an die Rückkehr. Beides wird durch die Sakralisierung normativ legitimiert.

26 Nitz, *Genoveva* und *Theodor Maas-Ewerd*: Schmerzen Marias. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, 3., völlig neu bearbeitete Auflage, Freiburg 2000, Sp. 175–177, hier Sp. 176.

27 *Maas-Ewerd, Theodor*: Schmerzen Mariens. In: Bäumer, Remigius und Leo Scheffczyk (Hg.): *Marienlexikon*. Bd. 6. St. Ottilien 1994, S. 24f.; *Koschorke, Albrecht*: Die Heilige Familie und ihre Folgen. Ein Versuch. Frankfurt/Main 2000, S. 45.

28 Würdige Feierstunde. In: Kieler Nachrichten vom 18.10.1952, S. 4.

29 Vgl. zum Kontext des Jesaja-Zitats: *Rendtorff, Rolf*: Das Alte Testament. Eine Einführung. 4. Aufl., Neukirchen-Vluyn 1992, S. 201–212.

### Repräsentation der Heimat

Das Denkmal in Flintbek wurde schon früh und wird bis heute von den Stiftern und Nutzern als *Mutter Osten* bezeichnet.<sup>30</sup> Durch diese Bezeichnung repräsentiert es nicht nur die Vertriebenen, sondern wird auch zum Repräsentanten des Objektes ihrer Trauer und Treue selbst: der Heimat im Osten. Das Motiv der ‚alten Mutter‘ personifiziert somit auch die ‚alte Heimat‘, die auf dem Sockel durch Wappen und die Namen der Gebiete näher spezifiziert wird, welche der Flintbeker BdV-Ortsverein bis heute ohne Unterschied als „ehemalige deutsche Ostprovinzen“ bezeichnet,<sup>31</sup> unabhängig davon, ob sie 1937 zum Deutschen Reich gehörten („Pommern“, „Ostpreußen“, „Mark Brandenburg“, „Schlesien“), Teil Polens oder der Tschechoslowakei waren („Grenzland Posen-Westpreußen“, „Sudetenland“) oder dem Völkerbund unterstanden („Danzig“).

Auch in anderen visuellen Repräsentationen diente die Mutter als Metapher für die Heimat im Osten, z.B. in den zahlreichen Bildbänden, die als eine „Virtualisierung des Heimatlichen“ die alte Heimat im Osten durch die Verwendung von Fotos aus der Vorkriegszeit enthistorisierten.<sup>32</sup> In einem Schlesien-Bildband von 1956 heißt es in der Einleitung unter der Überschrift „Das Bild der Mutter“, die Fotos aus Schlesien, welche die Landschaft, die Städte und Klöster zeigten, seien wie Bilder einer verlorenen Mutter, denen „das verwaiste Kind“ begegnet.<sup>33</sup> In einem anderen Bildband aus derselben Zeit heißt es zu den Fotos: „[D]as alles ist Heimat, ja das alles ist ‚Mutter‘“, denn der „schlesische Mensch“ spräche von seiner Heimat wie von einer lieblichen Mutter, von seiner „Mutter Schläsing“. An derselben Stelle wird auch auf die „Mütterlichkeit der Heimerde“ abgehoben.<sup>34</sup>

Das Motiv der Mutter, das auf die Heimat übertragen wird, dient nicht nur zur Enthistorisierung der Heimat, sondern auch zur Konstruktion eines

---

30 Schriftliche Auskunft des langjährigen BdV-Ortsvorsitzenden Martin Weißgräber (1979–1999) an den Verfasser vom 4.6.2009. Vgl. auch die Verwendung der Bezeichnung in: *Bund der Vertriebenen – Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände* (Hg.): *Mahn- und Gedenkstätten der deutschen Heimatvertriebenen*. Bonn 2008, S. 378; 25 Jahre „Mutter Osten“. In: *Land an der Memel. Heimatrundbrief für den Kreis Tilsit-Ragnit*, 13 (1979), Heft 25, S. 19f.

31 25 Jahre Gedenkstätte der Vertriebenen. Verlautbarung der BdV-Ortsvereinigung am Volkstrauertag 1977 (Archiv Martin Weißgräber, Flintbek); schriftliche Auskunft von Martin Weißgräber an den Verfasser vom 4.6.2009.

32 *Knoch* (wie Anm. 12), S. 290.

33 *Ulitz, Arnold*: *Das Bild der Mutter*. In: Ders.; Domke, Helmut; Busch, Harald: *Schlesien*. Frankfurt/Main 1956 (*Die deutschen Lande*, 14), S. 3f.

34 *Kaergel, Hans Christoph*: *Schlesien, mein Heimatland*. 2. erweiterte Auflage, Leer 1955, S. 14.



besonderen, unauflösbaren Treue-Verhältnisses zu ihr, die an Konstruktionen aus dem Kontext des politisierten Grenzlanddiskurses der Zwischenkriegszeit anknüpft und diese fortsetzt. So war z.B. in Zeitungen der Vertriebenen aus Oberschlesien Mitte der 1950er Jahre in Erinnerung an die Abstimmungskämpfe nach dem Ersten Weltkrieg von der „Hingabe für die oberschlesische Muttererde“ die Rede, die nach wie vor verpflichtend sei.<sup>35</sup>

Bereits in den 1920er Jahren waren die Gebiete, die nach dem Ersten Weltkrieg an Polen abgetreten werden mussten, Gegenstand sentimentaler Gedichte, die mit dem Motiv der Mutter arbeiteten, z.B. das Gedicht „Du, Ostmark, bist der Muttergrund“ von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.<sup>36</sup> Dasselbe gilt aber auch für die deutschen Grenzgebiete, die weiterhin zu Deutschland gehörten, aber als bedroht galten. Im Werk der in Vertriebenenkreisen äußerst populären Heimatdichterin Agnes Miegel (Abb. 4) etwa erscheint Ostpreußen bereits seit den 1920er Jahren immer wieder als Mutter. Insbesondere das 1932 entstandene Gedicht *Mutter Ostpreußen* erfreute sich auch nach 1945 großer Beliebtheit.<sup>37</sup> Sein Titel wurde nach dem Krieg immer öfter auf die Verfasserin Agnes Miegel selbst übertragen, die in Vertriebenenkreisen fortan als *Mutter Ostpreußen* zu einer Personifizierung der Heimat wurde, und die somit ähnlich wie die Flintbeker *Mutter Osten*, allerdings in lebendiger Gestalt, die verlorene Heimat selbst verkörperte.<sup>38</sup>

Die Heimat als Mutter – das ist ein Bild, das nicht nur von Vertriebenen oder im Grenzlanddiskurs, sondern im deutschen Heimatdiskurs des 20. Jahrhunderts insgesamt immer wieder aktualisiert wurde und bis heute verwendet wird. Bereits im Görres-Staatslexikon von 1927 galt die Mutter als das „Kernstück des Heimerlebnisses“. Dreißig Jahre später wurde die Mutter

---

35 Die Mahnung des 20. März 1921. In: Unser Oberschlesien, 5 (1954), Nr. 3 und Eine Mahnung an die Welt. In: Unser Oberschlesien, 6 (1955), Nr. 6, hier zit. nach *Haubold-Stolle, Juliane*: Mythos Oberschlesien. Der Kampf um die Erinnerung in Deutschland und in Polen 1919–1956. Osnabrück 2008 (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, 14), S. 404.

36 *Müller-Rüdersdorf, Wilhelm*: Du, Ostmark, bist der Muttergrund. In: Lüdtkke, Franz (Hg.): Grenzmark Posen-Westpreußen. Ein Heimatbuch. Leipzig 1927, S. 188. Vgl. den Beitrag von Heinke Kalinke in diesem Band, der ich auch den Hinweis verdanke.

37 *Miegel, Agnes*: Mutter Ostpreußen. In: Dies.: Gesammelte Werke. Bd. 1. Düsseldorf 1952, S. 131–134.

38 Noch 1996 erschien in Leer eine Gedichtsammlung Miegels mit dem Titel: „Die Frauen von Nidden. Gesammelte Gedichte unserer ‚Mutter Ostpreußen‘“. Vgl. auch *Żytyniec, Rafał*: Zwischen Verlust und Wiedergewinn. Ostpreußen als Erinnerungslandschaft der deutschen und polnischen Literatur nach 1945. Olsztyn 2007, S. 60, S. 78–84; *Kopp, Marianne*: Agnes Miegel. Leben und Werk. Husum 2004, S. 64f.



Abb. 4:  
 „Mutter Ostpreussen“ – Agnes Miegel  
 auf der *Website der ostpreußischen  
 Kreisgemeinschaft Wehlau*.  
[http://www.kreisgemeinschaft-wehlau.  
 de/Stobingen%20Alt/](http://www.kreisgemeinschaft-wehlau.de/Stobingen%20Alt/),  
 Bildarchiv Nr. 104-0087.

hier vom zentralen Element der Heimat zum Attribut der Heimat selbst. In der Auflage von 1959 hieß es kategorisch: „Heimat ist mütterlich, ist Lebenschoß.“<sup>39</sup>

Heimat wird häufig über die traditionelle Geschlechterordnung konstruiert: Sie gilt als weibliche Sphäre des Bewahrens, des kontinuierlichen und natürlichen Lebenskreislaufes, die in der Regel von Frauen repräsentiert und verkörpert wird. Männer dagegen stellen das dynamische Moment dar. Sie entfernen sich von der Heimat, ziehen aus, sehnen sich zurück und kehren heim. Männer sind auch diejenigen, die den weiblichen Heimatraum im Krieg verteidigen.<sup>40</sup> Während des Zweiten Weltkriegs, vor allem in der letzten Phase, als er auf deutsches Reichsgebiet zurückschlug, wurde immer wieder propagandistisch auf die Heimat als zu verteidigender Raum rekurriert, der von Frauen und Kindern bevölkert und damit mütterlich besetzt

39 Heinen, Anton: Artikel „Heimat“. In: Staatslexikon, im Auftrag der Görres-Gesellschaft, hg. von Hermann Sacher. Bd. 2. 5. Aufl., Freiburg 1927, Sp. 1147–1150, hier Sp. 1147; Köhler, Oskar: Artikel „Heimat“. In: Staatslexikon. Recht, Wirtschaft, Gesellschaft, hg. von der Görres-Gesellschaft. Bd. 4, 6. Aufl., Freiburg 1959, Sp. 56–59, hier Sp. 57.

40 Ecker, Gisela: „Heimat“: Das Elend der unterschlagenen Differenz. In: Dies. (Hg.): Kein Land in Sicht. Heimat – weiblich? München 1997, S. 7–31, hier S. 13.

war. So hieß es bereits 1941 in dem vom Deutschen Winterhilfswerk herausgegebenen Hausbuch *Ewiges Deutschland*: „Landschaft und Volkstum sind nur Gleichnisse dessen, dem unsere tiefste Sehnsucht gilt. Das letzte Gleichnis der Heimat aber ist die Mutter.“<sup>41</sup> Heimat wurde so über das Motiv der Mutter zur Legitimationsressource für das Ausharren an der Front.

Die „ödiipale Spur“<sup>42</sup> im Heimatdiskurs, die sich hier bemerkbar macht, setzte sich nach dem Krieg ungebrochen fort. Im Heimatjahrbuch des Kreises Ahrweiler in Rheinland-Pfalz wurde die mütterliche Heimat nun christlich kontextualisiert und damit zusätzlich sakralisiert. Unter der Überschrift „Was ist Heimat?“ hieß es hier 1953: „Wenn deine Religion die christliche, d.h. die Religion der Liebe ist, so fühlst du dich mit den heiligen Banden der Liebe an deine Heimat geknüpft, fühlst aber auch deine heilige Liebesverpflichtung gegen die Heimat. Wer hat dir die Heimat gegeben? Ist es nicht ähnlich dem, was deine Mutter dir gegeben hat? Darum spricht man auch von Mutter Heimat, und man fühlt sich mit der Heimat ähnlich verwachsen wie mit der Mutter.“<sup>43</sup>

Diente die Feminisierung und Maternisierung der Heimat im Krieg der Motivation im Kampf, so erhielt sie nach dem Krieg eine entlastende Funktion. Es ist wohl kein Zufall, dass die mütterliche Heimat im Görres-Staatslexikon von 1959 im Gegensatz zur diskreditierten ‚Nation‘ gesehen wurde, als dem „Vaterland“, das eine „männlich-geschichtliche Gründung“ sei.<sup>44</sup> Die affektiven Besetzungen der Heimat dagegen konstruieren über das Familien- und Mutterbild einen unpolitischen und unschuldigen Ort, der moralisch intakt geblieben zu sein scheint. Die mütterlich besetzte Heimat ist im Krieg immer nur zu schützendes Opfer, nie kämpfender Akteur. Sie kann daher als unbeschädigtes Ursprungsidyll imaginiert werden.<sup>45</sup> Die Maternisierung der Heimat als „Mutterland“<sup>46</sup> stellt insofern ein Verfahren

41 Zit. nach *Ecker* (wie Anm. 40), S. 14.

42 *Ecker* (wie Anm. 40), S. 10.

43 *Heinen, Anton*: Was ist Heimat? In: Heimatjahrbuch des Kreises Ahrweiler (1953), S. 54, hier zit. nach [www.kreis.aw-online.de/kvar/VT/hjb1953/hjb1953.15.htm](http://www.kreis.aw-online.de/kvar/VT/hjb1953/hjb1953.15.htm), letzter Zugriff am 3.6.2009.

44 *Köhler* (wie Anm. 39), Sp. 57.

45 Vgl. *Confino, Alon*: „This lovely country you will never forget“. Kriegserinnerungen und Heimatkonzepte in der westdeutschen Nachkriegszeit. In: Knoch, Habbo (Hg.): Das Erbe der Provinz. Heimatkultur und Geschichtspolitik nach 1945. Göttingen 2001, S. 235–251, hier S. 243f.; *Brockmann, Doris*: Heimat–Himmel–Mutter. Feministisch-theologische Miszelle zum vierten Mariendogma. In: *Ecker* (wie Anm. 40), S. 81–91, hier S. 90.

46 Schlesien unser Mutterland. In: *Der Schlesier*, 8 (1956), Nr. 31, Folge 1 (August 1956), hier zit. nach *Haubold-Stolle* (wie Anm. 35), S. 442.

der „Dekontaminierung der Heimat“<sup>47</sup> dar, das einen Raum konstruiert, der von historischer Schuld unbelastet erscheint. Heimat blieb so auch für die Vertriebenen „Raum der Unschuld und diente damit der Abwehr jeder Auseinandersetzung mit eigenem historischen Versagen“.<sup>48</sup>

Für die Vertriebenen erhielt die Heimat aufgrund der erzwungenen räumlichen Entfernung und der damit verbundenen Verlusterfahrungen eine zusätzliche, oft geradezu emphatische Bedeutung. Als Ort des Ursprungs und der Kindheit, der Geborgenheit und Harmonie, des Heilseins und des Friedens bot das Bild der Heimat vielen Vertriebenen ein paradiesisches Gegenbild zur oft harten Realität der Nachkriegszeit in den Aufnahmegebieten im Westen und diente somit als Kompensation einer „nichtsatisfaktionierende[n] Gegenwart“<sup>49</sup>. Das damit zusammengebrachte Bild der Mutter und die Imagination der Rückkehr in den Mutterschoß vermittelten eine rückwärtsgewandte Vision von Ganzheit und Unversehrtheit, von der Aufhebung von Schmerz, Verlust und auch Schuld.<sup>50</sup>

Bis heute verbinden sich im Motiv der Mutter-Heimat Mythen des verlorenen Paradieses und der verlorenen Kindheit. Beim Pflingstreffen der Siebenbürger Sachsen 2009 meinte z.B. ein Redner, dass „die alten, vertrauten und auch verklärten Bilder“ im Rückblick einen „verführerischen, fast paradiesischen Glanz“ erhielten, weil sie „die unbeschwerten, heiteren Jahre der Kindheit und Jugend in der alten Heimat“ beinhalteten.<sup>51</sup> Die Heimat im Osten als ‚verlorenes Paradies‘ der im Osten zurückgelassenen Kindheit ist in der Vertriebenenliteratur ein geläufiger Topos, der insbesondere von einer breiten Literatur evoziert wird, die nicht immer einen literarischen, aber meist einen hohen sentimental und emotionalen Wert hat.<sup>52</sup> Die darin eingenommene und beibehaltene Kinderperspektive wirkt insofern entlas-

47 Knoch (wie Anm. 12), S. 283.

48 Haubold-Stolle (wie Anm. 35), S. 428.

49 Greverus, Ina-Maria: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt/Main 1972, S. 46.

50 Vgl. Wenk, Silke: Die Mutter in der Mitte Berlins: Strategien der Rekonstruktion eines Hauptstadtzentrums. In: Ecker, Gisela (Hg.): Kein Land in Sicht. Heimat – weiblich? München 1997, S. 33–55, hier S. 55; Wenk, Silke und Insa Eschebach: Soziales Gedächtnis und Geschlechterdifferenz. Eine Einführung. In: Dies./Jacobeit (wie Anm. 1), S. 13–38, hier S. 22.

51 Petri, Volker: In Frieden Zukunft gestalten. In: Siebenbürgische Zeitung, 5.6.2009, [www.siebenbuerger.de/zeitung/artikel/verband/8938-volker-petri-in-frieden-zukunft.html](http://www.siebenbuerger.de/zeitung/artikel/verband/8938-volker-petri-in-frieden-zukunft.html), letzter Zugriff am 5.6.2009.

52 Vgl. Sacha, Magdalena I.: Der Topos Masurens als verlorenes Paradies in der deutschsprachigen Literatur Ostpreußens. In: Neumann, Bernd; Albrecht, Dietmar; Talarczyk, Andrzej (Hg.): Literatur. Grenzen. Erinnerungsräume. Erkundungen des deutsch-polnisch-baltischen Ostseeraums als einer Literaturlandschaft. Würzburg 2004, S. 85–107.

tend, als sie notwendigerweise nur eine beschränkte Sichtweise auf eine vermeintlich heile Welt der Heimat bietet und das zum Erinnerungszeitpunkt eigentlich vorhandene Wissen über die unheilen Bestandteile der Heimat, die zum späteren Heimatverlust mit beigetragen haben, nicht zu aktualisieren braucht. Die Heimat wird aus der Kinderperspektive vielmehr in „matri-soziale Zusammenhänge“ eingebettet, die auch die Landschaft als mütterlich assoziiert.<sup>53</sup>

Weil die Bindung zur Mutter als natürlich, unauflösbar und sakral gilt, begründet sie in der Kombination mit dem Heimatbegriff die Vorstellung eines letztlich anthropologisch begründeten territorialen Anspruches, die in ein Tabu des Verzichts mündet. Dieser Zusammenhang kommt etwa zum Ausdruck, wenn es zum Tag der Heimat 2008 in Siegen heißt: „Heimat ist das Teuerste – wie eine Mutter, die man nicht aufgibt“.<sup>54</sup> Die Trennung von der Mutter-Heimat erscheint demzufolge als ein brutaler und widernatürlicher Eingriff. In einem Schlesien-Bildband aus den 1950er Jahren heißt es, die Vertriebenen hätten Grund, „sich einem Kinde zu vergleichen, dem die Mutter entrissen wurde“.<sup>55</sup> Das Verschwimmen von Heimat und Mutter wird in zahlreichen Bildern von Müttern und Kindern während der Flucht und Vertreibung bzw. danach immer wieder implizit aktualisiert. Deutlich wird das z.B. an einer Foto-Text-Montage, die 1961 in dem Band *Der neben Dir* im katholischen Don-Bosco-Verlag erschien.<sup>56</sup>

In dem Text, der den Titel „Heimat“ trägt und in dem es um den Wert der Heimat geht, den man erst dann erkenne, wenn sie verloren sei, heißt es abschließend: „Jeder Heimatvertriebene wird es dir bestätigen, dass das Mutterlied gleichermaßen auch für die Heimat gilt: ‚Wenn du noch eine Heimat hast, / So danke Gott und sei zufrieden. / Nicht allen auf dem Erdenrund / Ist dieses hohe Glück beschieden.‘“ Das zugrunde liegende Mutterlied aus dem 19. Jahrhundert von Friedrich Wilhelm Kaulisch – heute noch immer gern an Muttertagen zitiert – spricht im Original nicht von der ‚Heimat‘ sondern von ‚Mutter‘. Die textliche Übertragung der Mutter-Kind-

53 *Joachimsthaler, Jürgen*: Die Semantik der Erinnerung. Verlorene Heimat – mythisierte Landschaften. In: Mehnert, Elke (Hg.): *Landschaften der Erinnerung. Flucht und Vertreibung aus deutscher, polnischer und tschechischer Sicht*. Frankfurt/Main u.a. 2001, S. 188–227, hier S. 203f.

54 Zit. nach *Erinnern und Verstehen*. BdV-Kreisverband feierte „Tag der Heimat“ in der Bismarckhalle. In: *Siegener Zeitung* vom 30.9.2008, [www.siegener-zeitung.de/nachrichten/aktuell/region/siegen/1/article/95/erinnern-und-verstehen.html](http://www.siegener-zeitung.de/nachrichten/aktuell/region/siegen/1/article/95/erinnern-und-verstehen.html), letzter Zugriff am 30.9.2008.

55 *Ulitz* (wie Anm. 33), S. 3.

56 *Pabel, Hilmar* und *Max Rössler*: *Der neben Dir*. Kurzbetrachtungen in Wort und Bild. München 1961, S. 55f.



Abb. 5:  
Hilmar Pabel: Flüchtlingsfrau mit  
Kind (1945). Aus: *Pabel, Hilmar  
und Max Rössler: Der neben Dir.*  
Kurz Betrachtungen in Wort und  
Bild. München 1961, S. 55.

Bindung vom ursprünglichen Gedicht auf die Bindung an die Heimat als Mutter im veränderten Text wird im nebenstehenden Foto visuell begleitet und veranschaulicht.

Auf dem Bild des bekannten Fotografen Hilmar Pabel (Abb. 5) sieht man eine Flüchtlingsfrau, die ein Kind an der Hand hält. Die Mutter umfasst das Handgelenk des Kindes, dessen Hand sie unter ihrem Mantel birgt. Der Arm des Kindes stellt quasi die Nabelschnur zwischen dem Kind und dem Schoß der Mutter dar. Die solchermaßen als natürlich und lebensnotwendig visualisierte Bindung zwischen Mutter und Kind wird noch verstärkt durch das Festhalten des Kinderarmes durch die Mutter. Der entschiedene Blick der Mutter und ihre frontale Blickrichtung in die Kamera, d.h. auf den Betrachter des Bildes, unterstreicht das hartnäckige Beharren auf dieser Bindung, die unauflösbar erscheint. Die analoge Übertragung im illustrierenden Bild führt dazu, dass auch hier die Bindung des Kindes zur Mutter mit der Bindung zur Heimat verschwimmt, indem die Mutter zur ‚Heimat‘ wird. Die Trennung von der Heimat kommt einer Trennung eines Kindes von der Mutter gleich.

Das Motiv des Mantels, unter dem die Hand des Kindes geborgen ist, erinnert dabei an die Figur der Schutzmantelmadonna, die im katholi-



Abb. 6:  
Schutzmantelmadonna in Lohne. Aus:  
*Bund der Vertriebenen – Vereinigte Lands-  
mannschaften und Landesverbände* (Hg.):  
Mahn- und Gedenkstätten der deutschen  
Heimatvertriebenen. Bonn 2008, S. 278.

schen Vertriebenenmilieu weit verbreitet ist. Die lebensgroße Königsteiner *Mutter der Vertriebenen* von 1952 war hierfür paradigmatisch und wurde in den nachfolgenden Jahrzehnten häufig kopiert oder nachgeahmt.<sup>57</sup> Anfang der 1990er Jahre noch wurde im katholisch geprägten Lohne im Oldenburger Münsterland auf einem öffentlichen Platz von der Stadt eine Schutzmantelmadonna aufgestellt, die den in der Stadt sesshaft gewordenen Vertriebenen gewidmet wurde. Unter ihrem Mantel birgt sie eine Gruppe von Frauen, Kindern und Alten mit Fluchtgepäck, die „an das Leid der 12 Millionen Deutschen“ erinnern sollen, die als Flüchtlinge und Vertriebene nach dem Krieg des besonderen Schutzes bedurften.<sup>58</sup> Dem Symbol des Mantel Mariens wird traditionell deshalb eine besondere Bedeutung zugeschrieben, weil er der Schutzmantel des Jesuskindes gewesen sei und dabei an eine alte, bis in die Antike und in biblische Zeiten zurückreichende Rechtssymbolik der Schutzgewährung oder Adoption anknüpft.<sup>59</sup>

<sup>57</sup> Vgl. Scholz (wie Anm. 25), S. 295f.

<sup>58</sup> Dräger, Benno: „... die Spuren von Flucht und Vertreibung ...“. Erinnerungspunkte im öffentlichen Raum Lohnes zum Thema Flucht und Vertreibung. In: „Alle fingen wir neu an ...“ – Lohne 1945–1955, hg. vom Industrie Museum Lohne. Lohne 2005, S. 195–200, hier S. 197. Vgl. zur Einweihung: Oldenburgische Volkszeitung vom 23.10.1991.

<sup>59</sup> Angenendt, Arnold: Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart. München 1994, S. 192f.

Den Vertriebenen diene das Motiv der schützenden Gottesmutter zunächst als Chiffre für ihr Bedürfnis nach Schutz und Aufgehobensein.<sup>60</sup> Wie der Volkskundler Alfred Karasek-Langer schon 1955 feststellte, wurde die Muttergottes aber auch „fast immer [...] mit der verlorenen Heimat in Beziehung gebracht“.<sup>61</sup> Die Elemente ‚Mutter‘, ‚Maria‘ und ‚Heimat‘ gingen im Diskurs ineinander über, luden sich gegenseitig emphatisch auf und waren oft kaum noch voneinander zu trennen. So wurde z.B. in dem Gedicht *Mutter Heimat* des westböhmisches Dichters Alfred Görgl, das in den 1950er Jahren in sudetendeutschen Heimatkalendern zu lesen war, die Heimat mit dem Motiv der Schmerzensmutter identifiziert, wenn es hieß „Sieben Schwerter dir im Herzen stecken / o Heimat, schmerzenreiche Mutter du“.<sup>62</sup> Auch in der *Schlesischen Marienklage*, die 1950 in der Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln erschien, wurde das Bild der Heimat wie im Flintbeker Denkmal als Schmerzensmutter aktualisiert, die um die von ihr getrennten Landeskinder trauert: „Stumm blickt das bleiche Antlitz einer Schmerzensmutter in die unheimliche Leere der Landschaft. [...] Die heilige Jungfrau auf dem Warthaberg im stimmungsvollen Neißetal weint weiter, wie schon zur Zeit der Hussitenstürme, um ihre verwaisten Landeskinder.“<sup>63</sup>

Diese Identifizierung der Heimat mit der Gottesmutter Maria lässt sie als einen sakralen Ort erscheinen, als einen Ort der Unbeflecktheit, der Reinheit und der Unschuld. Im Umkehrschluss muss die Vertreibung aus der Heimat nicht nur als widernatürliche Trennung von der Mutter, sondern auch als frevelhaftes Sakrileg erscheinen, als ein gewaltsames Eindringen in das mütterliche Paradies, aus dem die unschuldigen Kinder vertrieben werden.<sup>64</sup> Indem die Menschenmutter Eva, die im biblischen Ursprungsmythos die kausale Verbindung der Vertreibung aus dem Paradies mit dem Sündenfall repräsentiert, durch die Figur der unbefleckten Gottesmutter Maria ersetzt wird, wird der biblische Zusammenhang zwischen der Vertreibung aus dem

60 Fendl, Elisabeth: „Auch die Seele braucht eine Heimat!“ Kirchengebäude in Heimatvertriebenengemeinden als Orte der Identifikation. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 45 (2003), S. 53–80, hier S. 65.

61 Karasek-Langer, Alfred: Volkskundliche Erkenntnisse aus der Vertreibung und Eingliederung der Ostdeutschen. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 1 (1955), S. 11–65, hier S. 55.

62 Zit. nach Weger, Tobias: Die katholische Rhetorik bei den vertriebenen Sudetendeutschen in der Nachkriegszeit. In: Bohemia, 45 (2004), Heft 2, S. 454–468, hier S. 466.

63 Schlesische Marienklage. In: Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln, Nr. 11, 28.5.1950, S. 165.

64 Zum sakralisierenden Moment von Frauen-Motiven in Vertriebenenendenkmälern vgl. auch Scholz (wie Anm. 25).



Paradies und der zugrunde liegenden Schuld seiner Bewohner aufgehoben.<sup>65</sup> In dem Foto von Hilmar Pabel wird beides aktualisiert: die Feminisierung der Heimat als Mutter-Maria und die Infantilisierung der Vertriebenen als unschuldige Kinder.

## II. „Mutterliebe“ – Das Motiv der Mutter mit Kind

Das Foto von Hilmar Pabel (Abb. 5), der nach dem Krieg einer der bekanntesten und erfolgreichsten bundesdeutschen Pressefotografen wurde, war noch im Krieg entstanden, vermutlich im Januar 1945. Pabel hatte die Flüchtlingsfrau mit Kind als Fotograf der 1. Propaganda-Einsatz-Abteilung offenbar im Rahmen einer Fotoserie über die Verteidigungslinien bei Potsdam aufgenommen.<sup>66</sup> Schon in den Jahren zuvor hatte er als Propagandafotograf die Deutschen wiederholt als Opfer in Szene gesetzt: als Opfer von Fremdherrschaft und „Tschechenterror“, von „rassisch minderwertigen polnischen Eindringlingen“, von amerikanischen Bomben oder von jüdischen „Schmarotzern und Parasiten“.<sup>67</sup> Pabels Bild der Flüchtlingsfrau erschien zunächst 1954 in dem Fotoband *Jahre unseres Lebens* mit anderen Bildern Pabels aus den Kriegsjahren, die zusammen eine „Ikonografie der Unschuld des deutschen Volkes“ entwickelten.<sup>68</sup> In den nachfolgenden Jahren und Jahrzehnten wurde das Foto, das seine besondere Anmutungsqualität vor allem durch den direkten Blick der Frau in die Kamera und damit auf den Betrachter erhält, immer wieder reproduziert und verbreitet. Es erschien z.B. 2001 auf dem Cover der Videoausgabe der 5-teiligen ZDF-Dokumentation *Die große Flucht* von Guido Knopp oder 2008 als Titelbild einer Sammlung von Zeitzeuginnenberichten über Flucht und Vertreibung.<sup>69</sup>

Nicht nur durch das bekannte Foto von Hilmar Pabel ist das Motiv von Mutter und Kind in das kollektive Bildgedächtnis zum Komplex von Flucht und Vertreibung eingegangen. Es wird durch zahlreiche weitere

65 Hahn, Eva und Hans-Henning Hahn: Mythos „Vertreibung“, in: Hein-Kircher, Heidi und Hans-Henning Hahn (Hg.): Politische Mythen im 19. und 20. Jahrhundert in Mittel- und Osteuropa. Marburg 2006, S. 167–188, hier S. 184.

66 Sachsse, Rolf: Unscharfe Übergänge. Zur Situation der deutschen Fotografie im Jahr 1945. In: Arnhold, Hermann (Hg.): 1945 im Blick der Fotografie. Kriegsende und Neuanfang. Münster 2005, S. 71–76, hier S. 73.

67 Zit. nach Loewy, Hanno: „... ohne Masken“. Juden im Visier der „Deutschen Fotografie“ 1933–1945. In: Honnef, Klaus; Sachsse, Rolf; Thomas, Karin (Hg.): Deutsche Fotografie. Macht eines Mediums 1870–1970. Köln 1997, S. 135–149, hier S. 144f.; Loewy, Hanno: Offener Brief an Gottfried Jäger. In: Fotogeschichte, 12 (1992), Heft 44, S. 66–68, hier S. 67.

68 Schmidt-Linsenhoff, Viktoria: Die Verschlusszeit des Herzens. In: Fotogeschichte, 12 (1992), Heft 44, S. 53–64, hier S. 63.

69 Neary, Brigitte (Hg.): Frauen und Vertreibung. Zeitzeuginnen berichten. Graz 2008.



Abb. 7: Vertriebenenendenkmal in Ahlen. Aus: *Bund der Vertriebenen – Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände* (Hg.): *Mahn- und Gedenkstätten der deutschen Heimatvertriebenen*. Bonn 2008, S. 298.



Abb. 8: Vertriebenenendenkmal in Pforzheim. Aus: *Bund der Vertriebenen – Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände* (Hg.): *Mahn- und Gedenkstätten der deutschen Heimatvertriebenen*. Bonn 2008, S. 53.

Bilder ergänzt, die ebenfalls Frauen und Kinder auf der Flucht oder während der Vertreibung zeigen. Seit den 1980er Jahren wird das Mutter-Kind-Motiv zunehmend auch in Vertriebenenendenkmälern verwendet – offenbar unter Rückgriff auf entsprechende Bilder, die zu dieser Zeit im visuellen Gedächtnis bereits verankert waren. An das Pabel-Foto mit der ungewöhnlichen frontalen Blickrichtung der Flüchtlingsfrau erinnert zum Beispiel ein Denkmal, das 1995 im westfälischen Ahlen errichtet wurde. In der lebensgroßen Bronzeskulptur, die auf einem Steinsockel steht, auf dem die Wappen von Vertreibungsgebieten angebracht sind, ist wie im Pabel-Foto ein Kind durch seinen Arm mit einer neben ihm stehenden Frau verbunden, die darüber hinaus noch ein weiteres Kind im Arm trägt. (Abb. 7)

Das Kind im Arm der Mutter wiederum ist das zentrale Motiv in einem Vertriebenenendenkmal, das 1994 in Pforzheim errichtet wurde. Das Denkmal,



Abb. 9: Cover des Buches „Mitleid war von niemand zu erwarten“. Verwendung eines Fotos von Frederick Ramage.

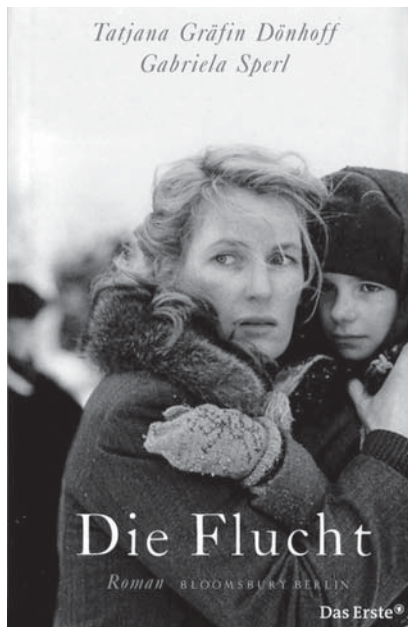


Abb. 10: Cover des Buches zum Film „Die Flucht“ (2007).

das den Titel „Mutterliebe“ trägt,<sup>70</sup> besteht aus einer weiblichen Halbfigur aus Bronze auf einem Sandsteinsockel. (Abb. 8) Die Figur hält drei kleine Kinder in ihren Armen, denen sie auch ihren Kopf zuneigt, so dass sich die Köpfe von Frau und Kindern berühren.<sup>71</sup> Auch dieses Motiv ist bereits seit Jahrzehnten im visuellen Gedächtnis zum Thema Flucht und Vertreibung installiert, etwa durch das Foto des amerikanischen Bildreporters Frederick Ramage aus dem Jahr 1945, das ebenfalls das Brustbild einer Mutter zeigt, die ein Kind auf dem Arm an sich schmiegt. Auch dieses Foto ist immer wieder reproduziert worden. Es diente z. B. als Titelbild für eine 2005 von dem Journalisten Ulrich Völklein veröffentlichte Sammlung von Erlebnisberichten (Abb. 9) und für eine 2007 im Weltbild-Verlag als Buch heraus-

70 Vgl. Mal der Hoffnung übergeben. In: Pforzheimer Kurier vom 27.6.1994; Mahn- und Gedenkstätten (wie Anm. 30), S. 53.

71 Dieselbe Figur war bereits ein Jahr zuvor in einer Ausführung aus Stein auch auf dem Friedhof in Vaihingen als Denkmal für die Heimatgruppe der Jauerniger aus dem Sudetenland aufgestellt worden, für die Vaihingen seit 1955 eine Patenschaft unterhält. Vgl. Mahn- und Gedenkstätten (wie Anm. 30), S. 72; [www.vaihingen.de/d/2313](http://www.vaihingen.de/d/2313), letzter Zugriff am 18.11.2009.



Abb. 11: Lukas Cranach, Maria Hilf (1537), St. Jakobskirche Innsbruck. Wikimedia Commons.



Abb. 12: Willem Key, Beweinung Christi (erstes Drittel des 16. Jh.), Alte Pinakothek München. Wikimedia Commons.

gegebene Zusammenstellung von Zeitzeugenberichten, welche die Bild-Zeitung anlässlich des ARD-Fernsehfilms *Die Flucht* unter ihren Lesern gesammelt hatte.<sup>72</sup> Auch in der umfangreichen Werbung für den zweiteiligen Film, der im März 2007 lief und der erfolgreichste ARD-Fernsehfilm der letzten zehn Jahren war, sowie auf dem Cover des dazugehörigen Buches und der DVD steht das Motiv von Mutter und Kind im Mittelpunkt (Abb. 10).

Unübersehbar bei diesem Bildmotiv ist das sakralisierende Moment durch die ikonographische Anknüpfung an die seit Jahrhunderten etablierte Darstellung der Madonna mit dem Jesuskind. Es entspricht dem seit dem 12. Jahrhundert verbreiteten Motiv der Elëusa (griech. für die Mitleidende, die Erbarmerin), in dem Maria das Jesuskind auf dem Arm trägt und sich ihm liebevoll zuwendet.<sup>73</sup> Zahlreiche berühmte und vielfach kopierte Darstellungen dieses

72 Völklein, Ulrich: Mitleid war von niemand zu erwarten. Das Schicksal der deutschen Vertriebenen. München 2005; Reuth, Ralf Georg (Hg.): Deutsche auf der Flucht. Zeitzeugen-Berichte über die Vertreibung aus dem Osten. Augsburg 2007.

73 Kolb, Karl: Typologie der Gnadenbilder. In: Beinert, Wolfgang und Heinrich Petri (Hg.): Handbuch der Marienkunde. 2. völlig neu bearbeitete Auflage, Regensburg 1997, S. 449–483, hier S. 457–462.

Typs haben dazu beigetragen, dass dieses Motiv im abendländischen kollektiven Bildgedächtnis fest verankert ist. (Abb. 11 und Abb. 12)

Eine sakrale Aura wird demzufolge auch bei säkularen Darstellungen, die mit dieser Pose arbeiten, automatisch aufgerufen. Das Attribut der Heiligkeit strahlt auf das Mutter-Kind-Motiv generell aus und verbindet sich mit anderen Attributen, die mit diesem Motiv traditionell mitschwingen. Das sind insbesondere die Attribute der Unschuld und der Verletzbarkeit bzw. der Opferung. Sie gehen ebenfalls auf christliche Vorstellungskomplexe zurück. Denn zum einen gelten sowohl Jesus als auch Maria als von der Erbsünde der Menschen ausgenommen und damit prinzipiell ohne Schuld. Zum anderen verweist das Elëusa-Motiv Marias mit dem Jesuskind ikonographisch auch auf das Motiv der Beweinung Jesu nach der Kreuzesabnahme, in dem der ohne Schuld geopfert Sohn wieder in den Armen der Mutter liegt, „symbolisch in den Schoß der Mutter zurückgebettet“<sup>74</sup>.

Unschuld, Verletzbarkeit, Sakralität – Die Kunsthistorikerin Silke Wenk hat kürzlich darauf hingewiesen, dass nicht zufällig die in Mitleidenschaft gezogene Zivilbevölkerung in der Kriegsberichterstattung westlicher Tradition visuell über das Bild von „FrauenundKindern“ repräsentiert wird. Damit sollten oft nicht nur Mitgefühl erregt, sondern auch Verstöße gegen das Völkerrecht belegt werden. Das Bild der Verletzbarkeit und „Verletzungs-offenheit“ von „FrauenundKindern“ diene im übrigen nicht nur dazu, den Krieg oder eine bestimmte Kriegsführung zu desavouieren, sondern auch als Appell an die männliche Kampfbereitschaft zugunsten der zu schützenden Frauen und Kinder.<sup>75</sup> In diesem Zusammenhang ist auch auf die NS-Propagandabilder gerade zum Ende des Zweiten Weltkrieges zu verweisen, auf denen deutsche Frauen mit Kindern in ähnlicher Pose als potentielle Opfer des sowjetischen Bolschewismus erscheinen, der in der Regel als bestialisierter und damit entmenslichter Gegner erscheint. (Abb. 13) Auch das Pabel-Foto der Flüchtlingsfrau war, wie generell die meisten erhaltenen Fotografien von der Flucht der ostdeutschen Zivilbevölkerung vor der Front, noch im Kontext der NS-Propaganda entstanden.<sup>76</sup>

Im bundesdeutschen Bildgedächtnis wurde und wird dieses Motiv der Frauen und Kinder auf die Vertriebenen generell übertragen. So sind die Denkmäler in Ahlen und Pforzheim nicht allein den Frauen, sondern den Vertriebenen

74 Koschorke (wie Anm. 27), S. 45.

75 Wenk, Silke: Sichtbarkeitsverhältnisse: Asymmetrische Kriege und (a)symmetrische Geschlechterbilder. In: Hentschel, Linda (Hg.): Bilderpolitik in Zeiten von Krieg und Terror: Medien, Macht und Geschlechterverhältnisse. Berlin 2008, S. 31–49, hier S. 33–35.

76 Vgl. Paul (wie Anm. 4).



Abb. 13:  
NS-Propagandaplakat (1945).  
*Krause, Jürgen*: 1945 – Konkurrenz  
der Plakate? Zwischen Krise und  
Comeback eines vielstrapazierten  
Bildmediums. In: Arnhold, Hermann  
(Hg.): 1945 im Blick der Fotografie.  
Kriegsende und Neuanfang. Münster  
2005, S. 305-313, hier S. 307  
(dieser aus: Plakate. Jörg Weigelt  
Auktionen. Hannover. Katalog 24,  
Auktion vom 27. Februar 1993,  
Los-Nr. 210).

als den vom Heimatverlust Betroffenen insgesamt gewidmet. Auch das Ramage-Foto von der Mutter mit dem Kind im Arm dient als Titel für ein Buch über „Das Schicksal der deutschen Vertriebenen“ insgesamt (Abb. 9), also auch der Männer.<sup>77</sup> Das Pabel-Foto schließlich erscheint auf dem Cover eines Sammelbandes, der zwar ausschließlich Zeitzeugenberichte von Frauen enthält, aber laut Vorwort eine „Annäherung an das Leid von 14,5 Millionen gewaltsam vertriebenen Deutschen“ herbeiführen soll, womit ebenfalls die Männer eingeschlossen sind.<sup>78</sup> Das Motiv unschuldig leidender Frauen und Kinder wird hier also stillschweigend auch auf die Männer übertragen, die zwar ebenfalls vom Heimatverlust betroffen waren, aber zum Zeitpunkt der Flucht noch als Soldaten an der Front und während der Vertreibung nicht selten noch in Kriegsgefangenschaft waren. Die Absenz der Männer in Text und Bild ermöglicht es, den Zusammenhang mit dem Krieg und der deutschen Kriegsführung, sowie die Frage nach den Ursachen der Flucht und Vertreibung auszublenden. Der Blick auf die deutsche Nation wird so auf die im traditionellen dualistischen Geschlechterbild den Frauen vorbehalten.

<sup>77</sup> *Völklein* (wie Anm. 72).

<sup>78</sup> *Neary* (wie Anm. 69), S. 11.

tene Rolle des passiven Opfers verengt.<sup>79</sup> Das Fehlen wehrhafter Männer ist nicht nur eine enttäuschte Reaktion auf ihr Versagen als Kämpfer und Beschützer,<sup>80</sup> sondern dient auch der Stilisierung der Deutschen als Kollektiv unschuldiger ziviler Opfer. Mit dem Blick auf die Frauen und Kinder wird allein die deutsche Opferrolle in den Blick genommen, die für selbstverständlich gehaltene Unschuld von Frauen und Kindern auf die deutsche Bevölkerung insgesamt übertragen.

Susanne Lanwerd hat im Hinblick auf das Motiv der Piéta darauf hingewiesen, dass das Bild der Frau „in ihrer Mutterliebe“ als ein „jenseits der Geschichte stehendes Wesen“ aufgefasst und deshalb zur Entkontextualisierung und Universalisierung eingesetzt wird.<sup>81</sup> Entsprechend verhält es sich bei dem Mutter-Kind-Motiv im Vertreibungsdiskurs. „[W]enn Mütter ihre Kinder panisch an sich pressen, verlieren historische Kategorien ihren Sinn, die Frage nach politischen Ursachen erscheint zynisch“, gab die Journalistin Evelyn Finger 2007 in der Wochenzeitung *Die Zeit* angesichts des Films *Die Flucht* kritisch zu bedenken und warnte gleichzeitig vor der Ritualisierung emotionsgeladener visueller Darstellungen, die den Status von Ikonen einnehmen.<sup>82</sup> Das universal gültige Bild von Mutter und Kind scheint jenseits der Geschichte zu stehen und die Frage nach dem historischen Kontext zu verbieten.

Die Aura kollektiver Unschuld, die durch die Feminisierung, Maternisierung und Infantilisierung der Vertriebenen erzeugt wird, dient innerhalb des deutschen Viktimisierungsdiskurses dazu, die Deutschen als Opfer zu erinnern. Wie Elizabeth Heinemann gezeigt hat, wurden „Erinnerungen an weibliche Opfer, die zu Erzählungen von deutschen Opfern wurden“<sup>83</sup>, wichtige Elemente einer bundesdeutschen Nachkriegsidentität. Typisch weibliche

79 *Planert, Ute*: Vater Staat und Mutter Germania: Zur Politisierung des weiblichen Geschlechts im 19. und 20. Jahrhundert. In: Dies. (Hg.): Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne. Frankfurt/Main und New York 2000, S. 15–65, hier S. 40.

80 *Orlowski, Hubert*: Tabuisierte Bereiche im deutsch-polnischen Gedächtnisraum. Zur literarischen Aufarbeitung von Flucht, Zwangsaussiedlung und Vertreibung in der deutschen und polnischen Deprivationsliteratur nach 1945. In: Mehnert, Elke (Hg.): Landschaften der Erinnerung. Flucht und Vertreibung aus deutscher, polnischer und tschechischer Sicht. Frankfurt/Main u. a. 2001, S. 82–113, hier S. 103.

81 *Lanwerd, Susanne*: Die Bildformel Pietà. Religiös tradierte Geschlechterbilder in Symbolisierungen des Nationalsozialismus. In: Eschebach/Jacobeit/Wenk (wie Anm. 1), S. 163–180, hier S. 164.

82 *Finger, Evelyn*: Die Ohnmacht der Bilder. In: *Die Zeit* vom 1.3.2007, [www.zeit.de/2007/10/TV-Die-Flucht](http://www.zeit.de/2007/10/TV-Die-Flucht), letzter Zugriff am 4.12.2009.

83 *Heinemann, Elizabeth*: Die Stunde der Frauen. Erinnerungen an Deutschlands „Krisenjahre“ und westdeutsche nationale Identität. In: Naumann, Klaus (Hg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg 2001, S. 149–177, hier S. 150.

Kriegserfahrungen wurden schon bald nach Kriegsende geschlechtsneutral beschrieben, nationalisiert und in einem allgemeinen deutschen Opferdiskurs instrumentalisiert. Bei diesem Transformationsprozess haben entsprechende Visualisierungen von Frauen eine große Rolle gespielt. Das Motiv der Mutter in der visuellen bundesdeutschen Erinnerungskultur an Flucht und Vertreibung, das durch die Mechanismen der Feminisierung, Maternisierung, Infantilisierung und Sakralisierung der Vertriebenen wirksam ist, muss daher auch als Teil einer Strategie der deutschen Selbstviktimsierung und der Entlastung in der Frage nach der deutschen Schuld gesehen werden.





## Von Adlern, Elchen und Greifen.

### Die „verlorene Heimat“ auf öffentlichen Denkmälern und in Straßennamen sowie auf privaten Grabstätten in Nordwestdeutschland

Lässt sich Verlust überhaupt in einer ästhetisch angemessenen Formensprache jenseits von Reduktion, Pathos und Kitsch darstellen? Welche Möglichkeiten bietet dafür der öffentliche Raum? Und konkret, wenn das Begriffspaar Flucht und Vertreibung den Fokus bestimmt, woran wird eigentlich im Einzelfall erinnert: an den Verlust der konkreten Heimat eines Individuums, den Verlust historischer Landstriche oder Territorien eines Staates oder an die Abwesenheit eines abstrakten, vielfach mythisch aufgeladenen Raumes, eines unbestimmten „deutschen Ostens“, der bisher ja je nach Forscherperspektive als „Traumland“<sup>1</sup> oder als Raum deutscher Kolonialansprüche<sup>2</sup> beschrieben wurde?

Diese und viele andere Fragen schwingen automatisch mit, wenn man der Frage nach der materiellen Erinnerung an die „verlorene Heimat“ in Form von Denkmälern nachgeht. Der folgende Beitrag kann dabei keineswegs eine fertige Analyse dieses bislang nur in Ansätzen behandelten Themas<sup>3</sup> erbringen, sondern versteht sich als Versuch, einige Denkanregungen in eine fällige Diskussion einzubringen. Gerade Vertriebenen Denkmäler scheinen nämlich geeignet zu sein, die in den letzten Jahren medial und politisch-rhetorisch gebetsmühlenartig wiederholte These zu widerlegen, der Heimatverlust von Millionen von Deutschen sei nach 1945 in Westdeutschland tabuisiert wor-

- 
- 1 Vgl. *Wippermann, Wolfgang*: Die Deutschen und der Osten. Feindbild und Traumland. Darmstadt 2007; *Thum, Gregor* (Hg.): Traumland Osten. Deutsche Bilder vom östlichen Europa im 20. Jahrhundert. Göttingen 2008.
  - 2 Vgl. etwa *Kopp, Kristin*: Cartographic Claims: Colonial Mappings of Poland in German Territorial Revisionism. In: Finney, Gail (Hg.): The Text as Spectacle: Visual Culture in Twentieth-Century Germany. Bloomington 2006, S. 199–213; oder: *Surynt, Isabella*: Postęp, kultura i kolonializm. Polska a niemiecki projekt europejskiego Wschodu w dyskursach publicznych XIX wieku [Fortschritt, Kultur und Kolonialismus. Polen und das deutsche Projekt für den europäischen Osten in öffentlichen Diskursen des 19. Jahrhunderts]. Wrocław 2006.
  - 3 Vgl. *Retterath, Hans-Werner*: Gedenkstein und Wegweiser. Zur Symbolik von zwei Vertriebenen Denkmälern in Lörrach/Südbaden. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 48 (2006), S. 1–34; *Scholz, Stephan*: „Heute erinnert nichts mehr daran“? – Vertriebenen Denkmäler und Denkmalinitiativen in Oldenburg von 1951 bis 2008. In: Oldenburger Jahrbuch, 109 (2009), S. 167–199.

den, weshalb es heute eine Art Nachholbedarf in dieser Hinsicht gebe. Diese Behauptung kann allenfalls dazu geeignet sein, Förderanträge an öffentliche Institutionen argumentativ zu unterfüttern oder hochrangige Politiker davon zu überzeugen, als Festredner bei jährlich wiederkehrenden, längst ritualisierten Anlässen aufzutreten. Wissenschaftlichen Kriterien hält eine solche Tabu-Argumentation<sup>4</sup> nicht statt, wie die räumliche Dichte von Denkmälern, Straßennamen, aber auch privaten materiellen Erinnerungsformen wie etwa Grabmälern auf Friedhöfen in der Bundesrepublik Deutschland zeigt, ganz zu schweigen von anderen Formen der öffentlichen und privaten Memoria, die hier aus Platzgründen nicht behandelt werden können.

In geographischer Hinsicht fokussieren sich die Betrachtungen von öffentlichen Vertriebenenendenkmälern und privaten Grabstätten von Vertriebenen auf den Nordwesten Deutschlands, genauer gesagt auf das Oldenburger Land und Ostfriesland. Damit ist der Raum zwischen Weser und deutsch-niederländischer Grenze als Untersuchungsgebiet definiert.

#### *Zur Auswahl der behandelten Denkmäler*

Der Begriff des Vertriebenenendkmals wird im Folgenden möglichst weit gefasst: Gemeint ist jede Form der öffentlich gesetzten materiellen Erinnerung, für deren Entstehung Flucht, Vertreibung, Umsiedlung, Aussiedlung oder die Erinnerung an „Heimat“, Herkunftsland, aber auch eine davon deduzierte Interessenspolitik von Verbänden und politischen Parteien maßgeblich waren. Mit anderen Worten: Die ausdrückliche Bezugnahme auf bestimmte Vokabeln („Flucht und Vertreibung“ usw.) oder der Rekurs auf eine künstlerische Konvention werden bei der Auswahl der Objekte nicht als Ausschlusskriterien zugrunde gelegt.

Es muss vorausgeschickt werden, dass es solche Denkmäler im Oldenburger Land und in Ostfriesland – ähnlich wie in anderen deutschen Regionen –

---

4 Das Wort Tabu stammt aus der Sprache der auf Tonga lebenden Südseeinsulaner, aus der es ins Deutsche übernommen wurde. „Tabu“ bedeutet auf Tonga so viel wie „unverletzlich“ oder „unantastbar“ und bezieht sich zum Beispiel auf bestimmte Personen (etwa Häuptlinge) oder bestimmte Orte (Begräbnisplätze, Kultstätten etc.). In den westlichen Gesellschaften bezieht sich dieses Wort in erster Linie auf verbale Äußerungen und Diskurse, wie wir einem Glossar der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder entnehmen können. Demnach sind Tabus „Gegenstände, Taten, Gedanken und Gefühle, die man meiden soll, zum anderen Themen, über die man nicht bzw. nur in bestimmter Art und Weise sprechen darf. Letzteres sind Kommunikationstabus. Kommunikationstabus existieren nicht unabhängig von den tabuisierten Gegenständen, Gedanken, Taten etc. Sie spiegeln in vielfältiger Weise die realen Verhältnisse wider.“; vgl. <http://www.sw2.euv-frankfurt-o.de/VirtuLearn/hs.winter99/iwk/glossar.html>, letzter Zugriff am 17.6.2005.

in großer Zahl in kleineren und größeren Ausführungen gibt. Ihre Zahl dürfte in den kommenden Jahren sogar noch etwas ansteigen.<sup>5</sup> Die mit kleinen Fotografien illustrierte Auflistung dieser Denkmäler in einer vom Bund der Vertriebenen (BdV) erstellten Dokumentation für Niedersachsen ist bei genauer Betrachtung unzureichend und allenfalls als heuristische Ausgangsbasis für eigene Erhebungen brauchbar.<sup>6</sup>

Wohl nur aufgrund der überwiegend flachen topographischen Verhältnisse im Nordwesten entfielen bzw. entfallen in jener Region Deutschlands monumentale Denkmalslösungen, wie man sie etwa aus Mittelgebirgslandschaften kennt. Man denke nur an das 1950 auf Initiative des Zentralverbands vertriebener Deutscher (ZvD) enthüllte Kreuz des Deutschen Ostens auf den Uhlenklippen bei Bad Harzburg<sup>7</sup> oder das im gleichen Jahr auf der Schildwacht bei Geislingen an der Steige aufgestellte Ostlandkreuz<sup>8</sup>. Zu nennen wären in Regionen mit auffallenden Erhebungen auch umfunktionierte oder gar neu errichtete Aussichtstürme mit Gedenk- und Mahnmalsfunktion, etwa der im August 2004 eingeweihte Nachbau des einstigen Altvaterturms auf dem Wetzstein bei Lehesten im Thüringer Wald.<sup>9</sup> Wären in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland sämtliche Denkmalsideen realisiert worden, die jemals in den Heimatblättern der Vertriebenenorganisationen abgedruckt bzw. zum Teil auch in Archiven dokumentiert wurden, gäbe es heute wohl kaum eine Erhöhung in Deutschland, die nicht mit einem solchen Großdenkmal versehen worden wäre. Solche monumentalen Lösungen schieden und scheiden im deutschen Nordwesten aus. An der Nordseeküste wären vermutlich bei der Zeichensetzung nautische Bestimmungen mit

- 
- 5 Eine vom Verfasser in den Jahren 2005–2006 bei sämtlichen Kommunen des Oldenburger Landes durchgeführte schriftliche Anfrage ergab einen Rücklauf von etwa 40 Prozent. Eine Reihe von Gemeinde- bzw. Stadtvertretern gaben an, dass in ihrem Bereich die Errichtung neuer Denkmäler, zumeist unter Einbindung des Bundes der Vertriebenen, geplant sei.
  - 6 Vgl. Mahn- und Gedenkstätten. Niedersachsen: 28832 Achim – 31139 Hildesheim. Hg. vom *Bund der Vertriebenen*. Bonn o. J.; Mahn- und Gedenkstätten. Niedersachsen: 37603 Holzminden – 31515 Wunstorf. Hg. vom *Bund der Vertriebenen*. Bonn o. J.
  - 7 Vgl. Kreuz des deutschen Ostens. In: *Kaminsky, Annette* (Hg.): *Orte der Erinnerung. Gedenkzeichen, Gedenkstätten und Museen zur Diktatur in SBZ und DDR*. Berlin 2007, S. 280.
  - 8 Vgl. Festschrift zur Ostlandkreuz-Weihe am 1. und 2. Juli 1950. Geislingen an der Steige/Württemberg. Hg. vom *Landesverband der Vertriebenen Deutschen, Kreisverband Geislingen*. Geislingen an der Steige 1950.
  - 9 Vgl. [www.altvaterturm.de](http://www.altvaterturm.de), letzter Zugriff am 11.8.2009. Als Vorbild diente der 1903–1908 auf dem Altvater/Praděd errichtete historistische Turm, der nacheinander die Namen Habsburgwarte, Altvaterwarte und Adolf-Hitler-Turm getragen hatte. 1959 war er wegen Baufälligkeit von den tschechoslowakischen Behörden abgebrochen worden.

ihrem System an Leuchttürmen und Baken zu berücksichtigen gewesen. Ferner hat in Norddeutschland auf dem platten Lande das dichte Netz von Windgeneratoren eine neue Form von „landmarks“ geschaffen, die an Höhe und Auffälligkeit nur schwerlich zu übertreffen wären. Deshalb ist die Denkmalskultur im hier untersuchten geographischen Bereich vor allem auf innerörtliche Lösungen angewiesen. Nicht besonders betont werden muss auch die politische Bereitschaft, solche Denkmäler errichten zu wollen, die häufig über Verbands- und Parteienvertreter in den kommunalen Gremien artikuliert wurde. Das Gedenken an die Vertreibung reicht – entgegen dem weit verbreiteten Stereotyp, dieses Thema sei in der deutschen Öffentlichkeit Jahrzehnte lang „tabuisiert“ worden – bis in die Nachkriegsjahre zurück. So fasste etwa der Rat der südlich des Jadebusens gelegenen Stadt Varel bereits am 28. April 1948 folgenden Beschluss, der ins Ratsprotokoll Eingang fand: „Vor Eintritt in die Tagesordnung brachte Mitglied K. folgende Erklärung der Fraktion der CDU und FDP ein: [...] Der Stadtrat wolle beschließen, zu Beginn jeder Ratssitzung auf den völkerrechtswidrigen Raub der Ostgebiete hinzuweisen und im Namen der Menschlichkeit zu fordern, dass dieses Unrecht und damit die furchtbare Not der Ostvertriebenen beseitigt wird. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen.“<sup>10</sup>

Der folgende Beitrag verzichtet auf einen präzisen historischen Abriss und konzentriert sich stattdessen auf die Phänomenologie bestehender Denkmäler. Dennoch werden die ausgewählten Beispiele in einer gewissen chronologischen Ordnung gezeigt, da sich auf diese Weise Entwicklungen ablesen lassen.

### *Einige Denkmäler im Oldenburger Land und in Ostfriesland*

Aus der oberschlesischen Stadt Leobschütz/Głubczyce kam nach dem Zweiten Weltkrieg eine Gruppe Ausgewiesener nach Oldenburg, die in dieser Stadt einen kleinen Heimatkreis begründeten. Am 24. August 1951 beschloss der Oldenburger Stadtrat aufgrund eines erst zwei Tage zuvor eingereichten Antrags des Verbandes der Ostvertriebenen und Flüchtlinge e.V., die Patenschaft über die Stadt Leobschütz zu übernehmen. Im Patenbrief heißt es, noch ganz im Sprachduktus des Kalten Kriegs, mit dem Politiker und Vertriebenenverbandsfunktionäre in öffentlichen Deklamationen – vielfach wider besseres Wissen über die realen Bedingungen<sup>11</sup> – an der Rückkehrhoffnung festhielten: „Die Stadt Oldenburg will den aus der Heimat

10 Niederschrift der Ratssitzung Varel, 28.4.1948; für die Mitteilung und Zurverfügungstellung der Quelle danke ich Bürgermeister Wolfgang Busch, Stadt Varel.

11 Vgl. unter anderem *Ther, Philipp*: Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945–1956 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 127). Göttingen 1998, S. 262–275.

vertriebenen Leobschützern eine Stätte sein, in der sie ihre Kultur und ihr Brauchtum pflegen und hüten können, um sie dereinst in das deutsche Land jenseits der Oder-Neiße zurückzuführen.“<sup>12</sup>

Wenige Tage später gab am 2. September 1951 Oldenburgs Oberbürgermeister Gustav Lienemann (1880–1964), der der Freien Demokratischen Partei (FDP) angehörte, auf einer Kundgebung des Verbandes der Ostvertriebenen, an der auch Jakob Kaiser (1888–1961, CDU), der Bundesminister für Gesamtdeutsche Fragen, teilnahm, bekannt: „Entsprechend einer Anregung des Verbandes der Ostvertriebenen und der Schlesischen Landsmannschaft übernimmt die Stadt Oldenburg die Patenschaft über die Stadt Leobschütz. Bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit ist eine neue Straße nach der Stadt Leobschütz zu benennen.“<sup>13</sup> Zu dieser Benennung einer Leobschützer Straße, von der noch die Rede sein wird, kam es noch im Laufe desselben Jahres 1951. Im Garten des Oldenburger Stadtmuseums fand „aus partnerschaftlicher Solidarität“<sup>14</sup> eine Glocke des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Rathausturms in Leobschütz Aufstellung, die vom Hamburger Glockenfriedhof herbeigeht worden war.<sup>15</sup>

Beim zweiten Leobschützer Heimattreffen in Oldenburg im September 1957 wurde gegenüber dem Peter-Friedrich-Ludwig-Hospital an der Peterstraße ein Gedenkstein eingeweiht. In einem Schreiben an den damaligen Oberstadtdirektor Jan Eilers (1909–2000) formulierte der in Oldenburg lebende Historiker und Gymnasiallehrer Enno Meyer (1913–1996) erhebliche Bedenken gegen die Errichtung dieses Denkmals in unmittelbarer Nachbarschaft zum Ort der in der „Kristallnacht“ im November 1938 von den Nationalsozialisten zerstörten Oldenburger Synagoge.<sup>16</sup> Eilers antwortete am 9. Oktober 1957: „Ihr Schreiben vom 27.9.1957 wegen des Gedenksteins für die Stadt Leobschütz und für die deutschen Ostgebiete habe ich mit besonderem Interesse gelesen. Allerdings kann ich mich Ihrer Auffassung

---

12 Stadtarchiv Oldenburg (im Folgenden: StAO) Bestand 262-1, Nr. 0-264a.

13 Ebd.

14 Vgl. [http://www.oldenburg.de/stadtmuseum/geschichte/museumsgarten\\_03.html](http://www.oldenburg.de/stadtmuseum/geschichte/museumsgarten_03.html), letzter Zugriff am 21.6.2009.

15 Im Glockenlager in Hamburg-Veddel wurden zwischen 1939 und 1945 etwa 90.000 Glocken aus dem Deutschen Reich und den von der deutschen Wehrmacht besetzten Gebieten gelagert, die als kriegswichtiges Material angesehen wurden. Davon wurden etwa 75.000 Glocken für Zwecke der Rüstungsindustrie eingeschmolzen.

16 StAO Bestand 262-1, Nr. 0-264a. Zu Enno Meyer vgl. *Ruchniewicz, Krzysztof: Enno Meyer a Polska i Polacy (1939–1990). Z badań nad początkami Wspólnej Komisji Podręcznikowej PRL-RFN [Enno Meyer, Polen und die Polen (1939–1990). Forschungen zu den Anfängen der Gemeinsamen Schulbuchkommission der Volksrepublik Polen und der Bundesrepublik Deutschland] (Prace historyczne VII). Wrocław 1994; den geschilderten Fall behandelt diese Arbeit allerdings nicht.*



Abb. 1 und Abb. 2: „Leobschützstein“ in Oldenburg, Peterstraße, Vorder- und Rückseite. Fotos: Tobias Weger, 2005.

nicht anschließen, daß der Platz für die Aufstellung des Denkmals unglücklich gewählt sei. [...] Abgesehen davon, daß beide Tatsachen: die Vertreibung der deutschen Menschen aus dem Osten Deutschlands und das Unrecht an den Juden gleichermaßen beklagenswert sind, kann ich Ihrer Ansicht nicht folgen, daß sie glauben, die Daseinsberechtigung des Leobschützer Gedenksteins als fragwürdig empfinden zu müssen.“<sup>17</sup>

Der 2,20 Meter hohe Stein (Abb. 1 und Abb. 2) in der Form einer unregelmäßigen Stele trägt auf seiner Vorderseite die Inschrift „Unvergessene deutsche Stadt im Osten – Leobschütz“. An der rechten Seite befinden sich das Wappen Oldenburgs und ein Hinweis auf die Patenschaft. Auf der der Altstadt zugewandten Rückseite sind im unteren Abschnitt das Stadtwappen von Leobschütz und die Jahreszahl 1945 eingemeißelt. Darüber werden Herkunftsgebiete von Deutschen aus dem östlichen Europa in Oldenburg aufgelistet: „Danzig – Memel – Pommern – Schlesien – Sudetenland – Ostpreussen – Westpreussen“. Dabei wurde keine Unterscheidung getroffen zwischen ehemaligen deutschen Reichsprovinzen, von Deutschen mit bewohnten Regionen und solchen Gebieten, aus denen Deutsche von den Nationalsozialisten umgesiedelt oder gewaltsam evakuiert wurden, vor der heranrückenden Front flohen oder ab dem Sommer 1945 auf Beschluss der

17 StAO Bestand 262-1, Nr. 0-264a.

alliierten Siegermächte des Zweiten Weltkriegs ausgewiesen oder vertrieben wurden. Die Liste konstruierte die Mental Map eines virtuellen „deutschen Ostens“, die jeder historischen Begründung entbehrte.<sup>18</sup> Der Entwurf zu diesem Denkmal stammt von der Oldenburger Bildhauerin Anna-Maria Strackerjan (1919–1980).<sup>19</sup> „Niemals“, so zitierte die Nordwest-Zeitung am 23. September 1957 den Oberstadtdirektor, „dürfe eine deutsche Regierung mit den Ostprovinzen Verzichtspolitik treiben“. Der Artikel fuhr fort: „Den Dank der Leobschützer an die Patenstadt Oldenburg übermittelte Oberstadtdirektor Dr. Schröfel, Bamberg, der letzte Leiter des 1752 gegründeten Leobschützer Gymnasiums. Er hob die geschichtliche Bedeutung der Ostgebiete als Wall gegen die Expansion der Slawen hervor und ermahnte seine Landsleute, alles zu tun, um das Bewußtsein für die Ostprovinzen wachzuhalten.“<sup>20</sup> Das Zitat lässt anklingen, dass – wiederum im Argumentationsschema des Kalten Krieges – die Vertreibung als intentionale Verwirklichung panslawistischer Verschwörungstheorien gedeutet wurde, wofür im konkreten Beispiel der einstige Leobschützer Gymnasialdirektor auf anti-slawische Motive der Zwischenkriegszeit zurückgriff, die er wohl der deutschen Oberschlesien-Propaganda der 1920er Jahre entlehnte.

Die weiteren Begleitumstände des Oldenburger Leobschütz-Steins und Pläne unterschiedlicher Gruppen bis in die jüngste Vergangenheit, in Oldenburg weitere – bisher nicht realisierte – Vertriebenenendenkmäler zu errichten, hat unlängst Stephan Scholz ausführlich dargelegt, auf dessen Studie hiermit verwiesen werden kann.<sup>21</sup>

Nordöstlich von Wardenburg, einem südlich von Oldenburg zu findenden Ort, erhebt sich der Tilly-Hügel. Er bezieht seinen Namen von einem hier im Jahre 1623, während des Dreißigjährigen Krieges, abgehaltenen Heerlager des katholischen Feldherrn Jan Tserclaes Graf von Tilly (1559–1632). An der Südseite des Hügels wurde auf einer Lichtung ein riesiger Granitfindling im Stil prähistorischer Hünengräber aufgestellt. (Abb. 3) Diese waren in

18 Vgl. *Weger, Tobias*: Vom „Alldeutschen Atlas“ zu den „Erzwungenen Wegen“. Der „Deutsche Osten“ im Kartenbild. In: *Happel, Jörn und Christophe von Werdt*: Osteuropa kartiert – Mapping Eastern Europe. Berlin u.a. 2010 (Osteuropa, 3) S. 241–264.

19 Vgl. zu dieser Künstlerin *Weichardt, Jürgen*: Anna Maria Strackerjan. Zeichnungen, Plastiken. Oldenburger Kunstverein, 28.11.82–23.12.82. Katalog. Oldenburg 1982; *Habermann, Barbara*: Körpergehäuse. Ein imaginiertes Dialog mit und eine versuchte Hommage an Anna Maria Strackerjan. In: Beckmann, Gabriele (Hg.): Oldenburgerinnen. Oldenburg 1995, S. 180–183.

20 Mahnmahl für das Schicksal des Ostens. Gedenkstein in der Peterstraße geweiht – Die Leobschützer in ihrer Patenstadt. In: Nordwest-Zeitung vom 23.9.1957.

21 Vgl. *Scholz* (wie Anm. 3).



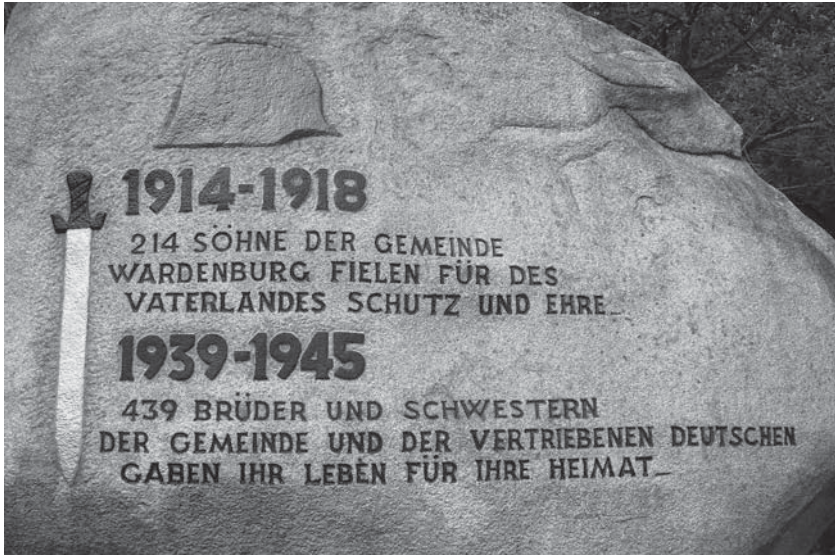


Abb. 3: Ausschnitt aus dem Kriegerdenkmal (Findling) auf der „Tillyhöhe“ bei Wardenburg, Landkreis Oldenburg. Foto: Tobias Weger, 2005.

jener Region von der völkischen Heimatbewegung der Zwischenkriegszeit als angeblich „urgermanische“ Steinlegungen instrumentalisiert worden.<sup>22</sup> Martialische Zeichen, ein Stahlhelm und ein blankes Schwert, markieren den Stein als Kriegerdenkmal für Gefallene des Ersten und des Zweiten Weltkriegs. Bei letzterem sind auch die Vertriebenen expressis verbis mit einbezogen: „1914–1918 / 214 Söhne der Gemeinde / Wardenburg fielen für des / Vaterlandes Schutz und Ehre. / 1939–1945 / 439 Brüder und Schwestern / der Gemeinde und der vertriebenen Deutschen / gaben ihr Leben für ihre Heimat.“ Dem Betrachter wird vermutlich auch nach mehrmaligem Lesen der Inschrift nicht klar, wer hier eigentlich welche und wessen Heimat verteidigt hat.

22 Vgl. *Bengen, Etta*: Großsteingräber – Ausdruck der Heimatverbundenheit. In: Meiners, Uwe (Hg.): *Suche nach Geborgenheit*. Oldenburg 2002, S. 352–369. Von der ungebrochenen Beliebtheit dieser Steinlegungen zeugt die erst 2009 erfolgte Ausweisung der touristischen Straße der Megalithkultur. Vgl. *Bußmann, Annette*: *Steinzeugen. Reisen zur Urgeschichte Nordwestdeutschlands. Die Straße der Megalithkultur*. Oldenburg 2009. – Ausdrücklich Bezug auf die „Hünengräber“ nehmen *Kip, Erika* und *Heinrich Kucharczyk*: *Wo unsere Toten ruhen liegt unsere Heimat. Vertriebenen-Gedenkstätten und Mahnmale*. In: *Deutscher Ost-Dienst*, 48/11 (2006), S. 5–8, hier S. 7: „Schön sind die Findlinge, die schlichten Monumente mit spärlicher Inschrift, die an vorchristliche Hünengräber erinnern, zuweilen ist nur auf einer einfachen Tafel die Heimatgemeinde vermerkt.“



Abb. 4: Mittelfeld aus einem schlesischen Wappenfries in Norderney, Strandstraße.  
Foto: Tobias Weger, 2007.

In einer Seitenstraße des regen Geschäftszentrums der Stadt Norderney, der zentralen Siedlung auf der beliebten, gleichnamigen Nordseeinsel, befindet sich ein Haus mit Säulenfront, das mit seiner wohl aus dem 19. Jahrhundert stammenden Architektur an Kolonialbauten jener Zeit denken lässt. Wer in dieser engen Straße den Blick etwas nach oben hebt, wird über den Säulen eines verblichenen Wappenfrieses mit fünf Feldern gewahr. (Abb. 4) Es handelt sich um einige ober-, vor allem aber niederschlesische Städtewappen, von denen ein jedes in einer gemäßigten Frakturschrift mit dem Namen des jeweiligen Ortes versehen wurde.<sup>23</sup> Das mittlere Feld enthält die heraldischen Zeichen von Breslau (Wrocław) und Liegnitz (Legnica) sowie den lateinischen Spruch: „Silesia germanica! Liberi tui aliquando redibunt.“ [Deutsches Schlesien! Deine Kinder werden eines Tages zurückgehen]. Es ließ sich noch nicht feststellen, wer der Urheber dieses eigentümlichen Schlesien-Denkmal ist. In der erwähnten BdV-Dokumentation fehlt es jedenfalls. Hatte hier einmal ein Ortsverband der Landsmannschaft Schlesien seinen Sitz? Oder handelt es sich, was naheliegender zu sein scheint, um eine private Schöpfung? Wer auch immer sich hinter diesem Wappenfries verbergen mag, er muss ein bildungsbürgerliches Publikum als Rezipientenkreis im Auge gehabt

23 Die beiden linken Felder enthalten die Wappen von Ratibor (Racibórz), Kreuzburg (Kluczbork), Oppeln (Opole), Oels (Oleśnica), Groß-Strehlitz (Strzelce Opolskie) und Brieg (Brzeg) bzw. von Ohlau (Olawa), Namslau (Namysłów), Heynau (Chojnów), Landeshut (Kamienna Góra), Striegau (Strzegom) und Jauer (Jawor); die beiden rechten Felder zeigen hingegen die Wappen von Schweidnitz (Świdnica), Waldenburg (Wałbrzych), Reichenbach (Dzierżoniów), Glatz (Kłodzko), Frankenstein (Ząbkowice Śląskie), Münsterberg (Ziębice) und Hirschberg (Jelenia Góra) bzw. Glogau (Głogów), Lüben (Lubin), Guhrau (Góra), Freystadt (Kozuchów), Sagan (Żagań), Grünberg (Zielona Góra) und Bunzlau (Bolesławiec).



Abb. 5: Vertreibungsdenkmal im Garten der Ostdeutschen Heimatstube Bad Zwischenahn, Auf dem Winkel 8. Foto: Tobias Weger, 2005.

haben, sonst hätte er vermutlich nicht eine lateinische Beschriftung gewählt. Andererseits deutet der Zustand der Wappenschilder, deren Farbe zum Teil verblichen und abgeblättert ist, auf das heutige Fehlen einer regelmäßigen Pflege oder einer Renovierung hin. Möglicherweise haben wir es hier mit einem buchstäblich erlöschenden Erinnerungsort zu tun, der in einigen Jahren vielleicht sogar von dieser Hausfassade verschwinden wird.

Eine recht bodenständige und derzeit noch von einem Kreis Ehrenamtlicher geführte Einrichtung ist die Ostdeutsche Heimatstube in dem westlich von Oldenburg gelegenen Kurort Bad Zwischenahn.<sup>24</sup> In ihrem Außenbereich befindet sich ein Vertriebenendenkmal, das die bereits erwähnte BdV-Dokumentation als „Gedenkmauer“ ausweist.<sup>25</sup> (Abb. 5) Es wurde in Zusammenarbeit mit der Kurverwaltung Bad Zwischenahn aufgestellt und besteht aus einer Backsteinmauer, die an regionale Bautraditionen anknüpft. In sie wurde ein Flachrelief aus Keramikbestandteilen eingemauert, das

24 Vgl. *Hartmann, Idis B.*: Ostdeutsche Heimatstube. Woher die Ostdeutschen kamen. Eine Einführung. Bad Zwischenahn 1996.

25 Mahn- und Gedenkstätten. Niedersachsen: 28832 Achim – 31139 Hildesheim (wie Anm. 6), S. 5.

einen „Flüchtlingstreck“ darstellen soll. Darunter steht in Metallziffern die Jahreszahl „1945“ als Chiffre für das Ende des Zweiten Weltkriegs und die Potsdamer Konferenz der alliierten Siegermächte. Der namentlich nicht bekannte Künstler des Reliefs hat auf bestimmte ikonographische Konventionen dieses Motivs zurückgegriffen, wie sie etwa die zu den Jahrestagen der Potsdamer Konferenz 1955 und 1965 massenhaft aufgelegten Sonderbriefmarken „Zehn Jahre Vertreibung“ bzw. „Zwanzig Jahre Vertreibung“<sup>26</sup> dem deutschen Bildgedächtnis eingeprägt hatten. Allerdings wirkt die Szene auf dem Denkmal in Bad Zwischenahn vergleichsweise „beschaulich“ und erinnert eher an eine Umzugs- oder Prozessionsdarstellung als an einen dramatischen Exodus von Menschen, die gerade im Begriff sind, ihrer Heimat verlustig zu gehen.

Seit der Konstruktion des Paradigmas von der „ethnischen Säuberung“ und seiner historiographischen Adaptation durch den amerikanischen Historiker Norman M. Naimark<sup>27</sup> sind in Deutschland geschichtspolitische Erklärungsansätze populär geworden, die die Vertreibung der Deutschen nach 1945 in einen gesamteuropäischen Kontext einzuordnen versuchen.<sup>28</sup> Sie laufen letztlich auf eine Relativierung der einzelnen, hinsichtlich Ursache und Wirkung, aber auch Ausführenden und Betroffenen, sehr unterschiedlichen geschichtlichen Vorgänge hinaus. Auf diesem Paradigma beruhen nicht nur Institutionen, Ausstellungen und Publikationen, sondern auch Denkmäler. Zu

---

26 Zehn Jahre Vertreibung 1945–1955, Michel Nr. 215, 20 Pf., Ausgabedatum: 2.8.1955, Entwurf: Hahn (rot); Zwanzig Jahre Vertreibung 1945–1965, Michel Nr. 479, 20 Pf., Ausgabedatum: 28.7.1965, Entwurf: Hahn und Lemke (grau); vgl. dazu auch den Beitrag von Elisabeth Fendl in diesem Band. – Das Abschlussprotokoll der Potsdamer Konferenz war am 2.8.1945 verkündet worden.

27 Naimark, Norman M.: *Fires of Hatred. Ethnic Cleansing in Twentieth-Century Europe*. Harvard 2001 (deutsche Ausgabe: *Flammender Haß. Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert*. München 2004); vgl. auch *ders.*: *Die Killing Fields des Ostens und Europas geteilte Erinnerung*. In: *Transit*, Nr. 30 (2006), S. 57–69; kritisch dazu *Hahn, Eva* und *Hans Henning Hahn*: *Alte Legenden und neue Besuche im Osten. Über Norman Naimarks Geschichtsbilder*. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 54 (2006), S. 687–700.

28 Vgl. unter anderem *Bingen, Dieter*; *Borodziej, Włodzimierz*; *Troebst, Stefan* (Hg.): *Vertreibung europäisch erinnern? Historische Erfahrungen – Vergangenheitspolitik – Zukunftskonzeptionen* (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts, 18). Wiesbaden 2003; *Troebst, Stefan* (Hg.): *Vertreibungsdiskurs und europäische Erinnerungskultur. Deutsch-polnische Initiativen. Eine Dokumentation* (Veröffentlichungen der Deutsch-Polnischen Gesellschaften Bundesverband e.V., 11). Osnabrück 2006; *Erzwungene Wege. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts*. Ausstellung im Kronprinzenpalais, Berlin. Hg. von der *Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen*. Berlin 2006; *Jeismann, Michael*: *Völkermord und Vertreibung als Medien der Europäisierung*. In: Joergel, Christian; Mahlmann, Matthias; Preuß, Ulrich K. (Hg.): *„Schmerzliche Erfahrungen der Vergangenheit“ und der Prozess der Konstitutionalisierung Europas*. Wiesbaden 2008, S. 299–307.

ihnen gehört auch das Ehrenmal der zwischen Oldenburg und Bremen gelegenen Stadt Delmenhorst. Auf dem dortigen Marktplatz ist zwischen Rathaus und Markthalle eine große Gedenkplatte in den Boden eingelassen, die ein aus der Zwischenkriegszeit stammendes, in der Architektur des norddeutschen Backsteinexpressionismus gehaltenes Gefallenemahnmal modern ergänzt. Die Platte trägt folgende Inschrift:

„ZUM GEDENKEN

- der Soldaten, die in den beiden Weltkriegen gefallen, ihren Verwundungen erlegen oder in der Gefangenschaft gestorben sind,
- der Männer, Frauen und Kinder, die durch Kriegshandlungen, Flucht oder Vertreibung ihr Leben lassen mußten,
- der Menschen, die Opfer der Gewaltherrschaft wurden.

IN TRAUER

- um die Opfer von Krieg und Gewalt,

IN DER HOFFNUNG

- auf Versöhnung unter den Menschen und Völkern und auf Frieden in der Welt.“

Die Opfer von „Flucht oder Vertreibung“ der Deutschen aus dem östlichen Europa werden hier im Rahmen einer größeren, allgemeinen Opfernarration referiert, die zivile Kriegsoffer, Wehrmachtssoldaten, Flüchtlinge und Vertriebene sowie die nicht näher präzisierten „Opfer der Gewaltherrschaft“ auf eine Stufe stellt. Es bleibt zu fragen, ob den Initiatoren dieses Denkmals bewusst war, dass die wohlmeinende Einbeziehung aller Gruppen, für die sich der Zweite Weltkrieg „negativ ausgewirkt hat“, die Gefahr einer Relativierung birgt. Nicht jeder Flüchtling oder Vertriebene war automatisch ein Opfer, und auch die gleichzeitige Nennung von Wehrmachtssoldaten und KZ-Opfern kann allenfalls auf einer humanitären oder theologischen Ebene Empathie für menschliches Leid im Allgemeinen fördern. Als Beitrag zu historischer Erkenntnis oder zu einer aufgeklärten politischen Bildung ist ein solches Denkmal ungeeignet, ja geradezu kontraproduktiv.

### *Straßennamen als Sonderform von Vertriebenen Denkmälern*

Mit einem erweiterten Verständnis von Denkmälern werden im Folgenden auch Straßennamen berücksichtigt. Sie erfüllen den Zweck, den Raum symbolisch zu markieren und zu ordnen. Indem sie als Adressen konkreten Anwohnern, Firmen oder Institutionen zugewiesen werden, bilden sie einen Teil von deren Identität, auch wenn aus empirischen Erhebungen bekannt ist, dass heute in der Regel das Wissen über die Herkunft des Namens der Straße,

in der man lebt, eher schwach ausgeprägt ist.<sup>29</sup> Das war freilich anders zu der Zeit, als die Straßen angelegt wurden. In den ersten Jahrzehnten nach 1945 bezeichneten die Straßennamen im Falle von Neubauvierteln gelegentlich auch die Herkunftsorte oder -regionen der ersten Anwohner. Damals funktionierten Straßenbezeichnungen mit Bezugnahme auf erst unlängst „verlorene“ Städte und Regionen für die Betroffenen als emotional konnotierte Bezugspunkte, als *Lieux de mémoire* oder „Erinnerungsorte“ im Sinne von Pierre Nora oder Étienne François.<sup>30</sup> Heute können sie als Bestandteil des entsprechenden Speichergedächtnisses (Aleida Assmann) aufgefasst werden. Folgerichtig hat die Benennung solcher Straßen auch Eingang in den von Rainer Münz und Rainer Ohliger verfassten Beitrag zum Thema „Auslandsdeutsche“ in die dreibändige Sammlung „Deutscher Erinnerungsorte“ gefunden: „In den fünfziger und sechziger Jahren zeigte sich die Verbindung von Wiederaufbau, Eingliederung der geflüchteten oder vertriebenen Deutschen und symbolischer Repräsentation der verlorenen Heimat exemplarisch an vielen kommunalen Projekten. Kaum eine Stadt oder Gemeinde verzichtete auf die Benennung der neuen Straßen nach Städten, Regionen oder Landschaften, die ehemaliges deutsches Siedlungsgebiet waren (Danziger Straße, Breslauer Straße, Masurenweg, Schlesische Straße, Ostpreußenallee etc.). Diese Namensgebung im öffentlichen Raum diente in der Regel nicht bloß der Erinnerung an territoriale Verluste und an die Vertreibung, sondern konnte auch als Anspruch auf eine spätere Revision gesehen werden.“<sup>31</sup>

Der Befund entsprechender Straßennamen in westdeutschen Städten und Gemeinden lässt sich aus eigener Empirie leicht bestätigen. Der Verfasser dieses Beitrags hat selbst mehrere Jahre in der Münchner Vorortgemeinde Olching an einem Egerländer Weg gewohnt; die umliegenden Straßen und Wege trugen, bunt durcheinander gewürfelt, die Namen von Städten sowie

29 Zu Straßennamen als historische Quellen vgl. *Jaworski, Rudolf* und *Peter Stachel* (Hg.): Die Besetzung des öffentlichen Raumes. Politische Plätze, Denkmäler und Straßennamen im europäischen Vergleich. Berlin 2007; *Pöppinghege, Rainer*: Wege des Erinnerns. Was Straßennamen über das deutsche Geschichtsbewusstsein aussagen. Münster 2007; *Maurer, Michael*: Kulturgeschichte. Eine Einführung. Köln, Weimar, Wien 2008, S. 63–65; *Martens, Matthias*: Straßennamen – Lesezeichen im kulturellen Gedächtnis. In: Horn, Sabine und Michael Sauer (Hg.): Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen. Göttingen 2009, S. 61–69.

30 Vgl. *Nora, Pierre*: Entre Mémoire et Histoire. La problématique des lieux. In: Ders. (Hg.): Les lieux de mémoire 1: La République. Paris 1997, S. XV–XLII; *François, Étienne* und *Hagen Schulze*: Einführung. In: Dies. (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. Eine Auswahl. München 2005, S. 7–12.

31 *Münz, Rainer* und *Rainer Ohliger*: Auslandsdeutsche. In: François, Étienne und Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte I. München 2001, S. 370–388, hier S. 381.

geographischen und historischen Regionen im östlichen Europa, aber auch von dort stammenden ethnisch deutschen Gruppen: Sudetenstraße, Schlesierstraße, Ordenslandstraße, Pommernstraße, Baltenweg, Breslauer Straße, Danziger Straße, Königsberger Weg und Böhmerwaldweg. Befremdlich wirkte auf ihn als historisch interessierten Schüler die in der Aufzählung noch fehlende Warthegaustraße, handelte es sich beim Warthegau doch um eine administrative Neuschöpfung der nationalsozialistischen Besatzungsbehörden in Polen, die dort für zwischen 1939 und 1945 umgesiedelte so genannte Volksdeutsche Lebensraum schufen, nachdem sie die zuvor dort beheimateten Polen zwangsweise ins so genannte Generalgouvernement umgesiedelt hatten. Die historische Inkonsequenz weckte beim Autor schon früh Zweifel an der häufig vorgetragenen These, nach der entsprechende Straßenbenennungen in direktem Zusammenhang mit den im deutschen kollektiven Erinnern als „Flucht und Vertreibung“ bezeichneten Ereignissen stünden.

Anhand der Situation in der Stadt Oldenburg (in Oldb.) ließ sich diese kritische Hypothese bestätigen. In Oldenburg tragen insgesamt 52 Straßen Namen von Regionen und Orten im östlichen Europa, aus denen Deutsche im bzw. nach dem Zweiten Weltkrieg umgesiedelt, ausgewiesen oder vertrieben wurden. Eine weitere Straße ist nach dem Lager Friedland benannt worden, das 1945 von der britischen Militärregierung in Nachbarschaft zur Ortschaft Friedland bei Göttingen als ‚Grenzdurchgangslager‘ für heimkehrende Soldaten sowie Flüchtlinge und Vertriebene eingerichtet worden war. Mit dem Ende des alliierten Besatzungsstatuts war es in Bundeshoheit übergegangen, seit 1994 untersteht es der Zuständigkeit der Niedersächsischen Landesregierung in Hannover. Für etwa 3,6 Millionen Menschen ist dieses Lager zu einer Durchgangsstation in den Westen geworden. Als 1954 in Oldenburg beantragt wurde, eine Friedlandstraße zu benennen, hieß es in der Sitzungsvorlage des Oldenburger Stadtrats: „Die Namen der anderen benachbarten Straßen erinnern an die abgetretenen oder durch die Grenzziehung bedrohten Städte im Westen wie im Osten. In dieser Gruppe würde das durch die Heimkehrer als erster deutscher Ort betretene Friedland mit seinem symbolischen Namen das Wiedersehen mit der Heimat als positives Denkmal kennzeichnen.“<sup>32</sup> Dieser Text bleibt apokryphisch, denn einerseits ist noch nach 1945 von verlorenen Territorien im Osten und im Westen die Rede, andererseits kann sich das Wort „Heimkehrer“ im Jahre 1954 sowohl auf ehemalige Wehrmachtssoldaten, die über Friedland aus der

---

32 Vgl. *Schohusen, Friedrich*: Die Oldenburger Straßennamen. Historisch, topographisch und etymologisch dargestellt. Oldenburg 1977, S. 83.

Kriegsgefangenschaft zurückkehrten, als auch auf die in der Tradition der NS-Umsiedlungspolitik als „Heimkehrer“ bezeichneten Spätaussiedler beziehen.

Auf welche drei „anderen benachbarten Straßen“ der kleinen Friedlandstraße im Oldenburger Stadtteil Bürgerfelde aber nahm die Stadtratsvorlage von 1954 Bezug? Es handelte sich um die Eupener Straße, die Kattowitzer Straße und die Hultschiner Straße. Keine dieser drei Straßen steht in einem direkten Zusammenhang mit dem, was im deutschen kollektiven Gedächtnis unter „Flucht und Vertreibung“ firmiert. Die Eupener Straße erhielt ihren Namen nämlich schon im Jahre 1927 und bezieht sich auf die belgische Stadt Eupen, die 1815–1920 zu Preußen gehört und 1920 infolge des Versailler Vertrags zusammen mit Malmédy und Sankt Vith/Saint Vith zunächst für fünf Jahre unter belgische Verwaltung gestellt und schließlich ab 1925 ganz in den belgischen Staat inkorporiert wurde. Als zwei Jahre später im fernen Oldenburg eine Eupener Straße benannt wurde, stand dahinter nicht eine konkrete Verlust Erfahrung, sondern das Wunschstreben der Weimarer Republik nach Grenzrevision, genau so, wie es auch bei der Apenrader Straße und der Tondernstraße der Fall ist, die an die nach dem Ersten Weltkrieg an Dänemark abgetretenen Städte Apenrade/Aabenraa bzw. Tondern/Tønder erinnern sollten.

Für die territoriale Revisionspropaganda der 1920er Jahre stehen auch vier weitere, ebenfalls bereits 1927 gewidmete Straßenzüge in Oldenburg: die Danziger Straße, die Memeler Straße, die Thorner Straße und die Graudenzer Straße. Das seinerzeit mehrheitlich von Deutschen bewohnte, aber historisch aufs engste mit der Geschichte Polens verbundene Danzig/Gdańsk war 1920 als Freie Stadt Danzig unter Völkerbundsmandat gestellt worden. Memel/Klaipėda war der Hauptort des so genannten Memellandes, das nach dem Ersten Weltkrieg an den neu errichteten Staat Litauen gefallen war. Die alte Handels- und Königsstadt Thorn/Toruń an der Weichsel schließlich gehörte zu der erst 1772 aus dem größten Teil des historischen Pommerellen gegründeten preußischen Provinz Westpreußen. In ihr lag, etwas weichselabwärts, auch die Stadt Graudenz/Grudziądz, nach der 1928 in Oldenburg eine Parallelstraße der Thorner Straße, die Graudenzer Straße, benannt wurde.

Doch knüpften die Straßenbenennungen nicht nur an verlustig gegangene Gebiete an, sondern auch an solche, die man in der völkischen Rhetorik der damaligen Zeit als „bedroht“ erachtete. Der Magistrat von Breslau dankte im Jahre 1928 der Stadt Oldenburg ausdrücklich dafür, dass sie im östlichen Stadtteil Osternburg eine Breslauer Straße ausgewiesen hatte und damit „in Oldenburg Verständnis für den bedrohten deutschen Osten in der



Straßenbenennung zum Ausdruck gekommen sei“.<sup>33</sup> Als Initiator dieses Straßennamens darf man den zwischen 1921 und 1932 amtierenden Oldenburger Oberbürgermeister und bekannten Rechtshistoriker Theodor Goerlitz (1885–1949) vermuten, der selbst gebürtiger Breslauer war.<sup>34</sup>

Die oben bereits genannte Kattowitzer und die Hultschiner Straße wurden in Oldenburg-Bürgerfelde im Jahre 1935 benannt. Die Oldenburger Straßenbenennung nach der ostoberschlesischen Industriestadt Kattowitz/Katowice erfolgte, wie es in der offiziellen Begründung hieß, „zur Erinnerung an die abgetretenen deutschen Gebiete und den polnischen Aufstand von Mai 1921 während der Abstimmungskämpfe“.<sup>35</sup> Diese relativ ungehemmte Revisionsrhetorik in einem offiziellen Stadtratsdokument von 1935 überrascht angesichts der Tatsache, dass die Republik Polen und das Deutsche Reich 1934 einen Nichtangriffspakt geschlossen hatten, nach dessen Bestimmungen wechselseitig auf Propagandamaßnahmen verzichtet werden sollte.<sup>36</sup>

Das Hultschiner Ländchen, tschechisch Hlučínsko, liegt ebenfalls in Oberschlesien, südlich von Ratibor/Racibórz und östlich von Troppau/Opava. Die Bevölkerung in den Dörfern spricht überwiegend einen mährischen Dialekt, eine Variante des Tschechischen. Mit dieser Begründung wurde das Hultschiner Ländchen 1920 von der Tschechoslowakei annektiert und aus dem Kreis Ratibor im preußischen Schlesien herausgelöst. Dass die Bewohner dieses Landstrichs ethnisch nicht klar zuzuordnen waren, belegen die Fremdbezeichnungen: Die polnischsprachigen Oberschlesier sahen sie als „Morawcy“ [Mährer] an, während sie in tschechischen Augen als „Prajzové“ [Preußen] galten.<sup>37</sup> Die 1935 in Oldenburg benannte Hultschiner Straße ignorierte solche ethnographischen Spitzfindigkeiten, indem sie plakativ an das „an die Tschechoslowakei gegen seinen Willen zugeteilte Hultschiner Ländchen“<sup>38</sup> gemahnen sollte.

33 *Schohusen* (wie Anm. 32), S. 46.

34 Vgl. *Weger, Tobias*: Wissenschaftler und Kommunalpolitiker. Ein Denkmal für Theodor Goerlitz – Oldenburger Oberbürgermeister und Breslauer Rechtshistoriker. In: *Silesia Nova*, 3/2 (2006), S. 93–96, hier S. 95.

35 *Schohusen* (wie Anm. 32), S. 136.

36 Vgl. *Król, Eugeniusz Cezary*: Polska i Polacy w propagandzie narodowego socjalizmu w Niemczech 1919–1945 [Polen und die Polen in der Propaganda des Nationalsozialismus in Deutschland 1919–1945]. Warszawa 2006, S. 116–162. Der Autor nennt selbst eine Reihe von Beispielen dafür, wie diese Bestimmung in der Realität der NS-Politik umgangen wurde.

37 Vgl. zur Frage der ethnischen Indifferenz im Hultschiner Ländchen unter anderem *Lozoviuk, Petr*: Interethnik im Wissenschaftsprozess. Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 26). Leipzig 2008, S. 38–41.

38 *Schohusen* (wie Anm. 32), S. 122.

In der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur folgten in Oldenburg noch weitere Straßennamen aus dem Kontext des völkischen Patronagedenkens für die so genannten Volksdeutschen bzw. des territorialen Revisionismus: Der Banater Weg sollte seit 1936 „das Gedenken an einen wertvollen Bestandteil des sesshaften Auslandsdeutschtums, die Banater Schwaben“<sup>39</sup> festhalten. Analog galt dies für die ebenfalls 1936 eröffnete Siebenbürger Straße, während deren Fortsetzung, die Masurenstraße (1936), wohl wieder auf vermeintlich „bedrohtes“ Territorium im südlichen Ostpreußen aufmerksam machen sollte.<sup>40</sup> In diesem Landstrich hatte sich 1914 die deutsch-russische Schlacht in den Masuren abgespielt, die später als zweite „Schlacht bei Tannenberg“ bezeichnet wurde.<sup>41</sup> Ein wichtiges Netz an einschlägigen Straßennamen war also in Oldenburg längst vorhanden, ehe der erste „Flüchtling“ 1944 in die Stadt kam.

Erst 1950 begann dort die Ausweisung von Straßen, deren Namen und Namensgeschichte tatsächlich mit deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem östlichen Europa bzw. mit dem Phänomen der Vertreibung zusammenhängen. Den Anfang machte die Görlitzer Straße, für die die „Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft der Ostvertriebenen“, die „Neue Heimat“ und die „Handwerkerbaugesellschaft“ den entsprechenden Antrag bei der Stadt stellten.<sup>42</sup> Görlitz war 1945 entlang der Lausitzer Neiße in zwei Stadthälften geteilt worden, das auf deutscher Seite gelegene Görlitz mit dem historischen Stadtkern und das polnischen Zgorzelec östlich des Flusses. 1950 war diese deutsch-polnische Stadt in die Schlagzeilen gekommen, da dort zwischen der DDR und der Volksrepublik Polen der Vertrag über die Unantastbarkeit der deutsch-polnischen Friedensgrenze an Oder und Neiße unterzeichnet wurde. Unter dem Kürzel „Görlitzer Vertrag“ geriet er im Westen in heftige Diskussion, da die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze als Verrat der deutschen Ostgebiete durch die DDR gedeutet wurde.<sup>43</sup> Die Görlitzer Straße war vor dem historischen Hintergrund des Jahres 1950 folglich mehr eine Protestbenennung gegen das im Westen verbal heftig bekämpfte Abkommen als eine nostalgische Erinnerung an die größte Stadt der schlesischen Oberlausitz.

39 *Schohusen* (wie Anm. 32), S. 32.

40 Vgl. *Schohusen* (wie Anm. 32), S. 56.

41 Vgl. *Schenk, Fritjof Benjamin: Tannenberg/Grunwald*. In: François/Schulze (Hg.): *Erinnerungsorte I* (wie Anm. 31), S. 438–454.

42 Vgl. *Schohusen* (wie Anm. 32), S. 92.

43 Vgl. *Möller, Horst: Zwei deutsche Staaten, eine Nation? Zum nationalen Selbstverständnis in den Verfassungen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR*, in: Wengst, Udo (Hg.): *Das doppelte Deutschland. 40 Jahre Systemkonkurrenz*. Berlin 2008, S. 15–34, hier S. 23f.

Namen aus dem schlesischen und pommerschen Bereich stellten in den 1950er Jahren bei Oldenburger Straßenneubenennungen den Hauptanteil dar. Davon zeugen die Hedwigstraße (1950), benannt nach der schlesischen Herzogin und Landespatronin St. Hedwig (Jadwiga), die Liegnitzer Straße (1951, nach Liegnitz/Legnica), die Arnswalder Straße (1951, nach Arnswalde/Choszczno), die Glatzer Straße (1951, nach Glatz/Kłodzko), der Kösliner Weg (1951, nach Köslin/Koszalin), der Kolberger Weg (1951, nach Kolberg/Kołobrzeg), die Küstriner Straße (1951, nach Küstrin/Kostrzyn) und die Leobschützer Straße (1951, nach Leobschütz/Głubczyce), die mit der bereits erwähnten Patenschaft der Stadt Oldenburg für die Heimatgruppe der Leobschützer in Verbindung steht.<sup>44</sup> Mit der Rübezahlstraße, die 1951 auf Antrag der Baugenossenschaft der Ostvertriebenen ihren Namen bekam,<sup>45</sup> ehrte Oldenburg den sagenhaften Berggeist des Riesengebirges, der für vertriebene Schlesier und Deutschböhmen eine Art Integrationssymbol verkörperte und bis heute verkörpert.<sup>46</sup> Im selben Jahr 1951 folgten noch der Stargarder Weg (nach Stargard/Stargard Szczeciński) und die Stettiner Straße (nach Stettin/Szczecin).

Doch nicht nur Orte und Gestalten wirkten auf die Namensgebung der Oldenburger Straßen ein, sondern auch ein Ereignis wie der am 3. Juni 1951 in der Stadt abgehaltene regionale Sudetendeutsche Tag für Niedersachsen. Unter dem Eindruck der „überwältigenden Beteiligung“<sup>47</sup> an diesem Ereignis wurde noch im gleichen Jahr die Sudetenstraße benannt.

Der Zusammenhang zwischen Vor- und Nachkriegsbenennungen lässt sich in Oldenburg gut anhand der 1936 angelegten Masurenstraße demonstrieren, in deren Nähe in den 1950er Jahren ein regelrechtes Ostpreußenviertel entstand. Zu ihm zählten 1953 die Allensteinstraße (nach Allenstein/Olsztyn) und die Tannenbergstraße (nach Tannenberg/Stębark), später auch die Ermland- und die Insterburgstraße (nach Insterburg/Černjachovsk). Mit dem Namen Allensteinstraße wollte man, wie es zeitgenössisch hieß, „die Erinnerung und den Willen zur Heimkehr in den deutschen Osten wach halten“.<sup>48</sup> Auch um die 1935 benannte Siebenbürger Straße herum wurden in den späten 1950er Jahren passende Ortsbezüge bei der Straßenwahl herangezogen: Dort entstanden 1957 die Hermannstädter Straße (nach Hermannstadt/

44 StAO Bestand 262-1, Nr. 0-246a, Bekanntgabe des OB Lienemann, 2.9.1951.

45 Vgl. *Schohusen* (wie Anm. 32), S. 211.

46 Zur symbolischen Bedeutung Rübezahls vgl. unter anderem *Biały, Lucyna*: Duch gór – Rübezahl [Der Berggeist – Rübezahl]. Jelenia Góra 2007; zur älteren Deutung *Klapper, Joseph*: Der schlesische Berggeist Rübezahl (Schlesienbändchen, 4). Breslau 1936.

47 *Schohusen* (wie Anm. 32), S. 244.

48 *Schohusen* (wie Anm. 32), S. 12.

Sibiu), die Klausenburger Straße (nach Klausenburg/Cluj-Napoca) und die Kronstädter Straße (nach Kronstadt/Braşov). Weitere Orte und Landschaften in Schlesien, Pommern und Ostpreußen, in den baltischen Staaten und in der Tschechoslowakei sowie bekannte Persönlichkeiten, die aus einer dieser Regionen bzw. aus einem dieser Länder stammten, dienten bis in die Mitte der 1970er Jahre in Oldenburg als Paten für Straßennamen.<sup>49</sup> Hinzu kamen von den späten 1950er bis zu den frühen 1980er Jahren auch Städtenamen in der damaligen Deutschen Demokratischen Republik (DDR).<sup>50</sup>

Einen argumentativen Höhepunkt bildete 1960 die Benennung der so genannten Ostlandstraße. Der Antrag hierzu kam von dem Buchdruckereibesitzer Friedrich Wilhelm Siebert, der in Oldenburg in den Jahren 1948–1950 die Heimatzeitschrift „Memeler Bote“, ab 1950 das „Memeler Dampfschiff“, als Organ der Deutschen aus dem Memelland herausbrachte. Er meinte in seinem Antrag an den Stadtrat: „Der Name Ostlandstraße würde sich würdig in die dort bereits vorhandenen Straßennamen der verlorenen Ostgebiete (Küstriner, Arnswalder, Leobschützer, Stettiner, Kolberger und Kösliner Straße) einreihen und so in seiner Gesamtheit an das durch den letzten Krieg verlorene Ostland früherer Zeit erinnern.“<sup>51</sup> Der Begriff „Ostland“ trug der Gründung des Bundes der Vertriebenen (BdV) als politischem Dachverband aller ethnisch deutschen Gruppen aus dem östlichen Europa am 27. Oktober 1957 Rechnung. Das nicht real existierende „Ostland“ stand für den mythisch aufgeladenen, aber geographisch nicht präzise definierten „Deutschen Osten“.

---

49 Münsterberger Straße (1954, nach Münsterberg/Ziębice), Hirschberger Straße (1955, nach Hirschberg in Schlesien/Jelenia Góra), Neisser Straße (1956, nach Neisse/Nysa), Annabergstraße (1957, nach Annaberg/Góra Św. Anny), Kopernikusstraße (1958), Egerstraße (1958, nach Eger/Cheb), Troppauer Straße (1958, nach Troppau/Opava), Kurlandallee (1960), Rigaer Weg (1960, nach Riga/Rīga) – benannt auf Antrag des Lettischen Komitees Oldenburg-Ohmstedt, des Bürgervereins Ohmstedt und von Helmut Wigbers, „zur Erinnerung an unsere durch den Krieg 1939–1945 zurückgewanderten und hier angesiedelten Blutsbrüder aus Lettland“; vgl. *Strohhusen* (wie Anm. 32), S. 207 –, Rossittenweg (1963, nach Rossitten/Рыбачий = Rybačij), Königsberger Straße (1965, nach Königsberg in Preußen/Калининград = Kaliningrad), Pillauer Weg (1965, nach Pillau/Балтийск = Baltijsk), Tilsiter Straße (1965, nach Tilsit/Советск = Sovjetsk), Oppelner Straße (1970, nach Oppeln/Opole), Karlsbadstraße (1971, nach Karlsbad/Karlovy Vary), Trakehnenstraße (1971, nach Trakehnen/Ясная Поляна = Jasnaja Poljana), Adalbert-Stifter-Straße (1972), Grünberger Straße (1974, nach Grünberg/Zielona Góra), Brieger Straße (1975, nach Brieg/Brzeg), Insterburger Straße (1977, nach Insterburg/Черняховск = Černjachovsk), Rügenwalder Straße (1978, nach Rügenwalde/Darłowo), Alfred-Kubin-Straße (1983), Bielitzer Straße (o. J., nach Bielitz-Biala/Bielsko-Biala).

50 Berliner Straße (1954), Güstrower Weg (1958), Rostocker Straße (1958), Schweriner Straße (1958), Wismarer Weg (1958), Berliner Platz (1960).

51 *Schohusen* (wie Anm. 32), S. 188.

Straßennamen stellen wichtige historische Quellen für die mentale, soziale und politische Verfassung einer lokalen Gemeinschaft dar. Dennoch wurden sie von den Geschichts- und Kulturwissenschaften bislang nicht in angemessenem Maße berücksichtigt. Zumeist wurden in bisherigen Studien Umbenennungen zentraler Straßen und Plätze nach Systemwechseln analysiert. Straßennamen als kulturelle Zeichen des „Verlustes“ gehören hingegen zu den Desideraten der Forschung, und es wäre sicherlich eine reizvolle Aufgabe für künftige komparatistische Studien, diesem Phänomen anhand einer Reihe deutscher Mittel- und Großstädte in unterschiedlichen Regionen nachzugehen.

### *Der Friedhof als Ort der Erinnerung*

Der zweite Teil dieses Beitrags ist einer spezifischen Form der Erinnerung an Verlust gewidmet, die an einer Schnittstelle zwischen dem öffentlichen und dem privaten Bereich angesiedelt ist. Dietmar Saueremann schrieb einmal, der „Heimatverlust“ habe „sich für viele Menschen als tiefe Zäsur in ihrem Leben“ erwiesen, „die sie niemals verkraftet“ hätten. „Über das Leben hinaus erinnern Grabsteine auf zahlreichen Friedhöfen an dieses Schicksal.“<sup>52</sup> Dieser beiläufige Befund ist richtig, allerdings lässt auch er jede weitergehende Fragestellung offen und entzieht sich dem Versuch einer Interpretation. Gräber von Vertriebenen mit entsprechenden Zeichen sind ein bei Experten zwar hinlänglich bekanntes, aber wissenschaftlich noch nicht aufgearbeitetes Phänomen.<sup>53</sup> Die bisherige volkscundliche Literatur befasste sich zwar mit Begräbnisriten von Vertriebenen, etwa dem Einsatz von „Heimaterde“ bei Bestattungen.<sup>54</sup> Die später über diesen Gräbern errichteten Grabsteine gehörten aber offensichtlich bisher nicht in den Bereich des kulturwissenschaftlichen Forscherinteresses.

Dabei sind Grabsteine auf Friedhöfen wichtige Träger bestimmter Informationen über die regionale oder lokale Zugehörigkeit des/der jeweiligen

52 Saueremann, Dietmar: „Aus allen Bindungen der Heimat herausgerissen“. Vertriebenenseelsorge und Sonderbewußtsein der Vertriebenen. In: Hirschfeld, Michael und Markus Trautmann (Hg.): *Gelebter Glaube. Hoffen auf Heimat. Katholische Vertriebene im Bistum Münster*. Münster 1999, S. 187–216, hier S. 188.

53 Schreiben von Dr. Reiner Sörries, Museum für Sepulkralkultur, Kassel, an den Verfasser, 26.5.2005.

54 Vgl. unter anderem Karasek-Langer, Alfred: Neues Brauchtum um alte Heimaterde. In: Ost-West-Kurier 4/2 (2.1.1951), S. 4; Lehmann, Albrecht: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990. München 1991, S. 103–105; Saueremann, Dietmar: Heimaterde – Von der Grabbeigabe zum Erinnerungszeichen. In: Herzig, Arno (Hg.): *Glaciographia Nova*. Festschrift für Dieter Pohl. Hamburg 2004, S. 338–345.

Bestatteten. Aus fünf Gründen positionieren sie sich zwischen dem privaten und dem öffentlichen Bereich:

1. Ihre Gestaltung entspricht dem letzten Willen des Beigesetzten oder den Wünschen der das Begräbnis und die Gestaltung der Grabstätte organisierenden Angehörigen. Unter Berücksichtigung dieses Aspekts ist ein Grabdenkmal zunächst als private Manifestation anzusehen.
2. Durch seine Positionierung auf dem Friedhof als öffentlichem Ort, als Ort mit bestimmten, oftmals nur Einheimischen erschließbaren Hierarchien ist jedes Grabmal ein privates Denkmal in der Öffentlichkeit. Seine Bedeutung wäre ohne den Kontext der übrigen Gräber, der Anordnung und gestalterischer Normen nicht verständlich.
3. In Deutschland sind Friedhöfe, gleich ob unter kommunaler oder kirchlicher Verwaltung, Objekte bestimmter Normierungen, die in der jeweiligen Friedhofsordnung bzw. -satzung zum Ausdruck kommen. Diese kann auch bestimmte Grenzen hinsichtlich gestalterischer Möglichkeiten enthalten und sich so auf die Auswahl bestimmter Zeichen auswirken. So ist etwa auf dem Katholischen Friedhof in Oldenburg ausschließlich die Verwendung christlicher Zeichen auf Grabsteinen gestattet, wobei jedes Epitaph ein Kreuzzeichen enthalten sollte.<sup>55</sup>
4. Außerdem gilt zu berücksichtigen, dass Grabstellen in der Regel für eine bestimmte Zeit erworben, nach deren Ablauf aber aufgelassen und weiterveräußert werden, so dass – anders als in anderen Ländern Europas – nicht von einem kontinuierlichen Zustand eines Friedhofs über mehrere Jahrzehnte ausgegangen werden kann.
5. Einen prägenden und damit standardisierenden Einfluss hat in Deutschland die Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V., der neben Vertretern der katholischen und der evangelischen Kirche sowie der kommunalen Träger auch Bildhauer und Steinmetze angehören.

Diese Vorbemerkungen sind für die Interpretation einer Reihe von Befunden aus dem Oldenburger Land wichtig. Wie in jeder Region dieser Erde gehören gerade Begräbnisstätten zu den kulturellen Zeichenträgern, deren Entschlüsselung zu einem besonderen Verständnis der regionalen und lokalen Verhältnisse beitragen kann. In konfessioneller Hinsicht herrschen im

---

55 Für diesen mündlichen Hinweis danke ich Dr. Stephan Scholz, Oldenburg, 8.7.2009. – Das Erzbistum München-Freising empfiehlt die Verwendung folgender christlicher Symbole bei der Grabsteingestaltung: Kreuz, Osterkerze, Christusmonogramm, Fisch, Ähren, Weinstock, Traube; vgl. Friedhof – Ort des Lebens. Anstöße aus Geschichte, Theologie und Ökologie. Hg. von den *Umweltbeauftragten der bayerischen Diözesen* in Zusammenarbeit mit dem Sachausschuß „Schöpfung und Umweltfragen“ des Diözesanrats in der Erzdiözese München und Freising. München<sup>3</sup>1999.

Norden dieses Gebiets evangelische Kirchen und Friedhöfe vor, während das erst im 19. Jahrhundert infolge der Säkularisation mit dem damaligen Großherzogtum Oldenburg vereinte Oldenburger Münsterland eine seit der Gegenreformation katholische Mehrheitsbevölkerung aufweist.

Den heuristischen Ausgangspunkt für die Dokumentation bestimmter schriftlicher Nachrichten und Symboliken auf Grabmälern von Vertriebenen bot der alte Friedhof des 20 Kilometer östlich von Oldenburg gelegenen Ortes Hude. Die Grabplatte des nicht näher bezeichneten Franz Urbanski (1908–1992) und seiner Frau erhielt den schlichten Hinweis „Breslau – Hude“, aus dem sich schließen lässt, dass der hier Beerdigte, der 1945 37 Jahre alt war, vor seiner Evakuierung, Flucht oder Zwangsausweisung in der schlesischen Metropole beheimatet war. Der Grabstein der Familie Gelhaar – eines 1903 bzw. 1905 geborenen Ehepaares – war ohne weiteren Kommentar in der oberen linken Ecke mit einem stilisierten schlesischen Adler versehen. Das Beispiel „Breslau–Hude“ gibt einen Hinweis auf den konkreten Herkunfts- und möglicherweise Geburtsort, mit dem sich der Verstorbene vermutlich bis zu seinem Lebensende verbunden gefühlt hat. Der Ortsname ist in diesem Fall ein individuelles Bekenntnis zu einem verlorenen Heimatort, hinter dem sich die Welt der Kindheit und Jugend, der Verwandten und Freunde, vertrauter Umgebung und sinnlicher Erfahrungen auftut. Für den Außenstehenden wird der Gang über den Gottesacker, etwa den Katholischen Friedhof in Oldenburg, zu einer besonderen Geographie-stunde mit „Namen, die keiner mehr nennt“, etwa: „Breslau“, „Bielitz“, „Schalkendorf O/S“, „Reichenstein Schles.“, „Myslowitz O/S“, „Danzig/Oliva“, Engelsberg/Alt Vater“, „Ziegenhals O/S“, „Allenstein/Ostpr.“, „Wiesau Kr. Neisse“, „Schloppe – Westpr.“, „Zobten a. Bg.“.

Für Außenstehende, zumal für Angehörige jüngerer Generationen, die bereits nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden, sind hingegen bildhafte Symbole, Piktogramme oder Wappen weitaus schwerer erschließbar als Textnachrichten. Das Grabdenkmal von Renate Kuus (1909–1984) und ihrem Ehemann, dem Arzt Dr. Fred Kuus (1908–2000), in Rastede bei Oldenburg war etwa mit dem unten spitz zulaufenden Wappenschild der Baltendeutschen Landsmannschaft versehen, der ein schwarzes Kurlandkreuz auf weißem Grund und den umlaufenden deutschbaltischen Wahlspruch „In Treuen fest“ enthält. Dieses Zeichen muss auf Friedhofsbesucher, die das dort bestattete Paar nicht persönlich kannten, wie ein Geheimsymbol wirken, dessen Bedeutung sich wiederum nur anderen Angehörigen baltendeutscher Organisationen oder einigen wenigen Fachleuten erschließt.



Abb. 6:  
Grabstein der Familie  
Kuhse aus Köslin,  
Pommern, mit  
Pommerschem Greif;  
Friedhof Wardenburg,  
Landkreis Oldenburg.  
Foto: Tobias Weger, 2005.



Abb. 7:  
Grabstein (Findling) von  
Heinz Schultz, mit ost-  
preußischer Elchschaufel;  
Friedhof Hude,  
Landkreis Oldenburg.  
Foto: Tobias Weger, 2005.



Landsmannschaftliche Wappen auf Grabsteinen können in zweierlei Hinsicht interpretiert werden: erstens können sie ein Hinweis auf die Mitgliedschaft des/der Verstorbenen in der betreffenden Vertriebenenorganisation sein. Damit sind sie ein nach dem Tod weiter wirksames Bekenntnis zu deren Verbandspolitik, die anstelle der persönlichen Erfahrungen und persönlichen Erlebnisse der Einzelmenschen ein imaginiertes Kollektivschicksal unterstellt. Zweitens können in den Fällen, in denen die jeweilige Landsmannschaft ab 1945 das ehemalige Regionalwappen übernommen hat, um damit ihren Alleinvertretungsanspruch zu unterstreichen, diese Wappen auch einfach nur ein Landschaftssymbol sein, das eine ähnliche, wenngleich weiter gefasste Bedeutung hat wie ein Ortsname. Dies trifft etwa auf den schlesischen Adler, das alte Zeichen der piastischen Herzöge, oder den pommerischen Greif, das Symbol der Gryfitendynastie, zu. (Abb. 6)

Ein eindeutiges Bekenntnissymbol ist hingegen das am häufigsten auf Grabsteinen anzutreffende Zeichen von Vertriebenen, die ostpreußische Elchschaufel, die seit 1957 beim Deutschen Patentamt in München als geschütztes Warenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen registriert ist.<sup>56</sup> (Abb. 7) Dabei reicht die Geschichte des Elchschaufel-Symbols weiter zurück. Die siebenendige Elchschaufel wurde 1787 auf dem ostpreußischen Pferdegestüt Trakehnen/Jasnaja Pol'jana als Kennzeichen eingeführt. Politische Bedeutung erhielt sie im frühen 19. Jahrhundert während der so genannten Befreiungskriege gegen Napoleon, nach dem Ersten Weltkrieg erneut durch die gegen die Rote Armee kämpfenden ostpreußischen Freikorps. Elch und Elchschaufel fanden aber auch Eingang in die populäre Symbolik Ostpreußens: Elchdenkmäler wurden beispielsweise in Gumbinnen (1912) und Tilsit (1928) aufgestellt. 1930 komponierte Herbert Brust (1900–1968) sein „Oratorium der Heimat“, zu dem der Königsberger Beamte und Lyriker Erich Hannighofer (1908–1945) den Text des vierstrophigen Schlusschorals dichtete. Als „Lied der Ostpreußen“ erlangte es seither ungebrochene Popularität. In seiner dritten Strophe bestimmt ebenfalls ein Elch

56 Vgl. *Dilba, Benno*: Der Elch und die Elchschaufel. Symbole Ostpreußens. Hg. von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abt. Kultur. Hamburg 1995, S. 53f.; ein vergleichbares Zeichen aus dem böhmischen Bereich wäre der von Egerländer Gruppen verwendete „Huasnoantoutara“, der etwa in Bayern ebenfalls auf Grabsteinen vorkommt. Elisabeth Fendl berichtet sogar von Grabsteinen in Form dieses Egerländer Symbols; vgl. *Fendl, Elisabeth*: Beerdigung und Totengedenken in der „neuen Heimat“. In: Dies. (Hg.): Das Gedächtnis der Orte. Sinnstiftung und Erinnerung. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Adalbert Stifter Verein München und der Heimatpflegerin der Sudetendeutschen, 21. bis 23. April 2004. Freiburg 2006 (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 8), S. 81–116.



Abb. 8: Grabstein der Familie Sohmen aus Saubsdorf, Schlesien (ČSR);  
Katholischer Friedhof Oldenburg. Foto: Tobias Weger, 2005.

die Landschaftsschilderung: „Und die Meere rauschen den Choral der Zeit.  
Elche stehn und lauschen in die Ewigkeit.“<sup>57</sup>

Diese landsmannschaftlichen Wappen finden im Übrigen auch als Symbole auf Todesanzeigen Verwendung, wobei zu untersuchen wäre, inwieweit die Verwendung der Symbole auf den Anzeigen und den Grabsteinen möglicherweise auf entsprechende, speziell auf Vertriebene und deren Familien zugeschnittene Paket-Angebote von Bestattungsunternehmen zurückzuführen sind.

Manche Grabsteine deuten eine Lebensgeschichte an, ohne sie wirklich zu Ende zu erzählen. Ein Grabmal auf dem Katholischen Friedhof in Oldenburg informiert den Passanten davon, dass an dieser Stelle der aus „Saubsdorf/Ostsudeten“ stammende Steinmetzmeister Ernst Sohmen (1886–1967) und seine Angehörigen beigesetzt wurden.<sup>58</sup> (Abb. 8) Saubsdorf/Supikovice liegt

57 Lied der Ostpreußen, zitiert nach *Frank, Ernst M.* (Hg.): Ostpreußen. Ein Lesebuch. München 1990, S. 17.

58 Vgl. zu Sohmen den Bericht von Karl Froning vom 4.1.1949 zum Umsiedlerlager Thomasdorf bei Freiwalddau/Domašov, Bericht Nr. 124. In: *Turnwald, Wilhelm* (Hg.): Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen. München <sup>2</sup>1952, S. 238–250, hier S. 241: „Besonders stark mißhandelt wurde der kleine und kör-



Abb. 9: Grabstein für Agnes und Josef Hübner aus Beuthen O/S, Katholischer Friedhof Oldenburg. Foto: Tobias Weger, 2005.

im tschechischen Teil Schlesiens und besaß einst aufgrund seiner vielen Steinmetzbetriebe sowie der dort tätigen Fachschule für Steinindustrie überregionale Bedeutung.<sup>59</sup> Diese Information erschließt sich aber nur demjenigen, der mit den Gegebenheiten Schlesiens vertraut ist. Über das Schicksal des Handwerkers nach 1945 und seinen Neuanfang in Oldenburg erfährt der Friedhofsbesucher beim Betrachten des Grabdenkmals nichts.

Auf dem Friedhof von Hude (Oldb.) findet man das Grabmal von Leo Robert von Bonin (1902–1991), der als „letzter Herr auf Darsow, Krs. Stolp,

---

perlich recht unbeholfene Steinmetzmeister Sohmen aus Saubsdorf, der schließlich richtig blöd geschlagen wurde. Als Folge seiner Mißhandlungen hatte er außer seinem zerschlagenen Trommelfell auch noch eine große eiternde Wunde [...]“

59 Die unweit der einstigen preußisch-österreichischen, später deutsch-tschechoslowakischen und heute polnisch-tschechischen Grenze im Bezirk Freiwaldau/Jesenik gelegene Ortschaft Saubsdorf/Supikovice wurde aufgrund seiner – im ausgehenden 19. Jahrhundert – 33 Steinmetzbetriebe als „schlesisches Carrara“ bezeichnet. Sie bearbeiteten den vor Ort vorkommenden Granit und Marmor. Im Jahre 1886 wurde in Saubsdorf eine Staatsfachschule für Steinbearbeitung, die erste staatliche Steinmetzschule überhaupt, eröffnet, die bis 1945 bestand; vgl. *Hudec, Jindřich: Černá Voda v minulosti a dnes* [Schwarzwasser/Černá Voda in Geschichte und Gegenwart]. Černá Voda 1990, passim.

Pom[mern]“ charakterisiert wird. Ein solcher Grabstein ist auch eine Art Abgesang auf eine Welt von Gestern, auf die Welt der ostelbischen Gutswirtschaft, die vermutlich auch ohne Flucht und Vertreibung nach 1945 zum Erliegen gekommen wäre.

Andere Grabsteine sprechen eine sehr persönliche Sprache enger Verbundenheit. Auf dem Katholischen Friedhof in Oldenburg ist das Ehepaar Hübner beigesetzt, wobei Josef Hübner (1879–1945), „d[er] l[ie]b[e] Vater fern d[er] Heimat“, durch den ergänzenden Texthinweis „Beuthen O/S“ als gebürtiger Oberschlesier ausgewiesen ist. (Abb. 9) Solche auf den ersten Blick unscheinbar wirkenden Inschriften sprechen eine authentische Sprache, die nicht durch einen landsmannschaftlichen Jargon überfrachtet ist. Eine so gestaltete Grabinschrift ehrt einen konkreten Menschen, der von seinen Angehörigen betrauert wird, und bedient nicht das geschichtspolitische Kollektivinteresse eines Verbandes.



## Die Kirche im Dorf. Bilderwelten im Vertriebenen-Heimatsbuch

### Einführung: Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen

Heimatbücher, bei der Verschlagwortung in deutschen Bibliotheken zunächst definiert als umfassende Darstellung von Land und Leuten einer Region oder eines Ortes mit chronikalischen und volkskundlichen Schwerpunkten,<sup>1</sup> stellen eine nicht nur umfangreiche, sondern auch konzeptionell ganz eigenständige Schriftenklasse dar, die als solche bisher wenig erforscht worden ist.<sup>2</sup>

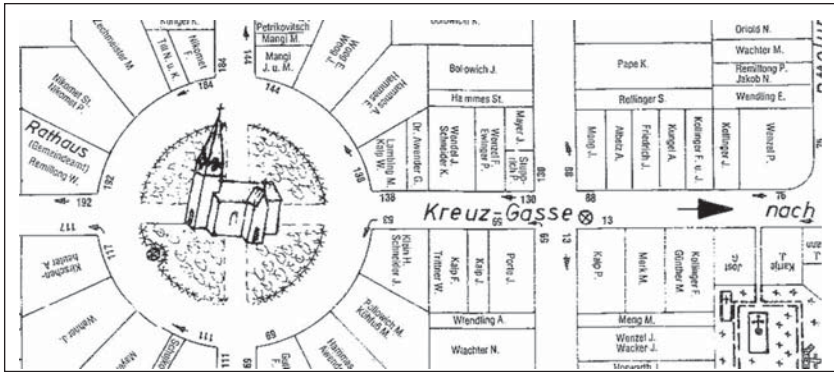


Abb. 1: Ausschnitt der Kartenbeilage von *Flassak, Lisa* (Zst.; Hg.): *Ernsthausen. Das Schicksal eines deutschen Dorfes im Banat. Ein Heimatbuch.* Rastatt 1983.

- 1 Schlagwortnormdatei (SWD) zur Sacherschließung in deutschsprachigen Bibliotheken, verwaltet von der Deutschen Nationalbibliothek, [www.dnb.de/standardisierung/normdateien/swd.htm](http://www.dnb.de/standardisierung/normdateien/swd.htm), Schlagwort 4258786-4, letzter Zugriff am 10.8.2009.
- 2 Bibliographie und erste wissenschaftliche Darstellung bei *Kessler, Wolfgang*: *Ost- und südostdeutsche Heimatbücher und Ortsmonographien nach 1945: eine Bibliographie zur historischen Landeskunde der Vertreibungsgebiete.* München, New York 1979. – Neuere Ansätze versammelt der Tagungsband einer Konferenz am Tübinger Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde: *Beer, Mathias* (Hg.): *Das Heimatbuch. Geschichte, Methodik, Wirkung.* Göttingen 2010. – Zu Vertriebenenheimatbüchern: *Orosz-Takács, Katalin*: *Die zur Erinnerung gewordene Heimat. Heimatbücher der vertriebenen Ungarndeutschen.* Diss., Eötvös-Lorand-Universität Budapest, 2007 (<http://doktori.btk.elte.hu/lit/oroszetakacs/disszertacio.pdf>), sowie *Faehndrich, Jutta*: *Eine endliche Geschichte. Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen.* Köln u.a. 2011 (Diss., Univ. Erfurt 2008).

Heimatbücher erschienen erstmals nach der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert, erlebten ihre Konjunkturen in den 1920er Jahren, danach besonders in der Bundesrepublik im Gefolge der Heimatwelle der 1980er Jahre, und existierten in der DDR nur bis Ende der 1950er Jahre. Im gesamten deutschsprachigen Raum sind etwa 3.500 Werke mit dem Titel „Heimatbuch“ bibliographisch erfassbar, darunter etwa 2.400 für insgesamt ca. 1.200 Ortschaften und Landstriche im heutigen Deutschland und ca. 600 über solche, die ihre Einwohner in der Folge des Zweiten Weltkriegs verlassen mussten. Je nach regionaler Herkunft der Vertriebenen bildeten sich durchaus verschiedene Formen der Bearbeitung der Erinnerung an die verlorene Heimat aus. Besonders für Sudetendeutsche und „Volksdeutsche“<sup>3</sup> aus Südosteuropa (Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben, Donauschwaben, Ungarn-, Bessarabien- und Bukowinadeutsche) wurde das Heimatbuch dabei zum zentralen Medium.

Diese Heimatbücher der deutschen Vertriebenen sind ein Forschungsthema an der Schnittstelle von Kulturgeschichte, Kulturosoziologie und Kulturtheorie. Sie stehen einerseits durchaus in der Tradition der aus der Heimatkunde entstandenen Heimatbücher seit dem frühen zwanzigsten Jahrhundert, andererseits sind sie gekennzeichnet vom Verlust eben der Heimat, die in ihnen beschrieben und festgehalten werden sollte. Ihre Autoren waren zumeist Laien und Angehörige der Erlebnisgeneration, die Werke in der Regel Kollektivarbeiten ehemaliger Einwohner des dargestellten Ortes, Kreises oder Landstrichs und damit in hohem Maße Arbeit am kollektiven Gedächtnis der Vertriebenen. Zugleich sind die Heimatbücher der Vertriebenen an die Autorenschaft einer Erlebnisgeneration gebunden, die die in ihnen porträtierten Orte tatsächlich noch als Sozialisationsheimat erlebt hat. Seit ungefähr 1980 sinken die Publikationszahlen kontinuierlich, seit der Jahrtausendwende erscheinen kaum noch Werke. Auch wenn für einige südosteuropäische Herkunftsregionen, deren Erlebnisgenerationen jünger und noch stärker geschlossen sind, gegenwärtig noch Heimatbücher heraus-

---

3 Zur Verwendung der Begriffe „Volks-“ und „Reichsdeutsche“ verweise ich auf *Münz, Rainer und Rainer Ohliger: Deutsche Minderheiten in Ostmittel- und Osteuropa, Aussiedler in Deutschland. Eine Analyse ethnisch privilegierter Migration.* 3., akt. und erw. Auflage, Berlin 1998 (Demographie aktuell, 9), S. 40, Anm. 5: „Im weiteren verwenden wir den Begriff ‚Volksdeutsche‘ bzw. ‚volksdeutsch‘ klassifikatorisch im Sinne ‚ethnischer Deutscher‘ (im Gegensatz zu deutschen Staatsbürgern), um die Bevölkerung außerhalb des deutschen Staatsgebietes zu kennzeichnen, die nicht über die deutsche Staatsangehörigkeit verfügt (oder verfügte), sich aber über Sprache, Kultur oder Abstammung zur deutschen Nation zählt (oder zählte). Seit den 20er Jahren erfuh der Begriff ‚Volksdeutscher‘ eine ideologische Aufladung, die wir bei der Verwendung des Wortes aber ausdrücklich nicht implizieren möchten.“

gebracht werden, kann man diese Publikationsform doch im Großen und Ganzen für abgeschlossen erklären.

An den Heimatbüchern der Vertriebenen lassen sich sowohl die Erinnerungskonstruktion einer Gruppe als auch der Umgang mit Verlusterfahrung nach Zwangsmigrationen studieren. Zugleich befinden sich die Werke in der Übergangszone vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis, denn in ihnen wollte die Erlebnisgeneration all das, was für sie verlorene Heimat und eigene biographische Erfahrung ausmachte, für kommende Generationen konservieren. Das Medium Heimatbuch sollte so den Transfer der Erinnerungen der Erlebnisgeneration ins kulturelle Gedächtnis – idealerweise der Gesamtgesellschaft – leisten. Das Gelingen oder Misslingen dieses Transfers, also die Frage, ob Kinder und Enkel der Vertriebenen sich für das Herkunftswissen ihrer Familie interessieren und deren Heimatbücher lesen würden, beschäftigte die Autoren mit zunehmender zeitlicher Distanz zu den Ereignissen immer mehr. In der Tat ist schwer nachzuweisen, dass die Heimatbücher auch noch jenseits der Erlebnisgeneration rezipiert würden.

Anhand der Werke lassen sich zudem spezifische regionale Mythen der deutschen Vertriebenen verschiedenster Herkunftsregionen respektive der späteren Landsmannschaften und Heimatverbände ermitteln, die klar zeigen, dass die Vertriebenen eben nicht die homogene Gruppe bilden, als die sie bis heute in der Öffentlichkeit oft wenig differenziert angesehen werden. Kontinuität, Wandlung und Modifikationen dieser in den Heimatbüchern versammelten regionalen Erzählungen geben überdies Auskunft über den Eingliederungsprozess der Vertriebenen in der Bundesrepublik, insbesondere über die Rolle ihrer politischen Selbstvertretungen. Wie sich in der Analyse ihrer Heimatbücher herausstellt, sind die zahlreichen landsmannschaftlichen Gruppen, die in der Bundesrepublik unter dem Oberbegriff „Vertriebene“ subsumiert werden, in ihrer Erinnerungskonstruktion extrem unterschiedlich. Hierbei erweisen sich vor allem die eigenen politischen Vertretungen, die Vertriebenenverbände und Landsmannschaften, als bestimmender Faktor. Ihre politische Ausrichtung sowie ihr Organisations- und diskursiver Durchsetzungsgrad bei den Mitgliedern der Gruppen bestimmen weitgehend das, was in den Heimatbüchern gemeinschaftlich als Erinnerung konstruiert wird. Nicht zuletzt lässt sich an der thematischen Zusammensetzung der Werke zeigen, was für ihre Autoren Heimat im Angesicht ihres Verlusts war, nämlich vor allem das soziale Gefüge, der soziale Raum, dessen Geborgenheit und Sicherheit die Autoren nach 1945 ebenso wie ihre geographische Heimat erzwungenermaßen verlassen mussten.<sup>4</sup>

---

4 Dazu ausführlich *Faehndrich* (wie Anm. 2).



### *Die Bildauswahl der Heimatbücher*

Heimatbücher bieten nicht nur Text, sondern auch Abbildungen verschiedenster Art, von handgezeichneten Karten über historische Ortsansichten bis zu Familienfotos. Bei der Lektüre der Werke zeigt sich bald, dass der entscheidende Faktor für die Menge an Bildmaterial, die ein Heimatbuch enthält, nicht die Bedeutung der Bilder war, sondern das Geld, das für die Drucklegung zur Verfügung stand. Abbildungen, insbesondere wenn sie auf hochwertigem, speziell für Fotoreproduktion geeignetem Papier gedruckt werden sollten, waren ein erheblicher Kostenfaktor bei der Herstellung. Vielfach entschuldigten sich Herausgeber für den Mangel an Abbildungen, der allein der schwachen Finanzlage geschuldet sei.<sup>5</sup> Im Gegenzug präsentieren sich Werke, die finanziell besonders gut ausgestattet waren, stolz mit großen Abbildungsteilen auf teurem Hochglanzpapier.<sup>6</sup> Qualität und Menge der Abbildungen im Heimatbuch waren in der Tat ein großer Prestigefaktor und Ausweis der Prosperität der jeweiligen Heimatortsgruppe. Aus der jeweils ganz unterschiedlichen Finanzkraft resultiert daher auch eine sehr heterogene Bebilderung, so dass sich wenig allgemeingültige Aussagen über die Bilderwelten der Heimatbücher treffen lassen. Die Bildtheorien der Kunst- und Kulturwissenschaften helfen hier zum Verständnis wenig, da eben die Auswahl weniger dem Stellenwert des Dargestellten als vielmehr externen Faktoren unterlag. Neben den Grenzen der Finanzierbarkeit bestimmte auch die eingeschränkte Verfügbarkeit die Bebilderung. Vielfach waren die Flüchtlinge und Vertriebenen mit wenig mehr als den Kleidern am Leib im Westen angekommen, der Zugang zu Archiven in der alten Heimat war lange versperrt. So wurde in den Heimatbüchern oft das wenige abgedruckt, über das man selbst verfügte.

### *Schnappschüsse und Gruppenfotos als Identifikationsangebote*

Insbesondere Werke über kleine Orte, zu denen es kaum publiziertes Material gab, hatten ersichtlich mit dem Bildermangel zu kämpfen. Stattdessen behalf man sich mit Familienfotos und Schnappschüssen aller Art. Natürlich hatten auch diese ihren Wert und eine spezifische Funktion für die Gruppe, sonst

5 Beispielsweise in *Brauer, Wilhelm u.a. (Hg.): Der Kreis Karthaus. Ein westpreußisches Heimatbuch. Landschaft, Geschichte, Erinnerungen, Bilder, Gedichte, Erlebnisse, Lebensbilder.* München 1978, S. 4.

6 So enthält *Brosche, Wilfried* (Bearb.): *Leitmeritz und das böhmische Mittelgebirge. Ein Heimatbuch über den Kreis Leitmeritz in Böhmen, umfassend die Gerichtsbezirke Leitmeritz, Lobositz, Auscha und Wegstädtl.* Hg. vom Heimatkreis Leitmeritz. Fulda 1970, wie im Werk S. II explizit vermerkt, 105 Zeichnungen im Text, acht Kunstbeilagen, drei historische Karten, 20 Stadt- und Ortspläne, 196 Bilder in einem eigenen Abbildungsteil sowie eine mehrfarbige Kreiskarte.



Familie König bei der Weinlese

Abb. 2: Aus *Hauck, Johann*: Tschawa-Piliscsaba. Heimatbuch zur Geschichte des Dorfes Piliscsaba und seiner Bewohner, den Tschamern. Hg. vom Heimatverein Piliscsaba. Ettlingen 1988, S. 255.



Abb. 3: Aus *Gottzmann, Roswitha / Schwarz, Ruth* (Red.): Heimatbuch Seifrodau. Erinnerungen an Schlesien und an das Leben einer Dorfgemeinde. Meschede 2001 (Heimatklänge; Sonderausgabe), S. 147.



Abb. 4: Aus *Linkner, Jost* (Hg.): Heimatbuch Auen–Kuschma. Das Bären Dorf am siebenbürgischen Karpatenurwald. Wels 1999, S. 131 (linke Abb., Anfang des 20. Jahrhunderts), S. 128 (rechte Abb., 1959).

hätten sie kaum Eingang in die Werke gefunden. Auf Klassenfotos konnte der Leser sich selbst, Freunde und Bekannte wiedererkennen, Privatfotos zeigten typische Dorffamilien (Abb. 2 und Abb. 3).

Zum Fundus der oftmals einzig erhaltenen Fotos gehören regelmäßig solche von wichtigen Eckpunkten im Lebenslauf: Taufe, Kommunion und Konfirmation, Musterung und mit Abstand am häufigsten die Hochzeit. Solche Hochzeitsfotos zeigen beispielsweise bei den deutschen Gruppen aus Südosteuropa die pittoresken historischen Trachten, bei den nach 1945 im Land Verbliebenen eine auch im kommunistischen System aufrechterhaltene Tradition, wie zwei Bilder aus Siebenbürgen aus dem frühen 20. Jahrhundert und von 1959 zeigen (Abb. 4). Zwar sind die reich verzierten Überjacken, der so genannte Kirchenpelz, und auch die Gebetbücher verschwunden, der Bräutigam trägt Anzug und das Brautpaar lächelt nun zeitgemäß, aber Brautkleid und Kopfbedeckung sind auch im Sozialismus noch die selben wie im 19. Jahrhundert. Dennoch zeugen vor allem solche Schnappschüsse in schwankender Qualität wie das unscharfe Familienfoto mit Hausschwein



Abb. 5:  
Aus Mader, Rudolf (Hg.): Unser  
Troppau. Ein Heimatbuch. Bd. 1 [mehr  
nicht erschienen]. Bamberg 1950, S. 215.

(Abb. 3) davon, dass man im Heimatbuch oft druckte, was man eben hatte, weil anderes nicht zur Verfügung stand. Mit abnehmender Professionalität der Werke steigt in der Regel auch der Anteil von Fotos aus dem privaten Album, jedoch lassen zahlreiche Abbildungen aus Privatbesitz keineswegs umgekehrt auf ein wenig professionelles Werk schließen.

Allerdings kann es bei solchen „privaten“ Bildern zu Verständnisschwierigkeiten beim nicht zur Gruppe gehörenden Leser kommen, die unter Umständen das Abgebildete rätselhaft bleiben lassen, wie bei einem Foto aus einem mährischen Werk von 1950 (Abb. 5). Was die „Parkindianer“ darstellten, als die sich die Kinder 1935 verkleideten, wird wohl nie mehr rekonstruiert werden können, zumal im Buch Erklärungen dazu fehlen. Hier verwandelt sich die Überlieferung, die im Heimatbuch eigentlich für nachfolgende Generationen gespeichert werden sollte, in blindes, kaum mehr aufschließbares Wissen, das nur den Beteiligten zugänglich war und letztlich reiner Selbstzweck bleibt.

### *Regionale Erzählungen und Unterschiede*

In den Bilderwelten der Heimatbücher lassen sich klare landsmannschaftliche Unterschiede ausmachen. Vor allem bei Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten findet sich mehr offizielles Bildmaterial, vermutlich wegen der höheren Anzahl von Publikationen, die als Fundus für Abbildungen zur Verfügung standen, aber auch weil die Beteiligten häu-



Abb. 6: Karte aus *Brosche, Wilfried* (Bearb.): Leitmeritz und das böhmische Mittelgebirge. Ein Heimatbuch über den Kreis Leitmeritz in Böhmen, umfassend die Gerichtsbezirke Leitmeritz, Lobositz, Auscha und Weststädt. Hg. vom Heimatkreis Leitmeritz. Fulda 1970, S. 37.

fig vormalige Verwaltungsangehörige waren. Wichtigstes Insignium dieser häufig als Rechenschaftsberichte der ehemaligen Verwaltungen fungierenden Werke sind Stadt- und Kreiswappen, die in kaum einem Buch fehlen und prominent auf Einband oder Vorsatzblatt prangen. Doch auch bei anderen Landsmannschaften sind Ortswappen ein wichtiges Bildelement, ebenso wie die Karten, die den Ort geographisch lokalisieren. Der Anteil an offiziellem oder bereits publiziertem Bildmaterial ist jedoch bei Heimatbüchern über die ehemaligen deutschen Ostgebiete deutlich höher als bei anderen Herkunftsregionen. Bei Ostpreußen, Schlesiern, Ostbrandenburgern, Ostpommern und Sudetendeutschen prägen Karten vom Frontverlauf kurz vor Kriegsende, Treckwege sowie Sprachgrenzenkarten in gemischtsprachigen Gebieten das Bild, letztere vor allem bei den Sudetendeutschen (Abb. 6).<sup>7</sup> Darüber hinaus finden sich Archivadokumente und -fotos, Stadtansichten oder Postkarten. In „volksdeutschen“ Werken dominieren dagegen Fotos aus Familienbesitz, sowohl von Gebäuden als auch von Personen, handgezeichnete Ortspläne oder die erwähnten Schnappschüsse. Für alle Landsmannschaften gleich

7 Sprachgrenzenkarten sind bei den Sudetendeutschen immer zugleich politisches Instrument. Beispielsweise verzeichnet der in Abb. 6 gezeigte Kartenausschnitt „geschlossene deutsche Besiedlung in vorhussit[ischer] Zeit“. Die Pfeile unten links suggerieren zudem, analog zu Truppenbewegungen auf militärischen Karten, ein tschechisches „Eindringen“ in „rein deutsche“ Gebiete.

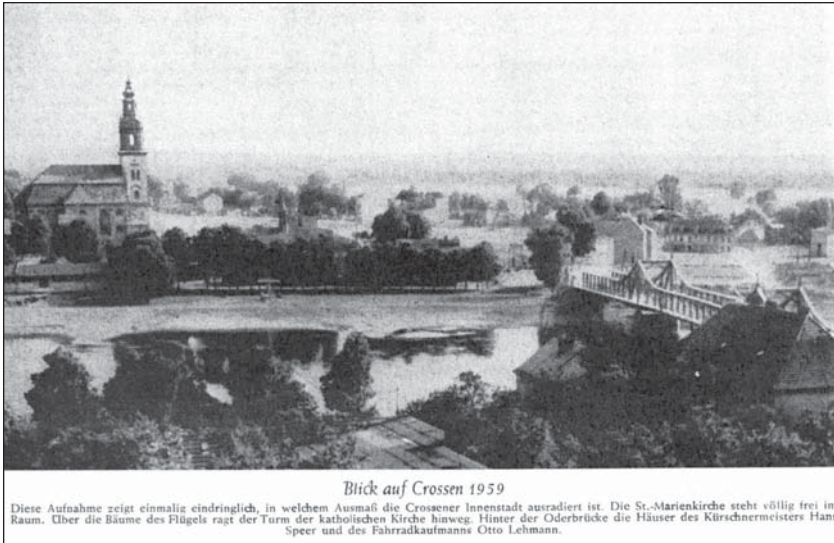


Abb. 7: Aus *Wein, Karl*: Wo die Zeit mündet in die Ewigkeit. Ein Heimatbuch der Stadt Crossen/Oder. Kiel 1962, S. 8.

bedeutsam sind Gruppenbilder, die dem Leser der Erlebnissgeneration ein hohes Identifikationspotential boten, weil wohl ein jeder im Laufe des Lebens vor Ort einer dieser Gruppen angehört hatte: Kindergartenkinder, Schulklassen, Konfirmandengruppen, Jugendbünde, Freiwillige Feuerwehren, Militärjahrgänge, Lehrerkollegien, Damenkränzchen, Vereine aller Art sowie nicht zuletzt Fotos von Treffen ehemaliger Einwohner im Westen. Ebenso von offiziell-repräsentativem Charakter sind die in zahlreichen „reichs-“ und sudetendeutschen Werken reproduzierten Patenschaftsurkunden samt Fotos von der feierlichen Übernahme der Patenschaft durch bundesdeutsche Kommunen, nicht selten samt einer kurzen Darstellung des Patenortes.

Im Verlauf der Nachkriegszeit veränderte sich das Bildangebot. Je besser die materielle Situation der Vertriebenen, aber auch die institutionelle Förderung ihrer Einrichtungen, desto größer wurde der Bildanteil. Nach den Ostverträgen konnten oft auch Archive vor Ort konsultiert und aus deren Beständen Abbildungen genutzt werden. Hier und da fanden aktuelle Fotografien des Ortes Eingang in die Werke, jedoch lange Zeit lediglich zur Illustration des beklagten Verfalls nach 1945 (Abb. 7). Erst ab ungefähr 1990 tauchen vermehrt Farbaufnahmen in den Werken auf. Zuvor waren nicht nur aus Kostengründen Schwarzweißfotos die Regel, die häufig historische Ortsansichten in unversehrt Vorkriegszustand zeigten und damit das Bild

einer von den Zeitläuften unberührten Heimat vermittelten. Rückblickend wird die Vertreibung so auch als Modernisierungsschock wahrgenommen, selbst von Vertriebenen aus hochindustrialisierten Regionen wie Schlesien. Dies steht mit einem anderen in den Werken beobachtbaren Phänomen im Zusammenhang: Die Geschichtsdarstellung des Heimatortes endet in der Regel mit dem Jahr 1945 und der Vertreibung der deutschen Bevölkerung. Danach fällt die verlorene Heimat gleichermaßen aus der Geschichte heraus. So wird auch bei den schließlich möglichen Wiederbegegnungsbesuchen der Vertriebenen die sichtbare Veränderung und Weiterentwicklung, beispielsweise in Form von Modernisierung und Industrialisierung, oft als „Zerstörung“ der alten Heimat und ihres „Charakters“ wahrgenommen.<sup>8</sup> Erst im Moment des Wiedersehens mit der alten Heimat, deren Bild retrospektiv vollkommen statisch gedacht wurde, wurden die Heimwehreisenden offenbar der Veränderung in Raum und Zeit gewahr, die stattgefunden hatte, seit sie diesen Ort verlassen mussten.

Vor allem bei den Deutschen aus Südosteuropa, namentlich den Siebenbürger Sachsen, belegen jedoch in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten aktuelle Farbfotos einen regen Kontakt mit der alten Heimat, der in den Werken obendrein eine über das Jahr 1945 hinausgehende eigenständige Geschichte zugestanden wird. Schließlich erleichterte der Einzug des Computerzeitalters Bildverarbeitung und -reproduktion und führte zu einem höheren Anteil an Abbildungen in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren.

Was an Ortsansichten und Gebäuden in den Werken bildlich repräsentiert ist, hing, wie schon erwähnt, davon ab, welches Bildmaterial überhaupt verfügbar war. Der am häufigsten abgebildete Gebäudetyp sind Kirchen, vor allem bei den Deutschen aus Südosteuropa, doch lässt sich auch hier keine klare Dominanz festmachen. Dennoch kann man davon ausgehen, dass diese Überrepräsentanz mit der Bedeutung der Kirchgemeinden für das soziale Leben der Gemeinschaften zusammenhängt, in Siebenbürgen verstärkt durch die kulturgeschichtliche Bedeutung der mittelalterlichen Kirchenburgen. Häufig ist bei jüngeren Büchern ein aktuelles Farbfoto der – womöglich frisch renovierten – Kirche zugleich das Titelbild. Dagegen sind Landschaftsaufnahmen eher selten, ein Befund, der sich übrigens auch auf der Textebene widerspiegelt. Auch die Bilder von der Vertreibung der

---

8 So beispielsweise in *Lang, Johann* (Hg.): Heimatbuch Altschallersdorf. 640 Jahre Schicksale einer südmährischen Gemeinde des Znaimer Thayabodens 1307–1945/47. Maissau 1998. Hier heißt es auf S. 11: „In den siebziger Jahren wurden die schönen Bauernhäuser von den neuen Herren geschleift, und durch totale Verbauung mit geschmacklosen Hochhäusern der Charakter dieser bäuerlichen Landgemeinde vernichtet.“



Abb. 8: Aus *Linkner, Jost* (Hg.): Heimatbuch Auen-Kuschma (wie Anm. 11), S. 201.

Deutschen, die mittlerweile durch ihre ubiquitäre Verwendung in den Medien schon zu ikonographischen Schlagbildern<sup>9</sup> geworden sind, sucht man in den Heimatbüchern vergebens. Denn in den Heimatbüchern wollten die Vertriebenen vor allem das Leben *vor* der Vertreibung dokumentieren, und so ist der Verlust der Heimat zwar stets mindestens als Subtext präsent, steht jedoch nicht im Mittelpunkt der Werke.

Singulär bleibt das Heimatbuch des oberschlesischen Kattowitz, das seine teuren Tiefdruckseiten mit Fotos von Hochöfen, Gruben und Industrieanlagen füllt.<sup>10</sup> Bei solchen von Außenstehenden zunächst als Kuriosa wahrgenommenen Bilderwelten handelt es sich bei näherer Betrachtung um genau das, was den Ort oder Landstrich auszeichnete und von anderen abhob. So wie der Wald und die Bären das siebenbürgische Kuschma, in dessen Forsten Nicolae Ceaușescu zu jagen pflegte, nur nach gut präparierter Beute, wie das Heimatbuch augenzwinkernd bemerkt und mit Fotos vom Diktator mit großer Jagdgesellschaft und nicht weniger als vier erlegten Bären (Abb. 8) illus-

9 *Diers, Michael*: Schlagbilder. Zur politischen Ikonographie der Gegenwart. Frankfurt am Main 1997.

10 *Majowski, W.* (Hg.): Kreis Kattowitz. Deutscher Lebens- und Wirtschaftsraum in Oberschlesien. Ein Heimat- und Gedenkbuch. Salzgitter-Bad 1964, z.B. vier ungezählte Seiten mit s/w-Abbildungen zwischen S. 64 und S. 65.



triert.<sup>11</sup> Doch bei weitem nicht jedes Heimatbuch vermittelt dem Leser einen solch prägnanten Eindruck vom Eigentümlichen des Ortes.

Fotos von Einzelpersonen im Heimatbuch, so sie nicht dem Bestand zufällig vorhandener Schnappschüsse entstammten, zeigen bekannte oder verdiente Persönlichkeiten des Ortes, nicht selten auch die Autoren des Buches, die sich auf diese Weise verewigten und ein wenig für ihre Mühen bei der Bucherstellung belohnten.

### *Mental Maps*

Ein anderer zentraler und für den Leser durchaus faszinierender Typ von Abbildungen in Heimatbüchern sind die handgezeichneten Ortspläne, die sich in zahlreichen Werken finden. Oft sind diese dem Buch sogar als großformatiger Faltpfan beigegeben, der herausgenommen werden und so beim Besuch des Ortes idealerweise als Orientierungshilfe fungieren kann.

Diese Ortspläne sind häufig kleine detailfreudige Meisterwerke der Zeichen-, ja der naiven Kunst.<sup>12</sup> Sie unterscheiden sich grundlegend von gängigen Landkarten, Stadtplänen und amtlichem Kartenmaterial – ein Ortsfremder hätte Mühe, eine aktuelle Karte des Ortes mit diesen *mental maps*<sup>13</sup> in Übereinstimmung zu bekommen. Doch sagen sie sehr viel aus über die subjektive Bedeutung und symbolische Aufladung des Raumes für die Gruppe seiner ehemaligen deutschen Bewohner. Nicht nur Straßen, Häuser und Verwaltungsgebäude, sondern auch für die Gemeinschaft wichtige Einrichtungen wie die Praxis des Dorfarztes, Kirchen und Schulen, sehr häufig Dorfbrunnen, Druschanlagen, Weinkeltereien, Spritzenhäuser der Feuerwehr, manchmal auch Trafostationen, regelmäßig Wegkreuze, Denkmale, Fluren, Viehweideflächen sowie nicht zuletzt Parks, Flüsse, Seen und Berge sind darauf verzeichnet. Häufig ist das, was besonders wichtig für die Gruppe war, auf den Karten eben auch besonders hervorgehoben, wie in der Abbildung zu Anfang dieses Beitrags (Abb. 1) die Kirche als sichtbarer Mittelpunkt des Ortes und der Gemeinschaft.

11 *Linkner, Jost* (Hg.): Heimatbuch Auen–Kuschma. Das Bären Dorf am siebenbürgischen Karpatenurwald. Wels 1999, S. 201, „Nicolae Ceausescu [sic] als Bärenjäger in Kuschma“, S. 198–202.

12 Siehe auch Abb. 1 aus *Flassak, Lisa* (Zst.; Hg.): Ernsthäuser. Das Schicksal eines deutschen Dorfes im Banat. Ein Heimatbuch. Rastatt 1983, Kartenbeilage, Ausschnitt. Die Häuser rund um die Kirche sind nummeriert und namentlich gekennzeichnet.

13 *Conrad, Christoph* (Hg.): Mental maps. Geschichte und Gesellschaft [Themenheft] 28 (2002), Nr. 3.

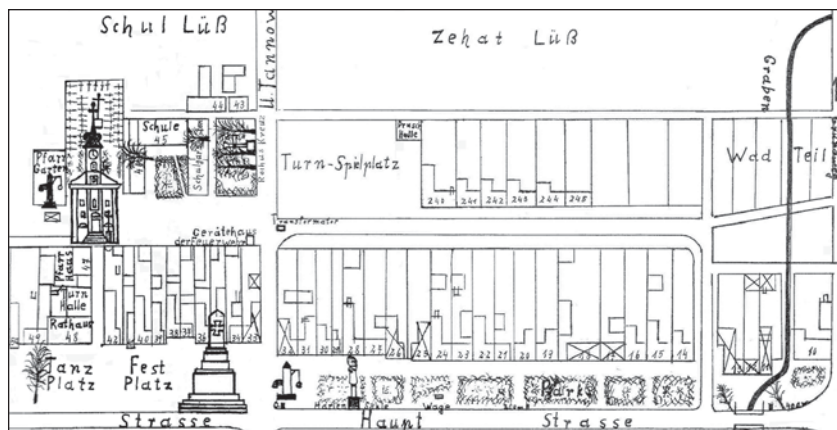


Abb. 9: Ausschnitt aus der Kartenbeilage zu *Herbst, Julius* (Hg.; Zst.): Guldenfurth. Ein Heimatbuch. Hg. vom Arbeitskreis Guldenfurth. Heidelberg 1966.

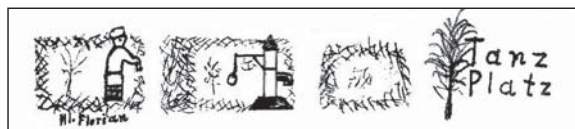


Abb. 10: Detail aus der Kartenbeilage zu *Herbst* (wie Abb. 9). Dargestellt sind eine Heiligensäule des Sankt Florian, des Schutzpatrons der Feuerwehr, und ein Pumpbrunnen.

Eine der bemerkenswertesten Karten ist die des mährischen Guldenfurth. Darauf sind unter Verzicht auf Zentralperspektive und Proportionalität besonders wichtige Elemente übergroß und die für den Zeichner offenbar sehr bedeutsamen Kirchen, Denkmale und Heiligensäulen sowie Bäume, Grünanlagen und Brunnen zudem auch plastisch dargestellt. Nach 1945 zerstörte Häuser sind mit einem Kreuz markiert. Auf einen Blick kann man an der Fülle von Details die zentralen Plätze des Dorfes identifizieren, an denen sich rund um Schule, Kirche, Rathaus, Gerätehaus der Feuerwehr, Tanzplatz und Festplatz das soziale Leben abspielte. Sichtlich der Mittelpunkt der Karte und des Ortes ist das auf dem Festplatz stehende Kriegerdenkmal, dem die gleiche Größe und symbolische Bedeutung wie der Kirche beigemessen wird (Abb. 9 und Abb. 10).

In der Regel sind diese Ortspläne nicht genordet, wie sonst auf Karten üblich, sondern so ausgerichtet, wie es der Erinnerung des Zeichners entsprach (Abb. 11). Zwar positioniert meist eine Windrose den Ort im geographischen Raum, viel wichtiger ist aber die Relation zur Umgebung, angezeigt

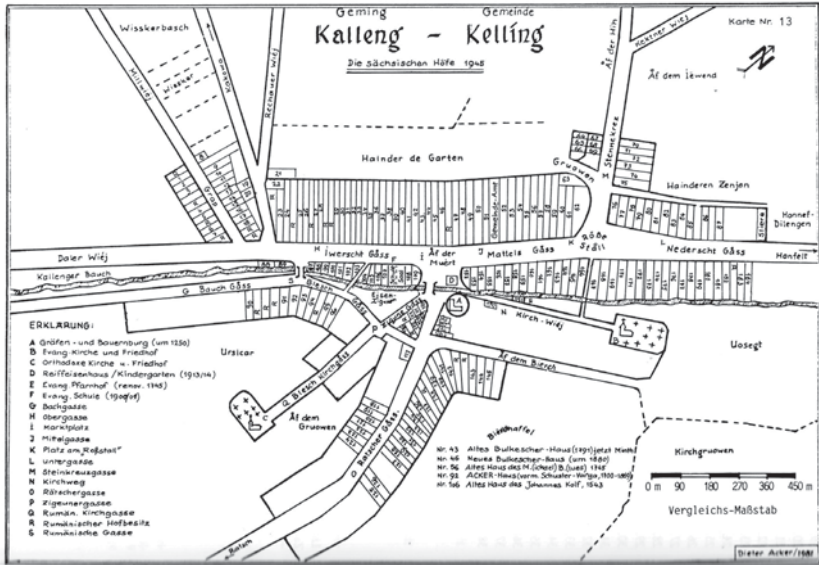


Abb. 11: Ortsplan aus *Acker, Hans: Heimatbuch Kelling. Geschichte einer sächsischen Gemeinde im siebenbürgischen Unterwald*. Wolfhagen 1983, S. 276.

durch Wegweiser an den Ausfallstraßen („Straße nach/von ...“). In kleinen Orten sind diese Pläne zugleich eine Art kartiertes Einwohnerverzeichnis, in dem man anhand der nummerierten Häuser die Wohnung jeder (deutschen) Familie nachvollziehen kann: Wer wohnte in einem großen Haus am Markt, wer nur in einem kleinen am Ortsrand? Ganze Nachbarschaften und vielleicht der Grund für manche Eheschließung lassen sich so rekonstruieren.

### *Vergessene Nachbarn*

An den Ortsplänen zeigt sich jedoch auch, genau wie schon in den Texten, dass die Gemeinschaft der Vertriebenen aus einem Ort, die Zielgruppe des jeweiligen Heimatbuches, stets nur die deutschsprachigen – und christlichen – Einwohner meinte. Selbst bei Gegenden, in denen in der Zwischenkriegszeit auch Einwohner anderer ethnischer oder religiöser Herkunft zur örtlichen Gemeinschaft dazugehört oder mindestens Zugang zu ihr hatten – und dies verhielt sich in den Herkunftsregionen der Vertriebenen durchaus unterschiedlich –, fand nach der Vertreibung eine Reduzierung allein auf die (christlichen) *deutschen* Bewohner statt. Selbst wenn die Autoren, wie vielfach bei Werken über ehemals multiethnische Herkunftsregionen der Fall, sich bemühten, andersnationale Nachbarn im Heimatbuch zu berücksichti-

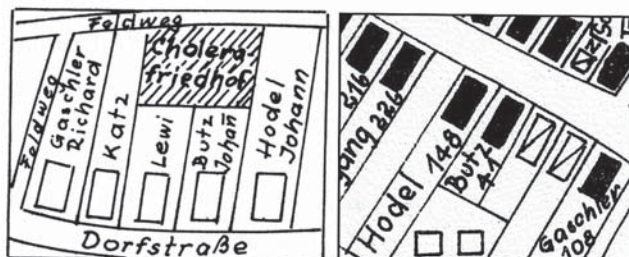


Abb. 12: Rein, Kurt / Rademacher, Walter (Hg.): Fratautzer Heimatbuch. Augsburg 2005, linke Bildhälfte: Kartierung Cholerafriedhof, ebd. S. 51, rechte Bildhälfte: Kartenbeilage, Ausschnitt. Auf der rechten Abbildung aus dem Ortsplan ist in der oberen rechten Ecke klein ein „jüdisches Bethaus“ als „N“ eingezeichnet.



Abb. 13:  
Legende zur obigen Kartenbeilage.

gen, sieht man doch an den Ortsplänen, dass diese „Anderen“ zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung für die Gruppe nicht relevant waren, weil sie nicht (mehr) dazugehörten. Dahinter stand nicht notwendigerweise ein bewusster Ausschluss aus der Gemeinschaft, wie man am Ortsplan einer Gemeinde aus der Bukowina sehen kann (Abb. 12 und Abb. 13). Das Heimatbuch des Ortes widmet der lokalen rumänischen Bevölkerung ein eigenes Kapitel, verzeichnet aber auf dem Ortsplan nur deutsche Einwohner namentlich – jüdische und rumänische Nachbarn bleiben Leerstellen, deren Häuser verwaist wirken. Die rumänischen Anwesen sind überdies bemerkenswerter Weise kleiner gezeichnet als deutsche und jüdische. Als an einer Stelle im laufenden Text die Lage eines Cholerafriedhofs im Dorf im 19. Jahrhundert kartiert wird, tauchen zwei auf dem großen Ortsplan anonymisierte jüdische Nachbarn namentlich als „Katz“ und „Lewi“ auf (Abb. 12, links). Die Autoren wussten also durchaus noch, wie ihre jüdischen Nachbarn hießen, doch hatten deren Namen nach der Vertreibung im Westen keinerlei Relevanz mehr für die Mitglieder der Heimatortsgemeinschaft. Schließlich zählten die ehemaligen jüdischen Nachbarn, falls sie überhaupt noch am Leben waren, nicht zum Zielpublikum eines Vertriebenenheimatbuchs, ebenso wie sie nicht mehr zur Gemeinschaft zählten.

Dass die jüdische Bevölkerung in den Heimatbüchern kartographisch ausgeblendet wird, hat seinen Grund auch darin, dass die Mehrheit der Ortspläne den letzten Stand vor der Vertreibung der Deutschen wiedergibt, als keine

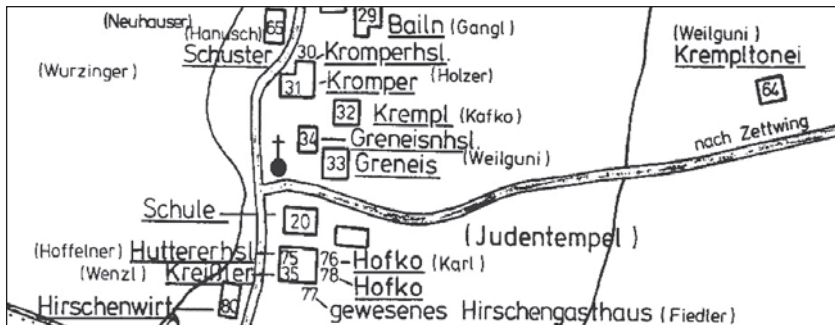


Abb. 14: Detail des Ortsplans des Dorfes Ziernetschlag/Bělá (wie Anm. 14).

Juden mehr im Ort lebten. Die vertriebenen und ermordeten ehemaligen Nachbarn fallen auf diese Weise aus der Erinnerung im Kartenbild heraus. Manch ein Ortsplan zeugt auch nur unfreiwillig vom Verschwinden der Juden aus der Gemeinschaft, wie der eines böhmischen Straßendorfes, auf dem neben einem Haus die Bezeichnung „Judentempel“ auftaucht (Abb. 14). Im Text findet sich weder eine Erklärung noch eine Erwähnung von Juden am Ort, doch auch in der Liste der Häuser sind Nr. 75–78 mit dem Hausnamen „vulgo Judentempel“ beschrieben.<sup>14</sup> Ob es sich hier um eine Arisierung im Jahre 1938 oder eine weiter zurückliegende Umnutzung handelt, ist nicht mehr feststellbar, doch der Hausname hat sich im Volksmund erhalten.

An der Karte mit dem „Judentempel“ (Abb. 14) zeigt sich auch ein anderes Phänomen, das in den Heimatbuchttexten immer wieder feststellbar ist: die Verständnisbarriere für nichteingeweihte Leser. So wenig rekonstruierbar ist, wann der „Judentempel“ zum regulären Wohnhaus wurde und die Juden aus dem Ort verschwanden, so wenig kann der Leser mit den Spitznamen anfangen, die zur Bezeichnung der Häuser und ihrer ehemaligen Bewohner verwendet werden. Auch beim abgebildeten kunstvollen Ortsplan von Guldenfurth (Abb. 9 und Abb. 10) steht der Leser, der nicht aus dem Ort stammt, ratlos vor den verzeichneten Details namens „Wad Teil“, „Schul Lüß“, „Heana-Hüwel“ und „Kreiz-Braten“.<sup>15</sup> Die handgezeichneten Ortspläne sind also ebenso oft wie die Texte nur für die Erlebnisgeneration konzipiert und berücksichtigen nicht den Verständnisgraben, den spätere Generationen bei der Erschließung des überlieferten Wissens zu überwinden haben.

14 Spörker, Johannes (Red.): Heimatbuch der Pfarrei Meinetschlag, Bezirk Kaplitz im Böhmerwald. Vertreibungsdokumentation. Ein Gedenkbuch. Hg. von dem Pfarrkomitee der Pfarrei Meinetschlag. Steyregg 2002, S. 168.

15 Alle Nennungen entstammen der Kartenbeilage zu *Herbst* (wie Abb. 9).

Ein letzter wichtiger Abbildungstyp, bei dem es sich jedoch streng genommen nicht um Bilder im engeren Sinne handelt, sind reproduzierte Dokumente. Aufgrund der oft mageren Quellenlage, die der schlechten Zugänglichkeit von Archiven und der Überlieferungslage für kleine Ortschaften geschuldet ist, haben Dokumente und Archivalien jeglicher Art einen hohen Stellenwert für die Heimatbuchautoren. Bei der Auswahl der in den Werken reproduzierten Dokumente gibt es zwei epochale Schwerpunkte: die Ansiedlungszeit, sofern für die Region relevant, und die Vertreibung. Ansiedlungspatente, Ansiedlerlisten und Urbare haben großen Wert für die Darstellung des fundierenden Mythos der „Besiedlungsgeschichte“, überdies sind sie eine wichtige Quelle genealogischer Forschung. Die Dokumente zur Vertreibung der deutschen Einwohner stammen vielfach aus persönlichem Besitz: Umsiedlerausweise, aufbewahrte Transportaufforderungen, aber auch Dokumente aus Archiven und Literatur werden reproduziert, nicht immer mit klarer Herkunftsangabe. Im jeweils letzten Jahrzehnt noch von der Erlebnisgeneration getragener Heimatbuchpublikation treten in „reichs-“ und sudetendeutschen Werken diese Reproduktionen fast an die Stelle eigenständiger Texte, weil die mündliche Überlieferung durch den Generationenwechsel schon annähernd weggebrochen ist. Diese „zu spät gekommenen“ Werke drucken, teils seitenweise, teils wahllos, Archivalia aus mittlerweile leicht zugänglichen Archiven ab und wandeln sich damit vom Erinnerungsbuch zur wilden Quellenedition. Insgesamt steigt der Anteil reproduzierter Dokumente in den wenigen Heimatbüchern, die in den letzten beiden Jahrzehnten überhaupt noch erschienen sind, massiv an.

Die Bilderwelten der Heimatbücher sind vielgestaltig, aber sie lassen nur in wenigen Fällen generalisierende Rückschlüsse auf die von den Autoren vertretenen Sichtweisen oder allgemein auf die Erinnerungsarbeit der Vertriebenen zu, weil zahlreiche externe Faktoren die Anzahl und Auswahl der Abbildungen bestimmten. Trotzdem lassen sich viele an den Texten der Werke gewonnene Befunde anhand der Abbildungen bestätigen und konkretisieren. Dazu zählt die Beschränkung der Werke auf die ehemaligen deutschen, nichtjüdischen Einwohner des Ortes als Zielpublikum ebenso wie die Darreichung des in den Werken gespeicherten Wissens als für den Nichteingeweihten schwer erschließbarem Insiderwissen. Doch selbst rein impressionistisch vermitteln viele Werke trotz der ganz unterschiedlichen Bebilderung einen lebhaften Eindruck von regionalen Eigenheiten der alten Heimat, und sei es mit Hilfe von Familienfotos und Schnapsschüssen. Nicht zuletzt die handgezeichneten *mental maps* erzählen auch dem Nichtmitglied der Gruppe viel über die symbolische Topographie der verlorenen Heimaten.



*Karl Braun*

„Liberec ist noch immer auf der Suche nach seinem Gesicht und seiner Seele.“

Ein kritischer Blick auf mehrsprachige Foto- und Heimatbücher der Stadt Liberec 2001–2007

In memoriam Hans Lemberg 1933–2009

Liberec ist ohne den Jeschken nicht zu denken; den Jeschken aber, und was er für sie bedeutet, erschaffen sich die Menschen, die mit ihm aufwachsen, die in seinem Umkreis ihren Alltag bewältigen, die in seiner Präsenz oder in der Erinnerung an ihn leben, in ihrem Denken immer von Neuem. Er war der Reichenberger Hausberg und er ist der von Liberec, die Signatur der Gegend.<sup>1</sup>

Der Jeschken, so heißt es in dem dreisprachigen Fotoband „Durch die Liberecer Region“, der 2003 von der Bezirksverwaltung Liberec herausgegeben wurde, trennte zwei Welten: „die rege Industrieregion im Norden des Quellgebiets der Neiße [...] mit überwiegend deutscher Bevölkerung“ und den „ruhigen landwirtschaftlichen Süden, wo die tschechische Bevölkerung lebte. Das vergangene Halbjahrhundert brachte in dieser Hinsicht zwar viele Änderungen, doch die Berge verloren nichts von ihrer Schönheit, den Werten der Natur oder dem Reiz der vom Menschen geprägten Schönheit“.<sup>2</sup> Andere Stellen des Buches – die erste allgemein auf die Region bezogen, die zweite speziell Český Ráj / das Böhmisches Paradies betreffend – entwerfen eine ähnliche, von der Geschichte abgekoppelte Kontinuität der Natur, eine lange, von Menschen unabhängige Dauer von Berg und Fels: „Die Berge und Felsen stehen seit urenigen Zeiten ohne Bewegung, nur ihre Besitzer und Landesverwalter kamen und gingen.“<sup>3</sup> – „Die Menschen, die hier vor so langer Zeit lebten, dass wir ihre Herkunft nicht kennen, wurden vor zweieinhalb Jahrtausenden von den Kelten abgelöst. Jahrhunderte lang wohnten

- 
- 1 Einmal hatte ich das Glück, die lange Bahnfahrt von Marburg nach Liberec und zurück gemeinsam mit Hans Lemberg bestreiten zu dürfen, was die Möglichkeit zu ausführlichen Gesprächen bot. Am meisten beeindruckt hat mich auf dieser Reise, wie bei der Einfahrt nach Liberec der in Reichenberg aufgewachsene Hans Lemberg voller Begeisterung vom Jeschken zu schwärmen begann. – Für kritische Lektüre danke ich Elisabeth Fendl und Tomáš Kasper.
  - 2 *Liberecký kraj* (Hg.): *Libereckým krajem – Through the Liberec Region – Durch die Liberecer Region*. Text von *Miroslav Nevrlý*. Liberec 2003, S. 7.
  - 3 *Nevrlý* (wie Anm. 2), S. 10–11.



hier dann die Germanen. Heute ist es still, nur das Rauschen des Waldes, die leise Stimme des Rotkehlchens, eines zarten Vogels.“<sup>4</sup>

Die proklamierte Zeitlosigkeit der Natur wird in allen drei hier angeführten Zitaten unterlaufen von Geschichtlichkeit, von einem Wandel in der Bevölkerung, der jedoch keine klare Benennung findet. „Über allen Gipfeln ist Ruh/ in allen Wipfeln spürest du / kaum einen Hauch...“: Die von Goethe benannte Spannung zwischen zeitlosem Gebirge und spürbarer, durch die Anrufung eines *Du* nicht zu negierender Präsenz von Geschichte im unmerklichen Windspiel der Wipfel wird in den zitierten Textstellen ebenfalls melancholisch aufgelöst: in der Dauer der – auch von Menschen gestalteten – Schönheit der Berge, im Wechsel des Besitzstandes, der in einem „nur“ eingefroren ist, und vor allem in der „leisen Stimme des zarten Vogels Rotkehlchen“. Eine doppelte, in sich spannungsgeladene Unfähigkeit tut sich auf: das Nicht-Benennen-Können der jüngeren Geschichte und gleichzeitig ihr Nicht-Verschweigen-Können.<sup>5</sup>

Mein Beitrag zu diesem Tagungsband will nicht die Ästhetik des Verlusts behandeln, sondern einen – sehr eingeschränkten – Aspekt der aktuellen Ästhetik des Gewinns auf der Gegenseite, eines nicht unproblematischen Gewinns, da dieser von Gespenstern einer unaufgearbeiteten Vergangenheit unterfüttert und bevölkert ist. Diese Aussage mag als erste Bilanz der von mir gesichteten Bildbände und Fotobücher aus Liberec und seiner Umgebung gelten. Ich habe solche Publikationen ausgewählt, die einerseits Stadt und Region repräsentativ darstellen und die sich andererseits – durch Mehrsprachigkeit – an ein internationales Publikum wenden; es handelt sich um folgende Titel:

- Karel Čtveráček und Jan Mohr: Liberec/Reichenberg. Mezi vzpomínkou a přítomností/ Zwischen Erinnerung und Gegenwart. Liberec 2001, 200 Seiten, zweisprachig (im Fortgang: Čtveráček/Mohr 2001).

4 Nevrlý (wie Anm. 2), S. 173.

5 Eine Ausnahme stellt dar: *Suchl, Jan*: Das stille Isergebirge. Praha 2006, S. 58. Er benennt zwar dieses Motiv: „Nur der Wald, der ewige Wald dauert. Der Wald nährt Jizerka seit je“, aber bei Suchl ist die Kontinuität eingebettet in die Tradition menschlicher Arbeit mit dem Wald, deshalb kann hier die Vertreibung klar, ohne melancholische Umschreibung benannt werden, S. 57f.: „Den größten Aufschwung erlebt Jizerka am Anfang des 19. Jahrhunderts, als der bekannte Glasunternehmer Riedel eine Glashütte gründete. Sie war fast bis zum 1. Weltkrieg in Betrieb, bis sie von dem unbarmherzigen ökonomischen Druck vernichtet wurde. [...] Seit der Zeit ist Jizerka wieder nur ein Dorf der Holzfäller, Waldarbeiter und Förster. In der Zeit der Ersten Republik, während der Okkupation und auch 15 Jahre nach der Befreiung. Nur die Zahl der Einwohner verringerte sich auf Grund der Vertreibung.“

- Liberecký kraj (Hg.): Libereckým krajem – Through the Liberec Region – Durch die Liberec Region. Text von Miroslav Nevrlý. Liberec 2003, 223 Seiten, dreisprachig (im Fortgang: Nevrlý 2003).
- Město/ The City of/ Stadt Liberec. Fotografie: Šimon a Jan Pikousovi. Text: Jan Šebelka. Liberec 2003, unpaginierte Fotoseiten + 24 Textseiten, dreisprachig (im Fortgang: Město I, 2003).
- Karel Došek, Jan Pikous mladší, Jan Pikous starší, Šimon Pikous, Jan Šebelka: Město/ The City of/ Stadt Liberec. Liberec 2007, 144 Seiten, dreisprachig (im Fortgang: Město II, 2007).<sup>6</sup>

Ich möchte nicht verschweigen, dass ich die meisten dieser Veröffentlichungen als Präsent von Freunden aus Liberec oder von offizieller Seite, zum Beispiel bei Empfängen im Rathaus, entgegennehmen durfte. Man möge es mir nicht als Undankbarkeit auslegen, wenn ich diese nun kritisch auf ihren Umgang mit der Vergangenheit hin mustere und durchforste. Da mich genau die kritische Aufarbeitung der neueren tschechisch-deutschen Vergangenheit zu einer Tagung nach Liberec geführt hatte,<sup>7</sup> fiel mir beim Durchblättern und bei der Suche nach der Präsenz dieser geteilten Vergangenheit deren Fehlen auf; so entstand die Idee dieser genaueren Sichtung unter folgender Fragestellung<sup>8</sup>:

- Wie stellt sich in Büchern, die sich als repräsentative Heimatbücher verstehen und die sich – aufgrund ihrer Mehrsprachigkeit – an Besucher und Touristen, nicht zuletzt also auch an Vertriebene, deren Kinder und Enkel wenden, die Tatsache der Vertreibung dar?
- Findet in die Texte und in die Bildauswahl dieser Publikationen, die in einem Fall dem Muster „Liberec einst und jetzt“ folgen und somit Kontinuität suggerieren, die höchst problematische Überführung der von deutscher Bevölkerung geprägten Stadt Reichenberg in die heutige tschechische Stadt Liberec Eingang, und wenn ja, auf welche Weise?
- Welche Rolle spielt bei der Thematisierung bzw. Nicht-Thematisierung des Bevölkerungswechsels die Entstehungszeit der Bücher?

6 Diese Veröffentlichung ist eine völlig neu konzipierte und neu gestaltete Fortführung des vorherigen gleichnamigen Titels.

7 Die Beiträge der vor allem von Tomáš Kasper, Liberec, organisierten und vom Institut für Pädagogik und Psychologie der Technischen Universität Liberec und vom Institut für Europäische Ethnologie/ Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg gemeinsam veranstalteten Arbeitstagung „Tschechen und Deutsche – Nachbarn im gemeinsamen Staat“ am 9./10.2.2006 in Liberec sind veröffentlicht in: brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei, NF 14 (2006).

8 Siehe hierzu auch *Novotný, Lukáš*: „Unsere Deutschen“? Einstellungen in den tschechischen Grenzgebieten zur deutsch-tschechischen Vergangenheit. In: brücken 2006 (wie Anm. 7), S. 161–180.

Die Frage nach der zeitlichen Einpassung zuerst: Die vier zur Diskussion stehenden Titel sind zwischen 2001 und 2007 entstanden, also mehr als ein Jahrzehnt nach dem Kollaps der realsozialistischen ČSSR und der nachhaltigen Öffnung der Grenzen nach 1989. Sie gruppieren sich um den Zeitpunkt des Beitritts Tschechiens zur Europäischen Union am 1. Mai 2004.

Die in den frühen 1990er Jahren anfangs herrschende Euphorie über die offenen Grenzen<sup>9</sup> war jedoch mit Verunsicherung und Unwägbarkeit hinsichtlich der Zukunft und dadurch mit Angst-Potential vermischt, besonders in den vor 1945 mehrheitlich deutsch besiedelten Gebieten Tschechiens. Der erfolgte Bevölkerungstransfer, man mag ihn als Abschub/odsun, als Vertreibung oder als auf nationale Reinheit abzielende „Entmischung“ (= ethnische Säuberung)<sup>10</sup> bezeichnen und zu definieren versuchen, stellte eine „Altlast“ dar, zum einen, weil mit dem Sturz des sozialistischen Regierungssystems die Rechtslage und somit die Legitimität der Eigentumsverhältnisse – angeheizt von Vertriebenenverbänden – in Zweifel gezogen werden konnte, zum anderen, weil die Vorgeschichte und die zumeist gegebene Randlage am „Eisernen Vorhang“ eine gesellschaftliche Entwicklung dieser Gebiete noch stärker behindert hatte, als dies in anderen Teilen der Tschechoslowakei der Fall war.

Der Historiker Tomáš Staněk hat in seinem Aufsatz „Das Auseinandergehen mit den Deutschen. Ein Blick von tschechischer Seite“ die Stimmung im Grenzgebiet im Jahr 1991 zu fassen versucht: „Jedesmal, wenn ich mich in einem der besonders traurig aussehenden Orte des böhmischen oder mährisch-schlesischen Grenzgebietes befand, empfand ich – anfangs nur in Form flüchtiger Impressionen – die Bedrängung durch ein und die-

---

9 Siehe hierzu z.B.: *Skriebeleit, Jörg*: Vom Ende der Welt zur Mitte Europas. Fremd- und Selbstwahrnehmung an der bayerisch-böhmischen Grenze nach 1989. In: Roth, Klaus (Hg.): Nachbarschaft. Interkulturelle Beziehungen zwischen Deutschen, Polen und Tschechen. Münster, New York, München u.a. 2001, S. 327–348; *Pavlas, Jiří*: Die Bedeutung der EU-Osterweiterung für die Region. Gedanken aus kultureller und sozialer Sicht zu Vor- und Nachteilen, zu Erwartungen und Befürchtungen. In: Fleischer, Astrid; Meier, Christoph; Troeger-Weiß, Gabi (Hg.): Nachbarn im Haus Europa. Perspektiven der EU-Osterweiterung für die Region. Tutzing 1998, S. 42–47.

10 Siehe *Lemberg, Hans*: Reinheit und Reinigungen in religiöser Doktrin, Ideologie, Nation. In: Malinar, Angelika und Martin Vöhler (Hg.): Un/Reinheit. Konzepte und Praktiken im Kulturvergleich. München 2009, S. 227–250. Und: *Lemberg, Hans*: „Ethnische Säuberung“: Ein Mittel zur Lösung von Nationalitätenproblemen? In: Mit unbestechlichem Blick. Studien von Hans Lemberg zur Geschichte der böhmischen Länder und der Tschechoslowakei. Festgabe zu seinem 65. Geburtstag, hrsg. von Seibt, Ferdinand; Hoensch, Jörg K.; Förster, Horst u.a. München 1998, S. 377–396.

selbe Frage: Was ist hier geschehen? Warum kommen einem gerade an diesen Plätzen sonderbar triste Gedanken? Warum ruft das Bild der Landschaft, der Leute und ihrer Siedlungen den Eindruck von etwas Unverankertem, Verlassenem und gleichzeitig Unerfülltem, Provisorischem hervor? [...] Ich hatte oftmals auch den Eindruck, daß die Menschen, die hierorts lebten, von einer gewissen inneren Bedrücktheit, resonierend [sic] über den betrüblichen Konturen der äußeren Umwelt, gezeichnet waren, und daß manch einer etwas zu suchen schien, ohne sich erinnern zu können, was es denn sei.“<sup>11</sup>

Diese Impression von Tomáš Staněk mag auch noch für die frühen 1990er Jahre Stimmigkeit beanspruchen; sie reflektiert aber vor allem die Geschehnisse zwischen 1945 und 1989: Es sind rückwärts gewandte Überlegungen und Empfindungen. Das heißt, dass Menschen aus verschiedensten Teilen der tschechoslowakischen Republik in diesen Gebieten versuchen mussten, heimisch zu werden. Es handelt sich um ein Heimisch-Werden unter den Bedingungen einer – nicht zuletzt von offizieller Seite gepuschten – Verdrängung. Denn alles Schönreden der Vertreibung, zum Beispiel als unabwendbare Notwendigkeit für die Neugründung des Staates, oder der Versuch, sie umzudeuten und zu verleugnen,<sup>12</sup> hat auch vor 1989 das prekäre Wissen um den Zusammenhang von Neuankommen und Abschub nicht zu neutralisieren vermocht. Durch die Grenzöffnung und die sich entwickelnde grenzüberschreitende Zusammenarbeit konnte das Thema neu gefasst und auf anderer Ebene behandelt werden. Doch die alten Traumata – auf beiden Seiten – waren damit nicht ausgeräumt, im Gegenteil: Sie erfuhren Aktualisierung und Neuformulierung. Der gegebene Neu-Anfang jedoch beinhaltete ebenso die Chance der Abmilderung und vielleicht auch der Überwindung dieser Traumata – ein Prozess allerdings, der, soll er erfolgreich sein, Geduld, gegenseitiges Zuhören und Verständnis, vor allem aber Zeit, viel Zeit für sich in Anspruch nimmt.<sup>13</sup>

---

11 Staněk, Tomáš: Das Auseinandergehen mit den Deutschen. Ein Blick von tschechischer Seite. In: Becher, Peter und Hubert Ettl (Hg.): Böhmen. Blick über die Grenze. Viechtach 1991, S. 99–108, hier S. 99.

12 Während meiner Zeit als Lehrender am Bachelor-Studiengang zur Ausbildung von DeutschlehrerInnen an der Pädagogischen Fakultät der Karls-Universität in Prag (1992–1997) verwunderte mich immer wieder das Erstaunen von – nicht wenigen – Studierenden darüber, dass die Deutschen, die in Folge des Zweiten Weltkrieges das tschechoslowakische Territorium hatten verlassen müssen, nicht alle mit den Hitler-Truppen ins tschechische Gebiet gekommen, sondern zum allergrößten Teil seit Generationen im Land ansässig gewesen waren.

13 Siehe: Braun, Karl: Grenze und Kulturvergleich. Zur Semantik des „Wir“ und „die Anderen“. In: Grosch, Nils und Sabine Zinn-Thomas (Hg.): Fremdheit – Migration – Musik. Kulturwissenschaftliche Essays für Max Matter. Münster, New York, München u.a. 2010, S. 45–59, hier vor allem S. 52–55.

Auch die offiziellen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Tschechien gestalteten sich um das Jahr 2000 „trotz des Nachbarschaftsvertrages von 1992, der Einrichtung einer gemeinsamen deutsch-tschechischen Historikerkommission [...] und trotz der gemeinsamen Regierungserklärung der beiden Staaten aus dem Jahr 1997, die einen vergangenheitspolitischen Konsens herstellen sollte“,<sup>14</sup> als nicht einfach. In seinem Aufsatz „Zähe Erinnerung. Der tschechisch-deutsche Dissens über die Vertreibung“ aus dem Jahr 2005 stellte Jan Pauer bilanzierend fest, es „genügt bis heute ein kleiner Anlaß, um neue Spannungen hervortreten zu lassen“.<sup>15</sup>

Nach dem Jahr 2000 und dem sich abzeichnenden EU-Beitritt Tschechiens aber hat die Situation merkliche Veränderungen erfahren: Die Rechtsordnung hatte sich – trotz aller Anzweiflung – als stabil erwiesen, durch die grenzüberschreitende Vernetzung und Zusammenarbeit und deren Dynamik zeichnete sich eine Überwindung der zum Teil durch die Grenzlage bedingten Rückständigkeit ab, der Tourismus war zu einem nachhaltig ausschlaggebenden ökonomischen Faktor geworden, der auch in der Selbstrepräsentation der Kommunen und Kreise Berücksichtigung finden musste.

Die vier hier zur Diskussion stehenden Veröffentlichungen über Liberec fallen genau in diese Zeitspanne. Sie sind zum einen der neu gewonnenen, in der EU-Mitgliedschaft verankerten Sicherheit geschuldet und sie drücken zum anderen durch das anvisierte Publikum die Notwendigkeit der Thematisierung der Geschehnisse der Vergangenheit aus. Denn die Bücher richten sich in ihrer touristischen Ausrichtung, ihrer Internationalität und Repräsentativität nicht zuletzt auch an Betroffene und deren Nachkommen. Sie sind somit, ob sie es wollen oder nicht, durch die Frage nach dem Jetzt-Zustand und seiner Vorgeschichte zum Teil von Erinnerungspolitik und -kultur geworden. Erinnerungskultur ist ein umkämpftes Feld: „Für die jeweilige Gesellschaft spezifische Erinnerungen werden [...] ‚gepflegt‘, so dass Erinnerungskulturen einerseits prägend auf das Leben dieser Gemeinschaft einwirken, andererseits von deren Bedürfnissen nach Selbstidentifizierung und -bestätigung geformt werden. Dies bedeutet, dass Erinnerungskulturen bestimmte historische Ereignisse, Verhalten etc. besonders betonen, andere Aspekte der Vergangenheit dagegen weitgehend ausblenden können. Insofern kann man Erinnerungskulturen als den spezifischen Umgang einer Gemeinschaft mit der Vergangenheit verstehen: Die Gemeinschaft steht in ihrem

---

14 Pauer, Jan: Zähe Erinnerung. Der tschechisch-deutsche Dissens über die Vertreibung. In: *Mittelweg* 36, 14. Jg. (2005), Heft 3, S. 19–34, hier S. 19.  
15 Ebd.

Schatten und kann diesen nicht verlassen. Dies gilt um so mehr, wenn die negativen Seiten der eigenen Geschichte ausgeblendet, ‚vergessen‘ werden.“<sup>16</sup>

Das Ergebnis dieser Recherche hinsichtlich der Präsenz von problematischer Vergangenheit, das ist schon angedeutet, fällt für die Veröffentlichungen vor 2004 äußerst mager aus, für den Stadtraum von Liberec fast noch magerer als in den schon angeführten Zitaten zum Naturraum mit Berg, Fels und Ausflugsorganisation, „dem Reiz der vom Menschen geprägten Schönheit“.<sup>17</sup> Karel Čtveráček und Jan Mohr (2001), die mit dem gegenüberstellenden Prinzip „Liberec damals, Liberec heute“ arbeiten, dokumentieren vor allem Kontinuität und Diskontinuität in der Architektur, hinter der die Menschen als Akteure ihrer Stadt völlig ohne Kontur bleiben, ja verschwinden: „Veränderungen erfuhren auch die erwähnten Türme, hauptsächlich der [...] Rathausturm, von dessen Spitze zuerst der Ritter verschwand und später auch der fünfzackige rote Stern.“ – „Im Jahr 1991 wurde das Symbol an der Spitze des Rathausturmes schon zum dritten Mal ausgewechselt. Der Autor des fünfzackigen Sterns, der von 1952 bis 1989 (mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1968) die Spitze zierte, ist zwar unbekannt, aber der geschmiedete böhmische Löwe im Kreis, der heute den höchsten Punkt des Rathauses beherrscht, stammt vom bildenden Künstler Jiří Gdovín aus Liberec.“<sup>18</sup>

Der Wechsel vom „Ritter“, einer Rolandsfigur, die seit 1892 das Stadtrecht und den Schutz der Stadt symbolisierte, zum fünfzackigen Stern – wurde er 1968 wirklich abmontiert? Oder handelt es sich bei der Bemerkung zur „kurzen Unterbrechung“ eher um ein metaphorisches Benennen des „Prager Frühlings“? – und zum jetzigen böhmischen Löwen, geht in diesem Text ohne jeden soziokulturellen Hintergrund vor sich. Wer um die Bedeutung weiß, versteht, wer nicht, erfährt nichts, was ihm weiter helfen könnte. Man sieht Ansichten von Gebäuden und Plätzen, die seit 100 oder 50 Jahren relativ gleich geblieben sind oder nachvollziehbare Veränderung erfahren haben. Über die Menschen aber, die 1910, 1940 oder 2000 auf den Aufnahmen zu sehen sind, erfährt man nichts – außer philosophisch angehauchte Melancholie: „Wie erlebten die Generationen vor uns die Veränderungen ihrer Stadt? Wie werden sie die Generationen nach uns erleben? Kann man diese Veränderungen nach längerer Zeit überhaupt noch erfassen? Ist

---

16 Hahn, Hans Henning; Hein-Kircher, Heidi; Kochanowska-Nieborak, Anna: Einleitung: Überlegungen zum Verhältnis von Erinnerungskultur, Versöhnung und Versöhnungskitsch. In: dies.: Erinnerungskultur und Versöhnungskitsch. Marburg 2008, S. 3–15, hier S. 3f.

17 Zitat wie Anm. 2.

18 Čtveráček/Mohr 2001, S. 5 und S. 29.

es möglich, auf diese Fragen überhaupt eine Antwort zu finden? [...] Was zwischen diesen im Bild festgehaltenen Zeiten geschah, kann dann nur die breitere geschichtliche Forschung beantworten, die das Geschehen aus zwei Grenzwerten statischer Aufnahmen der Orte und Menschen erstellt. Dieses Buch bemüht sich um eine solche Konfrontation. Es soll ein gewisses bildliches Essay sein, über das Jahrhundert einer konkreten Stadt, das den einheimischen Bewohnern neue, weitere Quellen des Erkennens der eigenen Vergangenheit zeigt und den Besuchern ein allgemeines Bild vermitteln möchte, welches das Interessante der Stadt nicht nur in der Architektur, sondern auch in der zeitlich unnachahmbaren Atmosphäre der Aufnahmen darstellt und so zum tieferen Begreifen des örtlichen Milieus beitragen kann.“<sup>19</sup>

Die phänomenologische Ähnlichkeit oder Differenz in der Architektur, wie sie im „bildlichen Essay“ gezeigt wird, löscht – entgegen der eigenen proklamierten Intention – die „Konfrontation“ zwischen Ort und Mensch. Der Essay zeigt einen vom sozialen Geschehen entleerten Stadtraum, muss ihn so zeigen, da die Spannung zwischen „den einheimischen Bewohnern“ und der „eigenen Vergangenheit“ nicht auflösbar ist. Die jetzige einheimische Bevölkerung hat an diesem Ort keine ein Jahrhundert umfassende eigene Geschichte; was nicht heißt, dass es jetzt nicht *ihr* Ort wäre. Mag der Stadtraum sich gleich geblieben sein und ortsspezifische Modernisierung erfahren haben, das Liberec von heute, eine schöne und stolze Stadt, ist dennoch nicht das Reichenberg des Industrialisierungsschubs am Ende des 19. Jahrhunderts und schon gleich nicht das Reichenberg, welches zwischen Oktober 1938 und Mai 1945 die Hauptstadt des Sudetengaus war. Es gibt für den genannten Zeitraum keine kontinuierlichen Milieus. *The past is a foreign country*.<sup>20</sup> Die sonst metaphorisch gemeinte Aussage hinsichtlich der Diskontinuität und Produktivität von Geschichte, erfährt in einem Gebiet wie dem von Liberec, das auch von Vertreibung geprägt ist, über die Metapher der eigenen Geschichtlichkeit als ethnologisch fremdzuverstehende hinaus eine weitere, auf andere Fremdheit abzielende Bedeutung.

Im Bildband „Město/ The City of/ Stadt Liberec“ (Město I, 2003), der nur künstlerische Aufnahmen der Gegenwart zeigt und mit einem knappen Textanhang (pro Sprache 7–8 Seiten) versehen ist, findet sich keine Äußerung zur Vertreibungsproblematik, während der Nachfolgeband (Město II, 2007) neben den aktuellen, ebenfalls sehr künstlerisch gestalteten Fotografien einige wenige, aber aussagekräftige historische Bilder aufnimmt, die

19 Čtveráček/Mohr 2001, S. 7.

20 „The past is a foreign country: they do things differently there“: Der Beginn des Romans „The Go-Between“ (1953) von Leslie Poles Hartley ist – vor allem im englischsprachigen Raum – zum Sprichwort geworden.

um den einleitenden Text herum gruppiert sind. Diese Einleitung führt den Begriff des *Milieus* weiter: im Begriff *Genius loci von Liberec*.<sup>21</sup>

„In der römischen Mythologie war der *Genius loci* eine Gottheit oder der Schutzgeist eines bestimmten Ortes. Heute soll dieser Ausdruck eher die spezifische Atmosphäre eines entsprechenden Gebietes beschreiben, als irgendwelche lokalen schützenden Kräfte. Der *Genius loci* entsteht über Jahrhunderte hinweg und deshalb ist es schwierig, ihn an einem solchen Ort wie Liberec aufzuspüren, einem Ort, an dem es gleich einige Male in seiner Geschichte zum Austausch seiner Einwohner kam. Dieser Umstand ist den Hussiten, beiden Rekatholisierungen, den schwedischen Truppen, der Tuchmacherei und Leinenherstellung, aber auch dem II. Weltkrieg und der Neuordnung Europas infolge des Potsdamer Abkommens und der Beneš-Dekrete zuzuschreiben. Diese radikalen Veränderungen haben Liberec auf solch nachhaltige Weise gekennzeichnet, dass es dem *Genius loci* nicht gelang, sich dauerhaft an seinen Mauern, Straßen, Plätzen und Parkanlagen anzusiedeln. Als Beispiel möge der Besitz der Reichenberger Juden dienen, der seit 1938 mindestens viermal seine Besitzer gewechselt hat. Übrigens, im gleichen Jahr lebten in Reichenberg 66 Tausend Menschen, von denen nur ganze zehn Prozent Tschechen waren. Auf diese Weise könnte man noch lange fortfahren. Die Stadt wirkt in dieser Hinsicht irgendwie unfertig; ihre vergangenen Epochen sind abgeschlossen, aber der neue Geist hat bisher nicht verwurzeln können [sic!].“<sup>22</sup>

„Auf diese Weise könnte man noch lange fortfahren“ – was für eine Bankrott-Erklärung hinsichtlich des gelieferten Parforce-Ritts durch die Geschichte! Trotz scheinbarer Übermächtigkeit von Geschichte tritt kein Argument auf, das den Vergleich der Veränderung und Neumischung der Bevölkerung, wie sie durch Migrationsbewegungen, die von den – auch ethnisch motivierten – Religionskonflikten und der Industrialisierung ausgelöst worden waren, mit dem kompletten „Austausch seiner Einwohner“, bedingt durch das Potsdamer Abkommen und die Beneš-Dekrete, einsichtig machen würde. Migrationen, wodurch auch immer forciert oder erzwungen, stellen keinen kompletten Bevölkerungsaustausch im Sinn moderner nationaler Entmischung dar. Die Vertreibung der Deutschen markiert eine ganz neue Qualität im Wandel der Bevölkerungsstruktur und wird in der historischen Gleichsetzung mit Migrationsbewegungen verharmlost, aber selbst diese Verharmlosung bietet nicht die Möglichkeit, das Geschehen klar auszusprechen: 1938 betrug der Anteil der tschechischen Bevölkerung in Reichenberg nur 10%, also ca.

---

21 Čtveráček/Mohr 2001.

22 Město II, 2007, S. 19.



6.600 Tschechen, aber wer waren die restlichen 90%? Ja gewiss, da „könnte man noch lange fortfahren“. Die Personalisierung des „Genius loci“ bringt diese unvollständig bleibende und am entscheidenden Punkte sich selbst zum Schweigen verurteilende Geschichtsaufarbeitung in die Nähe der Beschreibung der Grenzgebiete, wie sie Tomáš Staněk 1991 geliefert hat. Was dort in offensiver Weise als „Unverankertes, Verlassenes und gleichzeitig Unerfülltes“ auftritt, wird hier defensiv zum „Unfertigen“ des Genius loci, dem es „nicht gelang, sich dauerhaft an seinen Mauern, Straßen, Plätzen und Parkanlagen [denen der Stadt Liberec, KB] anzusiedeln“.

Warum fällt es eigentlich so schwer, das auszusprechen, was den Genius loci in die Ansiedlungsunfähigkeit und Heimatlosigkeit getrieben hat? Warum kann nicht gesagt werden, was, auch wenn es unbenannt bleibt, dennoch (fast) alle, die Macher wie die Leser der Bücher, wissen. Aus Reichenberg wurde der allergrößte Teil der deutschen Bevölkerung abgeschoben/vertrieben, und es hat eine Neuansiedlung im großen Stil stattgefunden. Doch wo Klartext geredet werden könnte und sollte, haben nicht benennbare, namenlose Gespenster das Regime übernommen. Eine traurige Bilanz: Denn der Genius loci, will man diesen Begriff für die spezifische Individualität und Eigenart einer Stadt verwenden, siedelt sich weniger an den „Mauern, Straßen, Plätzen und Parkanlagen“ einer Stadt an, sondern er wirkt – als Effekt im Foucaultschen Sinn – in den alltäglichen Handlungsweisen ihrer Einwohner, im Bewusstsein um die Vergangenheit dieses Ortes, im Zusammenspiel der Einwohner mit den Besuchern dieser Stadt durch Image-Bildung, in den für die Stadt typischen oder untypischen Modernisierungsschüben. Kurz: Die historische Bedingtheit der jeweiligen Stadt greift aktiv in ihr aktuelles Geschehen ein, reformuliert die spezifische „Gewordenheit und Seinsart“, den spezifischen Habitus der Stadt.

Steckt in der – in den Publikationen allenthalben sich zeigenden – Melancholie nicht vielleicht eine „stille Trauer“ darüber, dass das heterogene Miteinander von Tschechen und Deutschen durch den Nationalsozialismus und die sich ihm anschließende Vertreibung ein derartiges Ende fand? Warum „rettet“ man in der Dokumentation die frühere Lebhaftigkeit auf den Plätzen und Straßen quasi als eine für sich allein stehende, historisch „verstaubte“ und somit fast archäologische, ohne den Fokus auch auf die Prozesse des heutigen Erinnerns und der jetzigen Wahrnehmung zu richten? Was bedeutet dieses gleichzeitige Nicht-Aussprechen- und Nicht-Verschweigen-Können, die de-thematisierende Thematisierung der Vergangenheit, für das heutige Pulsieren der Stadt? Wie nehmen heutige Bürger von Liberec die Straßen und Plätze ihrer Stadt, auf denen sie sich bewegen, wahr? Die untersuchten Publikationen fordern gerade in dieser Double-Bind-Situation hinsicht-

lich der Vergangenheit einen neuen Umgang mit der Erinnerungskultur ein, drängen dazu, das gefährliche Vergessen und Ignorieren von menschlichen Schicksalen, die sich hier zwischen Deutschen und Tschechen im Alltag und im Bruch des Alltags – zeitlich versetzt und verursacht von beiden Seiten – ereignet haben, in geschichtlicher Perspektive zu erkennen und zu erinnern.

„Liberec ist noch immer auf der Suche nach seinem Gesicht und seiner Seele. Die Fotografien in dieser Publikation, die seiner Vergangenheit und Gegenwart gewidmet sind, beweisen jedoch, dass diese einhunderttausend Einwohner zählende Stadt zu den attraktiven Orten des böhmischen Nordens gehört. Darüber hinaus zeugen sie davon, dass es nicht einmal der ungerechten und grausamen Geschichte gelungen ist, den Reichenberger Genius loci völlig aus der Stadt zu vertreiben.“<sup>23</sup>

Der kritische Umgang mit Vergangenheit und Erinnerung ist immer auch Selbstsuche und Selbstverortung, ist identitäre Neujustierung: Die Handlungen, die von der eigenen, der Wir-Seite begangen wurden, vor allem diejenigen Handlungen, die kaum zu rechtfertigen sind, bedürfen einer moralisch-ethischen Neubewertung. Diese ist oft nicht einfach, sie ist schwer zu leisten: Einsozialisiertes Wissen und Solidarität mit der „Wir-Gruppe“, Stolz und Trotz den „Anderen“ gegenüber, Scham und Angst, das Gesicht zu verlieren, stehen ihr entgegen. Unter gewissen politischen Konstellationen aber wird, durch äußeren Druck (*push* Faktoren) und innere Bereitschaft, sei diese anfangs auch nur bei marginalen, kleinen Gruppen aus Wissenschaft und Zivilgesellschaft gegeben (*pull* Faktoren), eine solche Neubewertung gegen alle Widerstände erfolgen.

Die tschechische Gesellschaft befindet sich in einer solchen Situation des Neu-Überdenkens der eigenen neueren Geschichte.<sup>24</sup> Die Amnesie, der gesellschaftlich-öffentliche Erinnerungsverlust, welcher durch die Einbindung in die sozialistischen Staaten des Warschauer Pakts erzwungen und durch die militärische Niederschlagung des „Prager Frühlings“ verschärft wurde,

---

23 Město II, 2007, S. 19.

24 Zu nennen wäre hier das Theaterstück „Porta Apostolorum“ (2005) von *Miroslav Bambušek*, welches als Teil des größeren Projekts „Pozdní sber/ Spätlese“ eine Aufarbeitung der deutsch-tschechischen und innertschechischen Geschichte zwischen 1939 und 1954 zu leisten versucht. Oder: der Dokumentarfilm „Zabíjení po česku/ Töten auf tschechisch“ von *David Vondráček*, der im Jahr 2010 im tschechischen wie im deutschen Fernsehen gezeigt wurde. Oder: das Projekt des 2006 gegründeten Collegium Bohemicum in Ústí nad Labem/ Aussig, das die Geschichte der Deutschen in den böhmisch-mährischen Ländern erforscht und eine museale Präsentation zum Thema der Deutschen auf böhmisch-mährischem Gebiet vorbereitet (Eröffnung 2011/2012).

weicht seit 1989 langsam, aber kontinuierlich einer Anamnese, der Sichtung der zu erinnernden Vorgeschichte von der Staatsgründung bis zum Ende der ČSSR.

Warum sollen die Geschehnisse um die Vertreibung der Deutschen nicht genauso benannt werden können wie das erste Automobil des Reichenberger Industriellen Theodor Liebig,<sup>25</sup> das Niederbrennen der Reichenberger Synagoge im November 1938<sup>26</sup> oder die Toten während des Einmarsches der Warschauer Pakt-Staaten im August 1968?<sup>27</sup> Warum kann die Villa Stross in ihrer architektonischen Besonderheit gezeigt,<sup>28</sup> nicht aber ihre zeitgeschichtliche Dimension benannt werden? 1938 hatte sie Reichskommissar Konrad Henlein als privaten Wohnsitz requirieren lassen. Denn auch der Reichsstatthalter Henlein gehört zur Geschichte Reichenbergs, und, das muss festgestellt werden, er und die von ihm angeführte Bewegung haben in ganz entscheidender Weise zur Heimatlosigkeit des „Genius loci“ in Reichenberg/Liberec beigetragen.

Damit der Genius loci der Stadt Liberec mit dem von Reichenberg einigermaßen versöhnt leben kann, ist es notwendig, dass die Akteure des heutigen Liberec sich dem Geschehenen vor gut einem halben Jahrhundert, in positiven wie in negativen Aspekten, stellen. Es muss also nicht nur die Konfliktebene thematisiert werden, sondern vor allem auch die alltäglichen Formen des produktiven Austausches und des friedlichen Zusammenlebens zwischen Deutschen und Tschechen in der langen Geschichte von Reichenberg/Liberec.<sup>29</sup>

„Es wird somit auch nicht genügen, wenn auf der Suche nach dem Verstehen der Blick nur in die Vergangenheit gerichtet wird, wenn ‚München‘ und seine Folgen für das deutsch-tschechische [...] Verhältnis durch Rationalisierung eingegrenzt und schärfer gesehen, die Darstellung der schrecklichen Taten der späten dreißiger und der vierziger Jahre möglichst von Vernebelung, aber auch von Übertreibung und Pauschalisierung der Schuld-Verdikte befreit und damit der Versuch gewagt wird, sich der Wahrheit zu nähern, ohne

25 Město I, 2003, S. 22.

26 Čtveráček/Mohr, 2001, S. 44–45; Město I, 2003, S. 23; Město II, 2007, S. 49.

27 Město II, 2007, S. 26.

28 Město I, 2003, unpaginiert / Město II, 2007, S. 95. – Übrigens ist die Villa Stross auf der Fotografie von 2007 das einzige Gebäude, auf dem die tschechische Trikolore klar zu erkennen ist. Bei der Kaserne auf der vorhergehenden Seite (S. 94) ist sie nur klein am oberen Bildrand zu sehen.

29 Siehe hierzu *Lemberg, Hans*: Quellen zur Alltagsgeschichte des Zusammenlebens von Tschechen und Deutschen in der Ersten CSR. Einige Bemerkungen. In: *brücken* 2006 (wie Anm. 7), S. 9–17.

sie je ganz erreichen zu können. Doch kann auch durch noch so intensive Rationalisierung der andauernde, von Interessenten oft zusätzlich wachgehaltene Schmerz vieler Menschen gelindert, die immer noch vorhandene, oft künstlich geschürte Angst beseitigt werden? Dazu bedarf es sicher zusätzlich auch dessen, was Psychoanalytiker ‚Trauerarbeit‘ nennen. Nur mit einer gehörigen Portion davon wird man sich auch dem nähern können, was ein schon recht abgegriffenes, aber dennoch unentbehrliches Schlagwort mit ‚Bewältigung der Vergangenheit‘ bezeichnet.“<sup>30</sup>

Teil dieser „Bewältigung“ könnte, ein kleiner Punkt in einer großen Aufgabe, das klare Aufzeigen und Benennen der – wenn auch für beiden Seiten schuld- und schamträchtigen – näheren Vergangenheit in den Heimatbüchern von Liberec sein. Denn wenn es „nicht einmal der ungerechten und grausamen Geschichte gelungen ist, den Reichenberger Genius loci völlig aus der Stadt zu vertreiben“,<sup>31</sup> dann muss es doch auch gelingen können, ihn, wenn er schon personalisiert sein soll, einem Platz zuzuweisen: als rationalisierende Aufklärung für die Bevölkerung von Liberec und seine Besucher, auch für solche, die selbst oder deren Vorfahren Reichenberger Bürger waren.

Denn der Ještěd/Jeschken hat nichts von seiner Erhabenheit, den Werten der Natur oder dem Reiz der vom Menschen geprägten Schönheit – die Architektur des himmelwärts strebenden Turmes – verloren. Unverdorbenen Genuss aber bietet diese Verschränkung von Natur und Kultur im Hausberg von Liberec nur und erst dann, wenn die an seinem Fuß durchlittene Vergangenheit auch offen kommuniziert werden kann.

---

30 *Lemberg, Hans*: „München 1938“ und die langfristigen Folgen für das Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen. In: *Das Scheitern der Verständigung. Tschechen, Deutsche und Slowaken in der Ersten Republik (1918–1938)*. Für die deutsch-tschechische und slowakische Historikerkommission hg. von Jörg K. Hoensch und Dušan Kováč. Essen 1994, S. 147–162, hier S. 162.

31 *Město II*, 2007, S. 19.



## Wie klingt Heimat? Musik/Sound und Erinnerung\*

„Heimat“ – so Grete Adam-Jäckel in den ersten Zeilen eines Gedichtes –, das ist „Wiesen- und Waldesrauschen“, „Sonne und Glockenklang“, „stilles nach innen Lauschen“, „rieselnder Bronnen Gesang“.<sup>1</sup> Auch wenn die „wahre Heimat“ nach ‚Flucht und Vertreibung‘ ‚verloren‘ bzw. ‚nicht von dieser Welt‘ ist,<sup>2</sup> wie Adam-Jäckel schreibt, vermag sie in der Erinnerung ‚nachzuklingen‘. – Der vorliegende Aufsatz möchte das Fragenfeld um eine ‚Ästhetik des Verlusts‘ zu musik- und klangbasierten Zusammenhängen öffnen und – im Anschluss an die Tagungsschwerpunkte zu Bilderwelten, Bildgedächtnis, populären Sujets und Darstellungsformen – einige Beobachtungen, Fragen und Perspektiven in die Diskussion einbringen, die um Musik bzw. Sound<sup>3</sup> als erinnerungskulturelle Medien kreisen. Diskursiv verankert ist die hier propagierte Ausweitung auf musikalisch-auditive Kontexte in einem Forschungsprojekt zur Musik- und Erinnerungskultur der Deutschen in und aus

---

\* Einige Phänomenbeispiele des Aufsatzes wurden bereits in einer früheren Studie der Verfasserin diskutiert, dort skizzierte Beobachtungsstränge werden im vorliegenden Zusammenhang jedoch auf den Fragenhorizont der Tagung ‚Heimat-Stil. Zur Ästhetik des Verlusts‘ (Freiburg 2009) bezogen und mit Blick auf diesen weitergeführt. – Vgl. Kürsten, Annelie: Musik als immaterielles Kultur- und Migrationsgut: Zu Phänomenen medialer Speicherungen und musikalischer (auditiver) Erinnerungsorte. In: ‚Deutsche Musikkultur im östlichen Europa‘. Konstellationen – Metamorphosen – Desiderata – Perspektiven (Berichte des interkulturellen Forschungsprojektes ‚Deutsche Musikkultur im östlichen Europa‘, Band 4) [im Druck].

- 1 Adam-Jäckel, Grete: Heimat ist ... In: *Dies.*: Requiem für Lucia. Weinheim 1990, S. 7.
- 2 Zwei undatierte Schreibmaschinen-Manuskripte des Gedichtes von Adam-Jäckel befinden sich im Bayerischen Hauptstaatsarchiv (BayHSTA NL Adam-Jäckel VN 11), eines ergänzt durch die Vorbemerkung „Unsere wahre Heimat ist nicht von dieser Welt“, was der im zitierten Buch abgedruckten Version entspricht. Die sudetendeutsche Heimatdichterin Grete Adam-Jäckel wurde 1910 „in Wien geboren, übersiedelte aber im Kindesalter nach Komotau, das Zeit ihres Lebens im Mittelpunkt ihres Interesses und künstlerischen Schaffens stand“. Sauer, Ingrid: Neues aus dem Sudetendeutschen Archiv. In: Nachrichten aus den Staatlichen Archiven Bayerns, 56 (2009), S. 23.
- 3 Die Verwendung der Termini Musik und Sound weist hier zugleich auf den erweiterten Beschäftigungshorizont bzw. eine Neuorientierung (musik-)wissenschaftlichen Arbeitens, das im vorliegenden Kontext eben nicht nur an musikalischen Erscheinungsformen im engeren, traditionellen Sinne (einer musikalischen Komposition, eines Werkes etc.), sondern auch an Dimensionen des Klanglichen (im Sinne von organized sound, organisierten Schallereignissen) interessiert ist, unter besonderer Berücksichtigung der jeweiligen kulturellen Kontexte.

den ost- und südosteuropäischen Siedlungsgebieten,<sup>4</sup> das aktuell Musik als ein immaterielles Kultur- und Migrationsgut und somit als eine (gelebte) kulturelle Praxis in den Blick nimmt.<sup>5</sup> Hierbei richtet sich das Interesse nicht zuletzt auch auf verschiedenartige Konstellationen der immateriellen und der materiellen respektive medialisierten Erscheinungsformen musikkultureller Praktiken und Diskurse selbst – im Sinne einer grundsätzlichen wissenschaftlichen Problemstellung, die auf theoretischer Ebene im Spannungsfeld von „Lebenswelt und Monument“ verortet werden kann.<sup>6</sup>

### *Aussagenfelder: Verlust-Rhetorik und Liedgut*

Im diskursiven Zusammenhang der Nachkriegszeit wurden verschiedene – sowohl wissenschaftlich als auch erinnerungskulturell motivierte – mediale Gedächtnisspeicher angelegt, in denen sich eine gewisse Verlust-Rhetorik manifestiert findet. Als prominentes Beispiel sei hier der volkskundliche Forschungsansatz von Johannes Künzig benannt, der ab den 1950er Jahren versuchte, das Wissen und die Erinnerungen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen zu dokumentieren,<sup>7</sup> gerade weil eine entsprechende Erfassung, wie Künzig schreibt, bereits „in absehbarer Zeit nicht mehr möglich“<sup>8</sup> sei.

- 
- 4 Für Informationen zu dem Projekt „Deutsche Musikkultur im östlichen Europa – Musikgeschichtsschreibung und Erinnerungskulturen“, das an der Abteilung für Musikwissenschaft/Sound Studies der Universität Bonn angesiedelt ist: [www.dmk-oeu.uni-bonn.de](http://www.dmk-oeu.uni-bonn.de).
  - 5 In diesem Zusammenhang ergeben sich verschiedene diskursive Übergänge zu Forschungen zum materiellen und ideellen (Flucht-)Gepäck der Heimatvertriebenen. Hierzu zum Beispiel *Fendl, Elisabeth: Aufbaugeschichten. Eine Biographie der Vertriebenengemeinde Neutraubling*. Marburg 2006 (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 91), S. 191–238, hier S. 191; *Hampe, Henrike* (Hg.): *Heimat im Koffer. Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland*. Katalog zur Sonderausstellung im Donaueschwäbischen Zentralmuseum Ulm. Ulm 2008.
  - 6 Siehe hierzu u.a. *Assmann, Aleida: Kultur als Lebenswelt und Monument*. In: Dies. und Dietrich Harth (Hg.): *Kultur als Lebenswelt und Monument*. Frankfurt/Main 1991, S. 11–25. Diesem Begriffskontext ließe sich auch die Assmannsche Denkfigur von „Fest“ und „Flüssig“ entgegensetzen (*dies.*: Fest und Flüssig: Anmerkungen zu einer Denkfigur. In: Ebd. S. 181–199). Dabei knüpfen die vorliegenden Überlegungen zudem an kulturwissenschaftlich orientierte Untersuchungen der letzten Jahre an, die – im Anschluss an Michel Foucault – auf die Erarbeitung einer ‚Archäologie des Wissens‘ zielen, in welchem Zusammenhang Materialität, Medialität und Performativität als grundlegende Dimensionen kultureller Praktiken und Diskurse herausgestellt wurden.
  - 7 Zum volkskundlichen Forschungskontext allgemein siehe: *Lehmann, Albrecht: Fünfzig Jahre nach Kriegsende – Volkskunde im östlichen Europa*. In: Habenicht, Gottfried (Hg.): *Flucht und Vertreibung. 50 Jahre danach*. Freiburg 1996, S. 34–46.
  - 8 *Künzig, Johannes: Vorwort* [Sommer 1958]. In: *Ehe sie verklingen ... Alte deutsche Volksweisen vom Böhmerwald bis zur Wolga*. Freiburg <sup>3</sup>1977 (Veröffentlichung aus dem Volkskunde-Tonarchiv Freiburg des Instituts für ostdeutsche Volkskunde), S. 3.

Für Künzig ist es ganz explizit der drohende Verlust kultureller Praktiken (die von der nach Flucht und Vertreibung zerstreuten Erlebnisgemeinschaft fortan nur noch erinnert werden können), der – gewissermaßen programmatisch – eine noch rechtzeitige mediale Aufzeichnung im Sinne einer Archivierung und somit Bewahrung motiviert, eben bevor die Lieder, Erzählstoffe oder Erinnerungen „verklingen“.<sup>9</sup> Die Überzeugung, das „sonst dem Untergang Geweihte [rechtzeitig] in die Scheunen [...] tragen“ zu müssen, stellt nach Hermann Bausinger ja bereits seit dem 19. Jahrhundert eine Grundmotivation volkskundlichen Arbeitens dar, so dass „das Hereinströmen der Flüchtlinge eine geradezu klassische Situation“ schuf.<sup>10</sup>

Ein vergleichbarer Bewahrungsansatz kann auch im Kontext anderer Sammelaktivitäten der Nachkriegsjahrzehnte beobachtet werden, sowohl mit Blick auf oral tradiertes Lied- und Erzählgut, als auch mit Blick auf die Zusammenstellung bereits publizierten Liedguts der ‚verlorenen Heimat‘. Letzteres trifft unter anderem auf zahlreiche Liederbücher (Abb. 1) zu, die seit den 1950er Jahren von landsmannschaftlichen Vereinigungen herausgegeben wurden, mit Bezug auf das jeweils regional- und gruppenspezifische Liedgut einer bestimmten ‚ostdeutschen Kulturlandschaft‘ bzw. stammesgeschichtlichen Gruppierung.<sup>11</sup> In den entsprechenden Vorworten lässt sich dabei eine vom Verlust der Heimat bestimmte Narration bzw. Sammel- und Erinnerungslogik beobachten: So heißt es etwa in *Wie's daheim war. Liederbuch der Oberschlesier* (1953), dass die Oberschlesier „durch das große Leid, das über [sie] hereinbrach, das Singen verlernt“ hätten: „Zwar klingen unsere Heimatlieder uns noch in den Ohren, aber die Texte sind ent-

---

9 Das Ver- bzw. Erklingen der Lieder ist dabei vor allem an die Lebenszeit der primären Überlieferungsträger selbst gebunden (gewissermaßen als Wissensbevollmächtigte und Einzelkünstler).

10 Bausinger, Hermann: *Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse*. Tübingen 1979, S. 142.

11 Janosch, Herrmann und Rudolf Woide (Bearb.): *Wie's daheim war. Liederbuch der Oberschlesier*. Verlag Landsmannschaft der Oberschlesier e.V., Fulda 1958 [1. Auflage 1953]; Scholz, Wilhelm / *Landsmannschaft Ostpreussen* (Hg.): *Ostpreussisches Liederbuch*. Würzburg 2005; *Pommersche Landsmannschaft* (Hg.): *Mien Pommerland. Pommersches Liederbuch*. Hamburg 1958; Wagner, Hermann (Hg.): *Unverlierbare Heimat. Lieder der Deutschen im größeren Vaterland*. Bad Godesberg 1958; Schwab, Alexander im Auftrag der Landsmannschaft aus Rußland e.V. (Hg.): *Rußlanddeutsches Liederbuch*. Kludenbach 1991; *Arbeitskreis für Schlesisches Lied und Schlesische Musik durch Gerhard Pankalla und Gotthard Speer* in Zusammenarbeit mit der Landsmannschaft Schlesien, dem Heimatwerk Schlesischer Katholiken und der Gemeinschaft Evangelischer Schlesier (Hg.): *Der schlesische Wanderer. Ein Liederbuch*. Rodenkirchen/Rhein 1959. – Vgl. hierzu auch: Kohlhaas, Dirk: *Die Fortschreibung einer ‚Musik der deutschen Stämme‘ nach deren Entwurzelung*. In: *Deutsche Musikkultur im östlichen Europa* (wie \*).





Abb. 1: Liederbücher mit Liedgut der ‚alten Heimat‘ (Auswahl 1953–1959).

schwunden, unsere schönen Liederbücher im Osten geblieben.“<sup>12</sup> Auch in *Unverlierbare Heimat. Lieder der Deutschen im größeren Vaterland* (1958) setzt das Vorwort beim Liedgut „der entrissenen deutschen Ostgebiete“ an, das es „lebendig zu erhalten [gelte], damit das innere Anrecht auf Rückkehr [...] wachbleibe“, was explizit als „die Aufgabe dieses Liederbuches“ formuliert wird.<sup>13</sup> In *Der schlesische Wanderer* (1959) liest man, dass die Sammlung „der Gegenwart und Zukunft dienen“ will, da „das gesungene Lied [...] die Seele [des schlesischen] Volkes wach“ halte, wobei „der Schlesier [in diesem Liederbuch] seine klingende Heimat wiederfinden“ solle.<sup>14</sup> – Ähnliche Formulierungen lassen sich in verschiedenen Liederbüchern und deren Neuauflagen finden; das Motto der siebten Auflage des Liederbuchs *Brücke zur Heimat* aus dem Jahr 1999 kann hierbei als formelhaftes Modell der beobachtbaren Aussagen gelesen werden: „Heimat lebt fort im Liede“.<sup>15</sup>

Aber noch einmal zurück zu Johannes Künzig, der seine Forschungsergebnisse bekanntlich nicht nur in wissenschaftlichen Publikationsorganen wie dem „Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen“ veröffentlichte, sondern diese – was erinnerungskulturell aufschlussreich erscheint – explizit auch durch die Publikation des aufgezeichneten Liedguts bzw. Liedvortrags der primären Überlieferungsträger dokumentiert hat. Schallplatten-Kassetten wie *Ehe sie verklingen... Alte deutsche Volksweisen vom Böhmerwald bis zur Wolga* (1958; Abb. 2) scheinen dabei – ergänzt durch umfangreiche Begleithefte<sup>16</sup> – ganz gezielt auch eine Art medialer Erinnerungsarbeit ermög-

12 Janosch/Woide (wie Anm. 11), S. 3.

13 Wagner (wie Anm. 11), S. 6.

14 Pankalla/Speer (wie Anm. 11), S. 4.

15 Hobinka, Edgar (Hg.): *Brücke zur Heimat. Liederbuch der deutschen Landschaften*. Wetzlar 1999 [1. Auflage 1964], S. 7.

16 In den Begleitheften finden sich neben Liedtranskriptionen und Fotos u.a. Ausführungen zu den ursprünglichen Sing- und Musiziersituationen.

**HERDERS TON-BILD-BUCH**

DasersteHerder-Ton-Bild-Buchbringtalte deutsche Volksweisen vom Böhmerwald bis zur Wolga. Sie sind nicht nur Eigentum dieser deutschen Siedlungsgebiete im Osten und Südosten Europas, sondern zugleich Zeugnisse des deutschen Volksliedes überhaupt, das dort durch Jahrhunderte unberührt erhalten geblieben ist. Die Lieder werden in ihrer ursprünglichen Vortragsweise gesungen und sind um so kostbarer, als die Überlieferung mit den Sängern aus diesen Landschaften dahinzugehen droht. Hör zu, ehe sie verklingen! Über die Landschaft und die Kultur, in denen die Volksweisen beheimatet sind, berichtet der Text- und Bildteil des Bandes. Er enthält außerdem alle Liedertexte der vier Langspielplatten, ergänzt durch musikalische Hinweise.



**Künzig**  
**EHE**  
**SIE**  
**VERKLINGEN...**

Alte deutsche Volksweisen vom Böhmerwald bis zur Wolga mit 4 Schallplatten und 24 Bildtafeln

Abb. 2:  
*Ehe sie verklingen ...* (1958) – Schallplattenbox.

lichen zu wollen, was verschiedene Anmerkungen Künzigs erkennen lassen, zum Beispiel ein Vorwort aus dem Jahr 1977, in dem er die dritte Auflage der genannten Kassette der „junge[n] Generation“ widmet, die „nach vollzogener Eingliederung [...] nach ihrer Identität“ suche.<sup>17</sup>

Vergleichbare widmungsartige Aussagen können auch in den erwähnten Liederbüchern gefunden werden, wobei diese vor allem auf eine aktive Pflege (und somit Bewahrung) des Liedguts zielen, diese im Sinne einer Identität stiftenden bzw. Identität bewahrenden Traditionspflege geradezu einfordern. Die genannten Phänomenbeispiele – von den Dokumentationen Künzigs bis zu den kulturlandschaftlichen Liederbüchern – lassen sich dabei zugleich als exemplarische Dokumentformen, Materialisierungen bzw. Medialisierungen des Liedguts der ‚verlorenen Heimat‘ diskutieren, die beide eine Verankerung der Musik- bzw. Liedkultur der heimatvertriebenen Deutschen im kulturellen Gedächtnis anstreben. Hierbei werden die Speicherträger Schallplatten-Box und Liedbuch als Monumente lesbar, die den fragmentarisierten Gruppierungen der Heimatvertriebenen als „Stabilisatoren der Erinnerung“<sup>18</sup> dienen.

<sup>17</sup> Künzig (wie Anm. 8), S. 4.

<sup>18</sup> Begriffsverwendung in Anlehnung an Assmann, *Aleida*: Stabilisatoren der Erinnerung – Affekt, Symbol, Trauma. In: *Rüsen, Jörn und Jürgen Straub* (Hg.): *Die dunkle Spur der Vergangenheit*. Frankfurt/Main 1998, S. 131–152.

### *Offene Fragen und Perspektiven – Spielfeld der Beobachtungen*

Wie ‚klingt‘ nun aber Heimat? Wie wird Heimat über den Hörsinn erfahren? Und unter Rückgriff auf welche musik- oder klangbasierten Aussagenfelder wird sie späterhin erinnert, umschrieben? Was wird musikalisch/auditiv mit Heimat, in unserem Fall der ‚alten Heimat im Osten‘, verbunden? Handelt es sich um die Erinnerung an bestimmte (vielleicht gemeinschaftlich vollzogene) kulturelle Handlungen, um alltägliche oder festtägliche Praktiken, innerhalb derer musikalischen oder auditiven Momenten eine besondere Funktion und Bedeutung beigemessen wurde? Zum Beispiel das Singen populärer Lieder (egal ob Volkslieder, Choräle, Kinderlieder oder Schlager)<sup>19</sup>, das Tanzen oder Marschieren zu Blasmusiken, das so genannte *Ratschen* in der Karwoche.<sup>20</sup>

Zeichnen vielleicht Dialekte ‚klangliche Heimat‘ aus, im Sinne einer Muttersprache, die man ‚verstehet‘, die vertraut klingt?<sup>21</sup> Sind es spezifische Klangumgebungen – im fachlichen Vokabular Soundscapes, Klang-Landschaften – die die Wahrnehmung von Heimat prägen, sich in die Erinnerung(en) einschreiben? Auditive Szenarien, die – gewissermaßen motivisch – durch regional typische (in der Regel positiv besetzte) Klänge bestimmt werden? Im vorliegenden Diskurskontext zum Beispiel:

19 Phänomenbeispiele wie das Lied „Heimat“ von Alexander Blechinger, das auf der 2005 erschienenen CD „1919. Märzgedenken“ (Harmonia Classica 23, Track 38) zu hören ist, und dessen Textgrundlage ein Heimatgedicht von Hanna Folwar bildet (die im Booklet-Text als „Vertriebene“ herausgehoben wird), lassen diesen Punkt in einer weiteren Dimension aufscheinen, ist die Liedvertonung Blechingers doch eindeutig am Schubertschen Liedstil angelehnt: ‚Klingt‘ Heimat vielleicht also in einem bestimmten Musikstil?

20 Mithilfe hölzerner Ratschen, die als Glockenersatz dienten, wurde dann zum Gottesdienst gerufen, meist von den Burschen einer Gemeinde ausgeführt, vgl. zum Beispiel *Forberich, Rosa*: Ostern bei uns zu Hause im Egerland. In: Heimat-erinnerungen. <http://heimaterinnerungen.de/3.html>, letzter Zugriff am 5.12.2009.

21 „O Sprache meiner Heimat ach, / wie traulich klingst du mir“, so beispielsweise eine Zeile in dem Lied „Meine Muttersprache“, das sich in zahlreichen Liedmappen von Flüchtlingen und Vertriebenen findet, zum Beispiel auch auf verschiedenen hand- oder maschinenschriftlich vervielfältigten Liedblättern, die dem Sudetendeutschen Archiv übergeben wurden (hier zitiert nach einem Manuskript im BayHStA SdA: Heimatberichte 1586d [o.S.]). Im Liedbeispiel handelt es sich um ein originär plattdeutsches Gedicht, das 1849 von Klaus Groth verfasst wurde und dessen Liedvertonung durch E. S. Engelsberg (mit hochdeutschem Text) im Zuge der Sing- und Chorbewegung des 19. Jahrhunderts überregional populär wurde. In den Kontext der Erinnerung an ‚Flucht und Vertreibung‘ wurde das Lied gewissermaßen reaktualisiert eingelesen; vor allem die letzte Strophe mag hier deutlich emotionalisiert funktionieren: „O Muttersprache recht und schlicht, / Du alte fromme Red‘! / Wenn nur ein Mund [,]mein Vater[‘] spricht / So klingt mir’s wie Gebet. // So herrlich klingt kein Harfenton, / singt keine Nachtigall / Und helle Tränen quillen schon / hervor bei deinem Schall.“

- das „Quaken der unzähligen Frösche“ oder das „Zirpen der Grillen“ an „lauen Sommerabenden“ in der Batschka,<sup>22</sup>
- das „regelmäßige Schnauben“ und „Hufschlagen“ der Trakehner in Ostpreußen,<sup>23</sup>
- der Wind im Schilf oder das Klappern von Storchenschnäbeln in Masuren,<sup>24</sup>
- das „Glucksen“ der Wellen in der Danziger Bucht,<sup>25</sup>
- das oft besungene „Walderrauschen“, zum Beispiel das Rauschen der Tannen,<sup>26</sup>

22 *Schiffer, Lieselotte*: „...daheim in Weprowatz“. Kindheitserinnerungen aus der Batschka. Ulm 2003, S. 8.

23 *Dönhoff, Marion Gräfin*: Kindheit in Ostpreußen. Berlin 1988, S. 109.

24 *Gronau, Joachim*: Glocken, Ganter und Geschütze. Erinnerungen eines Ostpreußen. Rendsburg 1990. Oder, im filmdokumentarischen Kontext: *Meine Heimat – Deine Heimat*. Mit Wolf von Lojewski durch Ostpreußen. Teil 1 (ZDF 2007); *Schattenland*. Reise nach Masuren. Ein Film von Volker Koepp (Vineta Film und SWR 2005).

25 Dieses KlangszENARIO wird beispielsweise in einem am 26.7.1950 in der Radiosendung „Für die alten und neuen Landsleute“ vorgelesenen Brief einer (nicht namentlich benannten) Frau aus Zoppot beschrieben: „Kannst Du Dir vorstellen“ – schreibt diese der ihr persönlich bekannten Moderatorin der Sendung – „was es für uns bedeutet, dass wir wieder an einem See leben, an einem recht kleinen zwar, bei dem der Blick über’s Wasser nicht ins unendlich Weite geht, sondern begrenzt wird von den dahinter liegenden Bergen. Aber es ist doch wieder ein Wasser, – mit leisem Wellenschlag, mit Ruder- und Segelbooten und dem ganzen bunten Menschengewimmel am Strand. Ich bin so glücklich, wieder Tag für Tag Wasser zu sehen, das Glucksen und Spritzen der Wellen zu hören und es kühl und nass an mir zu spüren.“ Einer ausführlichen Beschreibung der durch diese Klangsituation ausgelösten Erinnerungen an das alltägliche und kulturelle Leben im Erfahrungsraum der ihr nun fernen Heimat Zoppot schließt die Briefschreibende folgendes Resümee an: „Alles war Spiel. Mein Gott, wir haben damals nicht gehaut, was kommen sollte. Und jetzt – wir wohnen hier ganz bescheiden zu dreien in einem Zimmer, aber ich bin glücklich, wenn ich am Abend, wenn es still wird, von diesem kleinen oberbayerischen See her, der mir schon beinahe lieb geworden ist, die Wellen glucksen höre. Das ist nahe und greifbar. Das andere – das war, wir haben es besessen; wenn ich die Wellen höre, kommt es aber immer wieder zu mir zurück – als ein wunderschöner Traum.“ Zitiert nach: Maschinenschriftliches Sendemanuskript „Für die alten und neuen Landsleute“ (26.7.1950). Historisches Archiv des Bayerischen Rundfunks, [ohne Nr.], S. 3–3a.

26 Hier ließen sich neben dem anfangs zitierten Gedicht von Grete Adam-Jäckel auch zahlreiche Heimatlieder benennen, beispielsweise „A Liedel aus der Haamit“ (1913) von Anton Günther, mit der Anfangszeile „Es is a seltsams Klinga, wos durch der Seel uns zieht“, in dem es heißt, dass das „Liedel aus der Haamit“ „wie Walderrauschen, wie Sonntagsglockenklang“ klinge, „[e]s is von ganzen Singa der allerschönsta Gesang“ – ein Lied, das auch im Nachkriegskontext und bis heute gesungen wird. Vgl. hierzu *Greverus, Ina-Maria*: Auf der Suche nach Heimat. München 1979, S. 130. Ein Abdruck des Liedes findet sich in: *Stapff, Helmuth* (Hg.): *Erzgebirge, unner Haamit – Ein Lob des Geistes und des Herzens*. Leipzig o.J. [1954?], S. 126.

- die spezifische Echobildung im kargen Bergland des Riesengebirges,<sup>27</sup>
- der geschäftige Verkehrslärm im städtebaulich-akustischen Setting der Breslauer Innenstadt<sup>28</sup> oder
- der Klang der Kirchenglocke des jeweiligen Herkunftsortes?<sup>29</sup>

Existiert so etwas wie ‚klangliche Heimat‘ überhaupt in einem spezifischen, regional differenzierbaren Sinn? Oder handelt es sich eher um ein metaphorisches Aussagenfeld? Vielleicht um erinnerungskulturell verfestigte Grundmotive, zeichenhafte Topoi, die medial oder auch performativ ‚stabilisiert‘<sup>30</sup> und in der Folge so erinnert werden, als ob man sie tatsächlich erlebt habe? Und auf Grundlage welcher Quellen bzw. Informationseinheiten könnten solche Problemstellungen letztlich wissenschaftlich erforscht werden?

### *Diskursanschluss Erinnerungsorte*

Für die Annäherung an zumindest einige Dimensionen dieser Fragen scheint es sinnvoll, das kulturwissenschaftliche Konzept der Erinnerungsorte in die Überlegungen einzubeziehen, in dessen Rahmen – wie Jörn Rüsen zusammengefasst hat – die „Topographie der Geschichte in der alltäglichen Lebenswelt und die Funktionsweise der kulturellen Erinnerungsarbeit von Menschen, sozialen Gruppen oder ganzen Gesellschaften und Nationen“ beleuchtet und somit die „Wirksamkeit und [die] Erscheinungsformen der Geschichte im öffentlichen und privaten Leben“ analysierbar werden.<sup>31</sup> Der Begriff der Erinnerungs- oder Gedächtnisorte<sup>32</sup> umschreibt dabei ‚Orte‘ im topographischen oder metaphorischen Sinn, „Manifestationen einer ver-

27 Ein Topos, der im nachkriegsdeutschen Heimatfilm in doppelter Bedeutungsdimension aufgegriffen wird, zum Beispiel in „Hohe Tannen“ (1960, Regie: August Rieger), worauf weiter unten – in einem kleinen Exkurs – eingegangen wird.

28 Vgl. dazu das späterhin besprochene Phänomenbeispiel „Glocken der fernen Heimat. Schlesien – Sudetenland – Danzig – Pommern – Ostpreußen“ (Tempo-Schallplattenvertrieb, EP 4253), Verbindende Worte Ernst Günther Bleisch. Grosshesselohe bei München [o.J.].

29 Vgl. hierzu die unten folgenden Beobachtungen zum ‚Klang der Heimatglocke‘.

30 Zum Beispiel durch die Rezeption der Aussagen und Handlungen Anderer, durch Heimatfeste, Medien wie Heimatbücher, -erinnerungen, -filme usw.

31 Rüsen, Jörn: Erinnerungskultur in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (mit Friedrich Jäger). In: Ders.: Kultur macht Sinn. Orientierung zwischen Gestern und Morgen. Köln 2006, S. 65–107, hier S. 84.

32 Der Terminus ging bekanntlich aus dem Kontext der Forschungen von Pierre Nora hervor, vgl. dazu: *Nora, Pierre* (Hg.): Erinnerungsorte Frankreichs [frz. Original 1993]. München 2005; *Nora, Pierre*: Geschichte und Erinnerung. Frankfurt/Main 2001. Zur Begriffsgeschichte allgemein siehe *Schmidt, Patrick*: Zwischen Medien und Topoi: Die Lieux de mémoire und die Medialität des kulturellen Gedächtnisses. In: Ertl, Astrid und Ansgar Nünning (Hg.): Medien des kollektiven Gedächtnisses: Konstruktivität, Historizität, Kulturspezifität. Berlin 2004, S. 25–43.

gangenen Zeit und zugleich [...] Anknüpfungspunkte der gegenwärtigen Erinnerungsarbeit, die in dem Moment erforderlich werden, in dem sich die lebendigen, über die Generationenfolgen erstreckenden und über Zeitbrüche hinweg fortsetzenden Erinnerungs- und Erzählgemeinschaften auflösen. An ihrer Stelle fungieren sie [die Erinnerungsorte] als Stützen der Erinnerung“.<sup>33</sup>

Dabei geht Rösen davon aus, dass in den „alltäglichen Dingen und Verfahren der menschlichen Erinnerung [...] eine ästhetische, symbolische oder affektive Dimension der Geschichte“ auftaucht, „die sich den kognitiv-analytischen Verfahren der Geschichtswissenschaft zunächst weitgehend zu entziehen scheint. Geschichte wird unmittelbar sichtbar, hörbar, greifbar, mit allen Sinnen erlebbar“, so dass das Konzept der Erinnerungsorte „die Geschichte auf neue Weise zum Sprechen“ bringt.<sup>34</sup> – Wie gestalten sich derartige Zusammenhänge im musikkulturellen Bezugsrahmen von ‚Flucht und Vertreibung‘? Welche musikalischen bzw. auditiven Dimensionen haben sich in die Erinnerungen heimatvertriebener Deutscher eingeschrieben? Wie wird das immaterielle Kulturgut Musik, wie werden lebensweltliche und erfahrungsgeschichtliche Zusammenhänge kulturell erinnert, verdinglicht, (re-)inszeniert?

### *Diskursanschluss Heimat*

Im Folgenden sollen einige Aspekte solcher Fragen anhand von zwei konkreten Beispielen verfolgt werden – einer Film-Szene sowie einer Schallplatten-Produktion. Beide sind eng mit dem Stichwort ‚Heimat‘ verbunden, das als ein Schlüsselbegriff kulturgeografischer und volkskundlicher Theoriebildungen bestimmt werden kann;<sup>35</sup> auch in lebensweltlichen

33 Rösen (wie Anm. 31), S. 84f. – Dort weiter: „Die Rede von den Gedächtnisorten [...] thematisiert primär die eher unbemerkt, unterschwellig oder unreflektiert bleibenden Erinnerungsleistungen, die sich im symbolischen Kontext von Festen, Feiern und Riten vollziehen und an die verschiedensten Medien wie Film, Theater, Denkmäler, Fotos, literarische Quellen, Werbung, Ausstellungen und Exkursionen gebunden sind.“

34 Rösen (wie Anm. 31), S. 85. – Zum diesbezüglichen Diskurs siehe auch *Borsdorf, Ulrich und Heinrich Theodor Grütter* (Hg.): *Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum, Frankfurt/Main 1999*; *Csáky, Moritz und Peter Stachel* (Hg.): *Die Verortung von Gedächtnis (Passagen. Orte des Gedächtnisses)*. Wien 2001; *Hahn, Eva und Hans Henning Hahn*: *Flucht und Vertreibung*. In: François, Etienne und Hagen Schulze (Hg.): *Deutsche Erinnerungsorte. Band 1*. München 2001, S. 342–345; *Fendl, Elisabeth* (Hg.): *Das Gedächtnis der Orte. Sinnstiftung und Erinnerung* (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 8). Freiburg 2006.

35 Zur Einführung in die verschiedenen Diskurse siehe *Korfkamp, Jens*: *Die Erfindung der Heimat. Zu Geschichte, Gegenwart und politischen Implikaten einer gesellschaftlichen Konstruktion*. Berlin 2006; *Binder, Beate*: *Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse? Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in*

Praktiken wird Heimat als ein ästhetisches Erinnerungsmuster – im Sinne einer „konkret verortbare[n] Raumabstraktion“<sup>36</sup> – kommunikativ vermittelt. Die verschiedenen Begriffsverwendungen gehen dabei (meist unkommentiert) von der Annahme einer ausdrücklichen Raum- und Ortsgebundenheit von Kultur und der grundlegenden Bedeutung lokaler und regionaler Zusammenhänge für die Identitätsbildung von Individuen aus – von einer „symbolischen Ortsbezogenheit“<sup>37</sup>, die im Kontext der Erinnerung an ‚Flucht und Vertreibung‘ zugleich zum Sehnsuchtstopos, zu einem „imaginierten Erinnerungsort“ wird, um eine Formulierung von Albrecht Lehmann aufzugreifen.<sup>38</sup> Modellhaften Ausdruck finden solche Zusammenhänge im praktizierten (Heimat-)Liedgut von Flüchtlingen und Vertriebenen, das – wie bereits angedeutet – zu großen Teilen zugleich als immaterielles Migrationsgut gelesen werden kann, in lebensgeschichtlichen Eigenbeschreibungen, Heimatbüchern und -stuben bis hin zu Erscheinungsformen wie dem so genannten Heimwehtourismus (verschiedene solcher Zusammenhänge werden im vorliegenden Tagungsband ausführlicher diskutiert).<sup>39</sup> Spuren solcher Phänomene lassen sich nicht zuletzt auch in der Film- und Fernsehkultur seit den 1950er Jahren beobachten, was anhand einer zentralen Szene des Heimatfilms *Grün ist die Heide* (1951, Regie: Hans Deppe; DVD-Kopie: Kinowelt 2008) verdeutlicht werden soll.

### *Exemplarische Annäherung: Grün ist die Heide*

Die Filmhandlung ist bekanntlich in einem Dorf in der Lüneburger Heide verortet; hier leben zahlreiche schlesische „Flüchtlinge“, die – in Trachten gekleidet – als Gäste eines Dorffestes erscheinen. In der entsprechenden Szene (Abb. 3) tritt der Amtsrichter der Gemeinde an die Tische der Schlesier und kündigt eine „kleine Überraschung“<sup>40</sup> an, die darin besteht, dass ein aus dem Filmverlauf bekannter Landstreicher ein Lied „aus der

---

der Auseinandersetzung um Einwanderung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 2008/I, S. 1–17.

36 Artikel „Heimat“. In: Lexikon der Geographie. Heidelberg 2001; hier zitiert nach: <http://lexika.tanto.de>, letzter Zugriff am 11.8.2007.

37 *Treinen, Heiner*: Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 17 (1965), Heft 1/2, S. 73–95 und S. 254–297.

38 Vgl. hierzu *Lehmann, Albrecht*: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990. München 21993.

39 Zur „Demonstrationsfunktion“ solcher Erscheinungsformen innerhalb von „Flüchtlingstraditionen“ siehe *Bausinger* (wie Anm. 10), S. 154ff.

40 Dieses und die folgenden Zitate sind Film-Transkriptionen der Verfasserin.

Heimat“ singt.<sup>41</sup> Der Sänger hebt seine Gitarre und beginnt ein instrumentales Vorspiel, in das ein zu den Schlesiern gehörender Zitherspieler direkt einstimmt; die teils sitzenden, teils stehenden Mitglieder der Flüchtlingsgruppe richten ihre volle Aufmerksamkeit auf den Liedvortrag, sie rücken näher zusammen, hängen sich beieinander ein und wiegen leicht mit: „Blaue Berge, grüne Täler“, beginnt der Sänger, „mittendrin ein Häuschen klein, herrlich ist dies Stückchen Erde und ich bin ja dort daheim. Als ich einst ins Land gezogen, ha’n die Berg mir nachgeseh’n, mit der Kindheit, mit der Jugend,



Abb. 3: *Grün ist die Heide* (1951) – Film-Stills zu der beschriebenen Szene.

41 Es handelt sich um Kurt Reimann, einen beliebten Sänger der Zeit, der auch in zahlreichen anderen Heimatfilmen als singender Landstreicher mitwirkt – der also gewissermaßen von Heimatfilm zu Heimatfilm weiter ‚vagabundiert‘.



wusst‘ selbst nicht, wie mir gescheh’n. – Oh mein liebes Riesengebirge, wo die Elbe so heimlich rinnt, wo der Rübezahl mit seinen Zwergen, heut noch Sagen und Märchen spinnt.“ Ausgehend vom Sänger schwenkt die Kamera langsam über die Schlesier hinweg, bis sie am Ende der Menschengruppe angelangt ist; von hier fährt sie steil nach oben, vorbei an einem niedersächsischen Wappen und einer Baumgruppe, bis sie am höchsten Punkt des Schwenks fast zehn Sekunden lang einen Ausschnitt des Himmels fokussiert. Beim Einsetzen des Refrains „Riesengebirge, deutsches Gebirge“ erfolgt ein Schnitt, die Kamera wird erneut auf den Sänger gerichtet und nochmals langsam über die Menschengruppe hinweg geschwenkt. (Nach einem instrumentalen Zwischenspiel folgt die zweite Strophe des Liedes, in deren Refrain die Flüchtlinge einstimmen, im mehrstimmigen Chor.)

Es liegt nahe, den Schwenk zum Himmel zeichenhaft auf die Situation der besungenen Flüchtlinge zu beziehen: Durch die Folgen des Krieges ist ihre ursprüngliche Heimat gewissermaßen immateriell geworden – der in der zweiten gesungenen Strophe formulierte liedtextliche Verweis auf die Möglichkeit einer Rückkehr „heim ins Elternhaus“ funktioniert darum über den narrativen Zusammenhang der Lied-Erzählung hinaus lediglich als lebensweltliche Referenz auf frühere Zeiten, als eine „Heimkehr“ noch möglich war. Zwar könnte die Bezeichnung des in der tschechisch-polnischen Grenzregion gelegenen Riesengebirges als „deutsches Gebirge“ in Kenntnis des gesellschaftspolitischen Umfeldes der 1950er Jahre im Sinne revanchistischer Tendenzen gedeutet werden, innerhalb derer die Rückgabe der Siedlungsgebiete gefordert wurde; im Kontext der Filmhandlung wird das Lied jedoch eher als ein Erinnerungsort lesbar und die Lüneburger Heide als ein ‚integrativer Ort‘<sup>42</sup> dargestellt, an dem eigene und fremde Traditionen harmonisch zusammengeführt werden.<sup>43</sup> Dieser Eindruck verstärkt sich durch die Kenntnis der Entstehungsgeschichte des Filmes, denn die gezeigten Schlesier sind ‚reale‘ Flüchtlinge, die zum Zeitpunkt der Filmaufnahmen in dem kleinen Ort Bleckede, dem Filmset von *Grün ist die Heide*, lebten – in Bleckede bei Lüneburg wurden nach dem Krieg mehr als 1.000 Flüchtlinge angesiedelt – und als Statisten in der Schützenfest-Szene

42 Vgl. hierzu *Moltke, Johannes von: No place like home. Locations of Heimat in German cinema.* Berkeley 2005 (Weimar and now: German cultural criticism, 36), S. 89–92.

43 Zur Infragestellung der lange gültigen Lesart der Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen in die deutsche Nachkriegsgesellschaft im Sinne einer harmonisch verlaufenen Erfolgsgeschichte: *Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945.* München 2008.

mitwirkten, gemeinsam mit Einheimischen.<sup>44</sup> Das Phänomen der direkten Einbeziehung von Flüchtlingen und Vertriebenen lässt sich bemerkenswerterweise auch in anderen Heimatfilmen beobachten, wobei in späteren Filmen bereits im Vorspann darauf verwiesen wird, dass zum Beispiel „die Kapellen der Landmannschaften“ die Musik einspielen, wie es am Anfang von *Hohe Tannen* (1960, Regie: August Rieger; DVD-Kopie: Kinowelt Home Entertainment 2005) heißt.

Doch zurück zu der gezeigten Filmszene aus *Grün ist die Heide*: Hier setzt der Text des gesungenen Liedes verschiedene Erinnerungsschichten frei, die – was ebenfalls als paradigmatisches Moment in Heimatfilmen benannt werden kann – mit der Herkunftsregion der ‚Flüchtlinge‘ verbunden sind und folglich von den im Film gezeigten Zuhörern sowie von den Zuschauern im Kino oder vor dem Fernsehapparat im Sinne ihrer jeweils aktivierbaren mental maps<sup>45</sup> gedeutet werden können. Das Bild des Himmels, der als einzige ortsbezogene Konstante sowohl die alte als auch die neue Heimat überspannt, kann dabei nicht nur als ein religiöses Symbol, sondern vielmehr – über die zeitgeschichtliche Situation der politischen Grenzen hinweg – als ein Zeichen für die (idealisierende) Verbindung zwischen den verschiedenen Verortungen gelesen werden.

### *Liedgeschichte und Erinnerungsort*

Das im Film aufgeführte Lied mit der Anfangszeile „Blaue Berge, grüne Täler“ trägt den Titel „Riesengebirglers Heimatlied“ und wurde 1914/15 von Othmar Fiebiger (Text) und Vinzenz Hampel (Melodie) verfasst.<sup>46</sup> In seiner Entstehungsregion Hoheneibe und Umgebung entwickelte es sich schnell zu einer Art regionaler Heimathymne, die um 1920 in verschiedenen Heimatblättern und vor allem auch auf Liedpostkarten veröffentlicht sowie später auf Schallplatte aufgezeichnet und im Radio ausgestrahlt wurde, woraufhin „aus dem Heimaterfolg [...] ein deutscher“ wurde,

44 [www.wdr.de/themen/kultur/stichtag/2006/11/14.jhtml](http://www.wdr.de/themen/kultur/stichtag/2006/11/14.jhtml), letzter Zugriff am 2.5.2008: „[A]m 14. November [1951] reisen viele von ihnen nach Hannover, um sich bei der Uraufführung des Films im Palast-Theater selbst zu sehen. [...] Entsprechend [dem Titel des Filmes] ist das Foyer des Palast-Theaters mit kleinen Heidebeeten geschmückt und die Belegschaft läuft in Fantasietrachten herum.“

45 *Schlögel, Karl*: Mental Maps/Landschaften im Kopf: San Francisco, Heimat, Deutscher Osten etc. In: Ders.: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München 2003, S. 243–248.

46 Zur Liedgeschichte siehe *Hampel, Vinzenz*: Die Geschichte des Liedes vom Riesengebirge. In: Hoheneiber Heimatbüchlein 1 (1949), S. 108–112; *Preuß, Friedrich-Wilhelm* (Hg.): Das Riesengebirgslied, die Hymne einer Region: Bloe Barche, griene Täla. [o.O.] 2007 (Woas die Stoare pfeifa, 16).

wie Hampel resümiert.<sup>47</sup> Variantenbildungen bezüglich des Liedtextes betreffen bis 1945 insbesondere den Refrain, wobei die im Film präsentierte Version „Riesengebirge, deutsches Gebirge“ eine Fassung darstellt, die – um 1920 medial gespeichert – bis heute verbreitet ist.<sup>48</sup> Mit den vertriebenen Schlesiern und Sudetendeutschen migrierte das ursprünglich vierstrophige Lied gleichsam in deren neue Heimat und erhielt dort zwei weitere Strophen, die vor allem im landsmannschaftlichen Umfeld Verbreitung fanden.<sup>49</sup>

Bemerkenswert ist, dass das Heimatlied offensichtlich bis heute im Sinne eines Erinnerungsortes präsent ist und im familiären Umfeld zum Beispiel von Kindern und Verwandten anlässlich von Geburtstagen oder Trauerfeiern für Mitglieder der Erlebnissgeneration aufgeführt wird.<sup>50</sup> Außerdem existieren zahlreiche CD-Einspielungen, die teils im vertriebenenkulturellen Umfeld, vor allem aber auch im nachkriegsdeutschen Volksmusik-Kontext entstanden sind.<sup>51</sup> Die chorische Aufführung des Liedes wurde – neben der besprochenen *Grün ist die Heide*-Szene – übrigens auch innerhalb der Filmhandlung eines weiteren Heimatfilms inszeniert: In *Heimat, deine Lieder* (1959, Regie: Paul May; DVD-Kopie: Kinowelt Home Entertainment 2006) singt ein SOS-Kinderdorf-Chor die ‚Hymne‘ auf einem Vertriebenentreffen in einem

---

47 Hampel (wie Anm. 46), S. 110.

48 Die ursprüngliche Formulierung „Riesengebirge, Riesengebirge“ wurde über „Riesengebirge, Märchengebirge“ hin zu „Riesengebirge, deutsches Gebirge“ bearbeitet. Vor allem bedingt durch letztere Textfassung wurde die Aufführung, der Druck und die Veröffentlichung des Liedes seit den 1920er Jahren mehrfach verboten, zum Beispiel in der Tschechoslowakei und Tschechoslowakischen Republik, in Polen sowie in der DDR; die Bundesrepublik schloss sich dem Verbot auch nach 1945 nicht an.

49 Diese lauten: „Für uns schlug die bitt're Stunde, / aus dem Tal sind wir verbannt, / das von allen uns'ren Ahnen / heil'ge Heimat wird genannt. / Wieder blühen Anemonen, / Habmichlieb und Enzian, / doch es freut kein deutsches Auge / in der Heimat sich daran. // Leb' wohl, mein liebes Riesengebirge ... usw. // Betend rufen wir zum Himmel: / Vater, höre unser Fleh'n, / laß' nach dieser Zeit der Prüfung / uns die Heimat wiederseh'n! / Und der Herrgott wird es geben, / dass der rohe Hass vergeht / und die schwarzrotgoldne Fahne / wieder auf der Koppe weht. / Oh, mein liebes Riesengebirge ... usw.“ Hier zitiert nach: Preuß (wie Anm. 46), S. 21. Der Autor dieser Strophen ist unbekannt.

50 Hiervon zeugen auch verschiedene ‚Suchanzeigen‘ nach entsprechendem Notenmaterial im Internet, siehe beispielhaft: [www.schlesierland.de/forum/messages/5427.html](http://www.schlesierland.de/forum/messages/5427.html), letzter Zugriff am 13.5.2008 – eine Email vom 26.3.2007; [www.werweiss-was.de/theme99/article4348152html](http://www.werweiss-was.de/theme99/article4348152html), letzter Zugriff am 13.5.2008 – eine Email vom 18.11.2007. Auch Bestattungsunternehmen beobachten ein Interesse an „Landeshymnen“ aus den historischen Siedlungsgebieten, vgl. dazu [www.freitag.de/2000/03/00032002.htm](http://www.freitag.de/2000/03/00032002.htm), letzter Zugriff am 13.5.2008.

51 Unter anderem von BernStein, Ernst Mosch und seinen Original Egerländer Musikanten, Gretl & Franz, Heino, dem Hellberg-Duo, den Menskes Chören oder dem Sudetenchor Kempten.



Abb. 4: *Heimat, deine Lieder* (1959) – Film-Stills zu der angesprochenen Szene.

Gasthof, wozu parallel interessanterweise historische Filmaufnahmen aus Schlesien vorgeführt werden, im Film mit dem Titel „Schlesien wie es war“ überschrieben; laut dem Filmvorspann von *Heimat, deine Lieder* wurde dieser ‚Film im Film‘ vom „Bundesministerium für Vertriebene zur Verfügung gestellt“ (dort allerdings mit dem Titelverweis „Städte in Schlesien“) – auch hier werden offensichtlich also reale mit fiktionalen respektive metaphorischen Elementen verwoben (Abb. 4).

Ferner hat die Melodie von „Riesengebirglers Heimatlied“ zudem als soundtrackartiger Bestandteil von DVD-Veröffentlichungen Verwendung gefunden (etwa von *Schlesien wie es war*, Polarfilm 2005); und sie bildet seit 1986

einen festen Bestandteil des Repertoires des Glockenspiels am Düsseldorfer „Gerhart-Hauptmann-Haus“ (bis 1992 „Haus des Deutschen Ostens“), wo sie allabendlich das 18-Uhr-Läuten eröffnet: „Der alten Heimat zum Gedenken, der neuen Heimat zum Dank“, wie es in einer Inschrift des Denkmals heißt.<sup>52</sup>

Nicht zuletzt sei angesprochen, dass das Lied auch im Kontext von Rundfunksendungen ausgestrahlt wurde: Sendemanuskripte von „Für die alten und neuen Landsleute“ – eine Sendung, die sich an Heimatvertriebene und einheimische Bayern gleichermaßen richten wollte<sup>53</sup> und von 1950 bis 1954 wöchentlich im „Frauenfunk“ des Bayerischen Rundfunks ausgestrahlt wurde – belegen, dass das Lied auch hier eingebunden war. Schon in der ersten Sendung am 5. Mai 1950 bildete es eine (von insgesamt sieben) Musikeinspielungen, anmoderiert mit den Worten: „Wenn irgendwo in der Welt ein paar Schlesier zusammenkommen – mögen es Niederschlesier oder Oberschlesier sein – und sie beginnen miteinander ihre schlesischen Lieder zu singen, dann werden sie ganz bestimmt auch das Lied vom Riesengebirge anstimmen. Auch dann, wenn sie noch niemals auf der Schneekoppe im Reiche Rübezahls gewesen sein sollten. So sehr ist es zum Volkslied Schlesiens geworden“, worauf die Sprecherin detailliert von der Entstehungsgeschichte und den namentlich bekannten „Schöpfern“ des Liedes berichtet<sup>54</sup> – was zugleich Gelegenheit bietet, sich an die „alte Heimat“ zu erinnern – und das Lied schließlich eingespielt wird.<sup>55</sup>

- 
- 52 Spieluhrartig – und in mehrstimmigem Satz – erklingen auf „Riesengebirglers Heimatlied“ die ‚Regionalhymnen‘ „Tief im Böhmerwald“, „Siebenbürgen, Land des Segens“, das „Banater Heimatlied“ sowie das Düsseldorfer Lied „Am alten Schloßturn“. Um 12 Uhr läutet das Glockenspiel auch die Mittagszeit ein, mit dem „Ostpreussen-“, dem „Westpreussen-“ und dem „Pommern-Lied“, woraufhin „Oberschlesien, mein Heimatland“ und die deutsche Nationalhymne folgen. Die Spielzeiten und das -repertoire können an einer Schautafel vor Ort eingesehen werden. Die Spieldauer der Läutezyklen umfasst jeweils ca. 10 Minuten. (Zum Ersten Advent wechselt das Spiel-Repertoire zu überregional bekannten Weihnachtsliedern.)
- 53 Dabei setzte das Sendekonzept, wie ein (namentlich nicht benannter) Sprecher einleitend formuliert, die „Hoffnung“ einerseits auf die Musik, denn die sei „interzonal, die wird manche Gegensätze sanft überbrücken“, andererseits aber auch auf die Moderatorin, Christa Heinke, „die als Flüchtling und Schicksalsgenossin sicher den richtigen Ton treffen wird“. Vgl. Maschinenschriftliches Sendemanuskript „Für die alten und neuen Landsleute“ (Sendung 3.5.1950). Historisches Archiv des Bayerischen Rundfunks, Nr. HF/3958, S. 2. Sendemanuskripte von „Für die alten und neuen Landsleute“ sind nur teilweise bzw. unvollständig erhalten.
- 54 Dies geschieht offensichtlich in direkter Anlehnung an den oben zitierten Text von Hampel (wie Anm. 46). Angemerkt sei hier zudem, dass es in späteren Sendungen heißt, das Lied werde „überall wo Sudetendeutsche und wo Schlesier wohnen [...] gesungen“ (so beispielsweise auch in der Sendung vom 18.4.1951, siehe das entsprechende Sendemanuskript, S. 2).
- 55 Verweis im Sendemanuskript: „Blaue Berge, grüne Täler: Platte 7039a[,] 3.00 [min]“.

*Exkurs: Echo der Erinnerung*

An dieser Stelle sei ein kleiner Exkurs erlaubt, der den Fokus auf ein Verfahren des filmischen Sounddesign lenkt, mithilfe dessen Erinnerungsebenen markiert und ‚alte‘ und ‚neue‘ Heimat gewissermaßen auditiv differenziert werden können:<sup>56</sup> In *Hohe Tannen* (1960) kommt auf einem „Fest der Heimat“ ein Lied mit der Anfangszeile „Unsre Herzen haben Heimweh“<sup>57</sup> zur Aufführung, dessen Text von der Sehnsucht nach der alten Heimat erzählt, in die zwar „viele Wege“ führen, „wir“ – wie der Sänger wohl stellvertretend für die Zuhörer singt – jedoch „keinen geh’n“ dürften, „nur die Sehnsucht unserer Herzen darf der Wind hinüber weh’n“. Dem im Beispiel der *Grün ist die Heide*-Szene von der Kamera fokussierten Ausschnitt des Himmels vergleichbar, ist es hier also die atmosphärische Naturkonstante der Luftbewegung, die – allen politischen Grenzen zum Trotz – die „Sehnsucht der Herzen“ in die alte Heimat zu tragen vermag. Der Liedvortrag wird dabei visuell durch Landschaftsaufnahmen erweitert, die sich in der Montage mit dem Liedtext als Bilder aus der ‚alten Heimat‘ erweisen. (Abb. 5) Diese Zusammenführung wird des Weiteren durch die Nutzung eines Soundeffekts verdeutlicht bzw. verstärkt, indem diejenigen Stellen, an denen Bilder der ‚alten Heimat‘ eingeblendet werden, auf Ebene der Tonspur mit Echo- bzw. Halleffekten unterlegt werden, so dass sie ein ‚In-die-Ferne-gerückt-Sein‘ der Heimat (bzw. des Liedesangs) assoziieren lassen und gewissermaßen als ‚Echo der Erinnerung‘ hervorgehoben werden. Im Beispiel der besprochenen Filmszene liegt der Hall gewissermaßen auf der Landschaft der ‚verlorenen‘ Heimat, die „im Kopf nachhall[t] und somit als akustische Rückblend[e] zu verstehen“ ist.<sup>58</sup>

---

56 Vergleichbare Zusammenhänge lassen sich auch im Kontext filmmusikalischer Inszenierungen beobachten: In *Mamitschka* (1955, Regie: Rolf Thiele) wird beispielsweise die alte Heimat Böhmen extradiegetisch durch ein Leitmotiv-Zitat aus dem „Vltava“ [Die Moldau] betitelten Satz der sinfonischen Dichtung „Ma Vlast“ [Mein Vaterland] von Bedřich Smetana repräsentiert – also durch ein populäres Musikstück, das als Ausdruck tschechischen Nationalgefühls schlechthin gilt, dabei zugleich aber auch eine ferne, von alten Traditionen bestimmte Zuweisung assoziieren lässt. Die Ankunft am ersten Aufenthaltsort der Filmfamilie außerhalb des Flüchtlingslagers wird hingegen vom swingenden Filmschlager „Sei nicht traurig Mamitschka, wenn Du an Böhmen denkst“ (Text: Bruno Balz, Musik: Norbert Schultze) untermalt, wobei beide Musiken durch den Film hindurch motivisch verarbeitet werden. Die kulturelle Lebenswelt, in der sich die jugendlichen Kinder der Filmfamilie bewegen, wird demgegenüber als von Jazz-Musik geprägt dargestellt – also durch eine Musikrichtung repräsentiert, die einen modernen Lebensstil assoziieren lässt.

57 Der oder die Autoren konnten nicht ermittelt werden.

58 *Flückiger, Barbara*: Sounddesign. Die virtuelle Klangwelt des Films. Marburg 2002, S. 399.



Abb. 5: *Hohe Tannen* (1960) – Film-Stills zu der angesprochenen Szene.

### *Exemplarische Annäherung: Glocken der fernen Heimat*

Ein zweiter größerer Phänomenkomplex, der im Sinne eines auditiven Erinnerungsortes diskutiert werden kann, sei angesprochen – der ‚Klang der Heimatglocke‘: Schon seit den 1950er Jahren bildet er, wie Hans Gehl es für den donauschwäbischen Kontext umschrieben hat, einen „Höhepunkt der nostalgischen Heimattreffen“, bei denen neben dem „Austausch persönlicher Erinnerungen“ und dem gemeinsamen „Singen beliebter Volks- und Kirchenlieder“ beispielsweise ein „Gedenkgottesdienst für die verstorbenen Landsleute mit dem Klang der Heimatglocken vom Tonband“

gefeiert wird,<sup>59</sup> was auch in anderen landsmannschaftlichen Kontexten beobachtet werden kann. Medial gespeichert und über räumlich-geografische Distanzen und politische Grenzen hinweg, vermag er hierbei die alte Heimat (mit all ihren soziokulturellen und lebensgeschichtlichen Implikationen) auditiv zu (re-)präsentieren. Als ein symbolhafter Topos lässt sich der ‚Klang der Heimatglocke‘ zudem in Heimatdichtungen, Volkssagen und lebensgeschichtlichen Narrativen bestimmen. (Re-)Materialisierungen dieses Erinnerungsortes werden dabei längst auch in der alten Heimat platziert, zum Beispiel durch die finanzielle Förderung der Sanierung von Kirchen und Kirchenglocken oder die Anbringung von diesbezüglichen Gedenktafeln.

Innerhalb der benannten erinnerungskulturellen Gegenstandsfelder werden reale und metaphorische Verortungen gleichermaßen thematisierbar, wofür ein Auszug aus der Schallplatte *Glocken der fernen Heimat. Schlesien – Sudetenland – Danzig – Pommern – Ostpreußen*<sup>60</sup> (Abb. 6) als konkretes Beispiel dienen kann. Es handelt sich um eine Audioproduktion (ohne schriftliche oder bildliche Beigaben), die – anders als der Titel suggerieren mag – nicht ausschließlich Glockenklänge dokumentiert; diese bilden vielmehr den Ansatzpunkt für so genannte „verbindende Worte“, die – von einem Sprecher, Ernst Günther Bleisch,<sup>61</sup> stellvertretend für eine nicht genauer benannte Gruppe der Zeitgenossen formuliert – vor dem auditiven Klangteppich der Geläute verschiedenartige Erinnerungsschichten freisetzen. Eingeleitet von Glockengeläut ist dabei zum Beispiel zu hören: „Breslau. – Corpus Christi Kirche. – Diese einstige Johanniterkirche aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stand an der lebhaften, ständig von buntem Menschengewimmel erfüllten Hauptstrasse der schlesischen Metropole, an der Schweidnitzer Straße, der geliebten ‚Schwo‘. Daneben die Alte Torwache, die ein reizendes Straßencafe barg. Man saß dort mitten auf dem breiten Boulevard, löffelte Eis und hatte neben sich die erste Liebe, oder auch die zweite, und schaute zum Stadtgraben hinüber oder zum

59 Gehl, Hans: Wörterbuch der donauschwäbischen Lebensform. Stuttgart 2005 (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 14), Sp. 412.

60 Glocken der fernen Heimat (wie Anm. 28). – Das Erscheinungsjahr der Single konnte leider nicht ermittelt werden. Auf der Platte wird jedoch der Anfang eines Gedichts rezitiert („War eine Stadt, die stak voller Gold“), das 1954 von Ernst Günther Bleisch, dem Sprecher, verfasst wurde. Somit dürfte davon ausgegangen werden, dass die Platte frühestens in die Mitte oder die zweite Hälfte der 1950er Jahre zu datieren ist.

61 Ernst Günther Bleisch (1914–2003), Dichter und Essayist, hat u.a. für den Bayerischen Rundfunk gearbeitet. Vgl. Ostdeutsche Biographie. Persönlichkeiten des historischen deutschen Ostens. [www.ostdeutsche-biographie.de/bleier03.htm](http://www.ostdeutsche-biographie.de/bleier03.htm), letzter Zugriff am 1.8.2008.





Abb. 6: *Glocken der fernen Heimat* (o.J.) – Umschlag der Schallplatte.

nahen Opernhaus oder zur Dorotheen-Kirche auf der anderen Straßenseite. [Das Geläut wechselt.] Jetzt läutet eine der Glocken von Corpus Christi im kleinen bayrischen Ort Spalt, in der Hopfenlandschaft Holledau [– das Geläut wechselt erneut –] und die andere in Geretsried, im Isartal, unweit Wolfratshausen, dort wo in einer musterhaften Siedlung, einer Neuanlage, viele Vertriebene aus dem deutschen Osten mit eigener Hand sich eine neue Heimat geschaffen haben. [Das Geläut klingt kurz weiter und wird ausgeblendet.]“<sup>62</sup>

Die Glockengeläute selbst werden hier offensichtlich zum Anlass genommen, (sich) an alte Zeiten zu erinnern, wobei diese als eng mit dem Ort Breslau, seinen kulturgeschichtlichen Denkmälern und Bauten, der städtischen Situation und dem alltäglichen Leben verbunden beschrieben werden. Die alltagskulturelle Prägung der Narration Bleischs mag dabei unter anderem durch den Umstand begründet werden, dass Bleisch 1914 in Breslau geboren wurde und die Stadt alltagsnah erlebt hat, wodurch seine vom Klang der „Glocken der fernen Heimat“ ausgehenden Aussagen – einer auditiven Postkarte vergleichbar – als mentale Repräsentationen der lebensgeschichtlich erfahrenen Orte und Handlungszusammenhänge gelesen werden können. Wie und warum es zur Ortsverlagerung der Glocken und der Migration der ehemaligen Breslauer gekommen ist, wird dabei nicht thematisiert. Es geht um städtische Szenarien, einen gewissen Lebensstil, Erinnerung(en) und Neu-Verortungen in der Nachkriegszeit: Was vormals im alltäglichen Handlungsvollzug real und ‚materiell‘ erfahrbar war (gelebt wurde), wird

62 Die Schallplatten-Zitate sind Hör-Transkriptionen der Verfasserin. – Es handelt sich um den zweiten Track der A-Seite.

nun – unter Zuhilfenahme verbaler Beschreibungen und der Einspielung von Tonaufzeichnungen – medial (re-)inszeniert dargeboten. Dabei suggeriert die Erinnerungsnarration Bleichs, dass das Umfeld der alten Heimat vom Klang der Glocken geprägt war. Folgt man diesem Ansatz, so ermöglicht die neu-erliche Nutzung der Breslauer Glocken in Geretsried bzw. Spalt eine auditive Zusammenführung beider Orte, was auch hier im Sinne eines integrierenden Konzepts interpretiert werden könnte.

Von wann (und wo) die Audio-Einspielungen der Glockengeläute stammen, bleibt unerwähnt. Die Assoziations- und Verknüpfungsleistung von Glocken und Erinnerungsbildung<sup>63</sup> scheint im Kontext der 1950er Jahre ohnehin in einem umfassenderen Verständnis zu funktionieren. Dieses wird beispielsweise in einem Beitrag der Zeitschrift *Unser Danzig* greifbar, in dem es 1953 heißt: „Es ist ein eigen Ding um die Glocken der Heimat. Sie sind ein Stück Geschichte und Leben zugleich. [...] Die Kirchenglocken [...] gehören zur lebendigen Gemeinde. Eben weil die Glocken uns mehr sind als ein Kunstwerk oder Wertstück, darum bewegt viele in diesen Jahren der Zerstreuung die Frage nach dem Verbleib unserer Glocken. Als unter den Kriegsmaßnahmen [mit dem Ziel der Einschmelzung des für Kriegszwecke benötigten Bronzematerials, AK] ein großer Teil unserer heimatlichen Glocken [...] in Sammelstellen verbracht wurde, blutete vielen das Herz. [...] Was uns damals Leid war, hat sich hernach als ein Glück und eine Freude herausgestellt. Ein Teil der verbrachten Glocken fand sich auf den sogenannten Glockenfriedhöfen. [...] Glocken sind keine Museumsstücke, sondern dazu berufen, als viva vox zu dienen. Darum haben die Glocken unserer Heimat wieder ihre Aufgabe gefunden.“<sup>64</sup>

### *Anschlussbildungen – Öffnung*

Bereits die erste Annäherung an die erinnerungskulturellen Dimensionen des ‚Klangs der Heimatglocke‘ lässt die Vielschichtigkeit des (auditiven) Zeichens der Glocke erkennen, die nicht nur im Kontext von Auslandsdeutschtum und Flüchtlingstraditionen deutlich wird, sondern sich bis in gegenwartskulturelle Bereiche hinein beobachten lässt.<sup>65</sup> Auch im popular-

63 In anderen Kommentierungen lässt diese sich in einer ausdrücklich metaphorisch/symbolisch aufgeladenen Redeweise beobachten. Vgl. dazu beispielsweise den Track zum „Dom zu Königsberg“, B-Seite, Track 4.

64 *Gülzow, [Gerhard M.]*: Die Glocken unserer Heimat. In: *Unser Danzig*, Jg. 5 (1953), Nr. 4, S. 6.

65 Siehe hierzu exemplarisch das „Bundesweite Glockenarchiv“ auf der youtube-Plattform ([www.youtube.com/user/Butenbanter](http://www.youtube.com/user/Butenbanter)), in dessen Rahmen u.a. auch die Ergebnisse einer Befragung zum Thema „Was Glocken mir bedeuten“ abgespeichert sind.

musikalischen Zusammenhang ist der Topos der Heimatglocke gegenwärtig: Plattenproduktionen wie *Glocken der Heimat* (ohne Jahr, sonocord 27109-8), ebenfalls keine explizit vertriebenenkulturelle Veröffentlichung, führen unter dieser Titulierung beispielsweise verschiedene Volkslieder und Schlager zusammen, worunter im genannten Beispiel auch „Riesengebirglers Heimatlied“ („Blaue Berge, grüne Täler“) subsumiert wird; das auf der Plattenhülle (Abb. 7) abgebildete Motiv eines ländlichen Idylls mit Kirchturm, das bemerkenswert häufig Verwendung findet,<sup>66</sup> lässt sich dabei wohl im Sinne einer gewissen Heimatfilm-Logik lesen, innerhalb der alles in Ordnung ist, solange der Kirchturm steht bzw. solange die Glocke der Heimatkirche eben läutet.<sup>67</sup>

Im geschilderten Kontext des Phänomenfeldes um den ‚Klang der Heimatglocke‘ erscheint es nicht zuletzt sinnvoll, die Überlegungen zu Forschungsansätzen zu öffnen, die sich – an erweiterte Musik-Konzeptionen anschließend – Orten und Landschaften als kulturellen respektive kulturell geprägten Klangräumen (Soundscapes) zuwenden und diese als Bestandteil auditiver Kulturen diskutieren (zum Beispiel mit dem Ziel einer Rekonstruktion historischer Klanglandschaften).<sup>68</sup> Im Verständnis solcher Diskurszusammenhänge werden Glockenklänge als ein „soundmark“ beschreibbar – ein Begriff, den R. Murray Schafer in den 1960er Jahren geprägt hat<sup>69</sup> –, wobei dieser Terminus „nicht ein spezifisches Klangobjekt an sich“ bezeichnet, „son-

---

66 Siehe etwa auch die Plattenhülle von „Glocken der Heimat. Die schönsten Melodien von Werner Bochmann“ (Marcato 34 658 5), [o.O.] 1980.

67 Dies mag dadurch begründet werden, dass „Glockenturm und Glocken [...] spontan als wesentliche Komponenten einer tradierten Landschaft empfunden werden. So wie der Friedhof [...] lassen Glocken die Kette spürbar werden, die Tote und Lebende miteinander verbindet.“ *Corbin, Alain: Die Sprache der Glocken. Ländliche Gefühlskultur und symbolische Ordnung im Frankreich des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/Main 1995*, S. 387. Dort weiter: „[D]ie Glocke suggeriert dem Hörer [...] einen Raum der Langsamkeit und der Bewahrung“, wobei das „durch den Klang der Glocke umschriebene Territorium“ als „Echo auf den klassischen Code des Schönen, auf das Schema von Wiege, Nest und Zelle“ lesbar wird (ebd., S. 140).

68 Vgl. dazu: *Bull, Michael und Les Back* (Hg.): *The auditory culture reader*. Routledge 2003; *Smith, Mark* (Hg.): *Hearing history. A reader*. Athens 2004; *Erlmann, Veit* (Hg.): *Hearing cultures. Essays on sound, listening and modernity*. Routledge 2005.

69 „The term soundmark is derived from landmark and refers to a community sound which is unique or possesses qualities which make it specially regarded or noticed by the people in that community.“ Schafer geht dabei noch weiter: „Once a soundmark has been identified, it deserves to be protected, for soundmarks make the acoustic life of the community unique.“ *Schafer, R. Murray: The soundscape: Our sonic environment and the tuning of the world*. Rochester 1994 [Original: *Tuning of the world* (1977)], S. 10.



Abb. 7:  
*Glocken der Heimat*  
 (o.J.) – Beispiel  
 einer Plattenhülle  
 mit ‚ländlichem Idyll‘.

dem dessen Funktion, einen Ort geographisch, zeitlich, kulturell, ethnisch oder sozial zu definieren“.<sup>70</sup>

Vergleichbare Zusammenhänge hat Alain Corbin exemplarisch für den französischen ländlichen Raum des 19. Jahrhunderts untersucht und herausgearbeitet, dass Glockenklänge als „akustische Orientierungen“ der Lebenswelt „zur Konstruktion der territorialen Identität von Menschen, die auf [den Klang der Glocke] warteten und ihn dann erkannten“ wesentlich beitrugen.<sup>71</sup> Auch Ina-Maria Greverus hat Glocken als „akustisches Merkzeichen des Lebensraums“ umschrieben, das ein „Symbol der Heimat schlechthin“ darstelle, „ein ins Bewusstsein gehobenes Zeichen“, das „in tiefere Schichten einer Heimatbindung“ weise.<sup>72</sup> Dies lässt sich im vertriebenenkulturellen Kontext bis in Beerdigungsrituale hinein verfolgen, bei denen – was Elisabeth Fendl beschrieben hat – das Phänomen beobachtet werden kann,

70 *Flückiger, Barbara*: Narrative Funktionen des Filmsounddesigns: Orientierung, Setting, Szenographie. In: Segeberg, Harro und Frank Schätzlein (Hg.): *Sound. Zur Technologie und Ästhetik des Akustischen in den Medien*. Marburg 2005, S. 144.

71 *Corbin* (wie Anm. 67), S. 139.

72 *Greverus* (wie Anm. 26) S. 128, S. 130. – Dabei können Glocken zum „Symbol des Heimwärtssehens“ werden, wovon auch vor ‚Flucht und Vertreibung‘ bereits zahlreiche Heimwehlieder und -gedichte zeugen (ebd., S. 131).

dass Mitglieder der Erlebnisgeneration der Flüchtlinge und Vertriebenen sich in ‚Hör-Nähe‘ der Heimat-Glocken begraben lassen, in dem Sinne, „dass die Glocken über die Grenze hinweg der alten Heimat Kunde davon geben, dass ein ‚Heimatsohn‘, eine ‚Heimattochter‘ gestorben ist“.<sup>73</sup>

Eine Untersuchung des Topos vom ‚Klang der Heimatglocke‘ ist insbesondere auch hinsichtlich der Vorgeschichte dieses Sujets aufschlussreich. Hierbei wird ersichtlich, dass die gemeinhin beobachtbare Bedeutung von Glocken und Glockenläuten im erinnerungskulturellen Diskurs der Heimatvertriebenen durch eine spezifische Lesart aufgeladen wird, die einerseits auf Aussagenfelder rekurriert, innerhalb derer Glockenklänge als prägender Bestandteil lebensweltlicher Erfahrungsräume der alten Heimat erinnert werden;<sup>74</sup> andererseits lässt die genauere Untersuchung zudem eine enge Verschränkung der Narrative zu den historischen Zusammenhängen der Kriegs- und Nachkriegszeit beobachten (Glocken-Abtransporte, Glocken-Friedhöfe, die Re-Installation der Glocken im nachkriegsdeutschen Kontext usw.), die im Zuge einer Sinnkonfiguration von ‚Flucht und Vertreibung‘ nachträglich symbolisch codiert werden.<sup>75</sup>

Die Öffnung zu auditiven erinnerungskulturellen Bereichen würde – soviel als allgemeiner formulierter Schluss – auch aus musikwissenschaftlicher Sicht grundlegende Neuorientierungen ermöglichen, zumal durch die genauere Befragung lebensweltlicher Klangdimensionen (historischer ebenso wie gegenwartsbezogener) konstitutive Aspekte des Spannungsfeldes von alltäglicher Klangumgebung und Erinnerung beleuchtet werden könnten. Aus Sicht einer solchen Arbeitsperspektive erscheint es sinnvoll, eine Art ‚Erinnerungs-Archäologie‘ zu betreiben, die speziell auf auditive Phänomenzusammenhänge ausgerichtet ist. Hierfür könnte die freie Adaption des

---

73 Fendl, *Elisabeth*: Beerdigung und Totengedenken in der „neuen Heimat“. In: Dies. (Hg.): *Das Gedächtnis der Orte* (wie Anm. 34), S. 81–116, hier S. 103.

74 Hierfür sind neben entsprechenden Aussagen und Beschreibungen von Mitgliedern der Erlebnisgeneration der ‚Fluchtlinge und Vertriebenen‘ auch Äußerungsformen im literarischen Kontext von Interesse: so etwa der Roman „Die Glocken der Heimat“ (1911) von Adam Müller-Guttenbrunn, der im völkisch-nationalen Kontext verankert ist und hinsichtlich seiner Modellhaftigkeit für den erinnerungskulturellen Diskurs befragt werden könnte; oder der Roman „Zeit ohne Glocken“ (1979) von Horst Bienek, in dem das Szenario der Glockenabtransporte am Beispiel einer polnischen Stadt beschrieben wird, basierend auf umfangreichen Recherchen und Zeitzeugenbefragungen, die mit eigenen Erinnerungen des Autors verwoben werden.

75 Vgl. dazu ausführlich Kürsten, *Annelie*: Der ‚Klang der Heimatglocke‘ – Zur Konstitution und Repräsentation eines auditiven Erinnerungsortes. In: *Das immaterielle Kulturgut Musik im Spannungsfeld von ‚Lebenswelt‘ und ‚Monument‘*. Stuttgart [Druck in Vorbereitung], (Berichte des interkulturellen Forschungsprojektes „Deutsche Musikkultur im östlichen Europa“, 6).

Konzepts des kollektiven Bildgedächtnisses von Aby Warburg, das auf einem Gedächtnis der Symbole (bei Warburg mit starkem Fokus auf den materialen Dimensionen von Erinnerungsbildung) beruht und in neueren Diskursen in der Formel des kollektiven Gedächtnisses<sup>76</sup> aufgeht, vermutlich verschiedenartige Anregungen bieten. Die Beschäftigung mit musikalisch-auditiven Erscheinungsformen wie den hier diskutierten legt jedenfalls nahe, dass es – wie Friedrich Kittler in anderem Zusammenhang formuliert hat – höchste Zeit ist, sich von dem „Glauben“ zu trennen, dass „Augen bessere Zeugen als Ohren“ seien.<sup>77</sup>

---

76 *Erl, Astrid*: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. In: Nünning, Ansgar und Vera Nünning (Hg.): *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*. Stuttgart 2003, S. 156–185.

77 *Kittler, Friedrich*: *Das Alphabet der Griechen. Zur Archäologie der Schrift*. In: Ebeling, Knut und Stefan Altekamp (Hg.): *Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten*. Frankfurt/Main 2004, S. 260.



## Die Autorinnen und Autoren

### *Karl Braun*

1974–1980 Studium der Empirischen Kulturwissenschaft, Germanistik, Völkerkunde an der Universität Tübingen, 1981–1984 Studium der Vergleichenden Religionswissenschaft in Tübingen. 1985–1990 DAAD-Lektor an der Universität Cáceres. 1992 Promotion in Tübingen im Fach Empirische Kulturwissenschaft. 1992–1997 Lehrender an der Karls-Universität Prag. 1997 Habilitation an der Philipps-Universität Marburg. 1998–2002 Vertretungsprofessuren in Frankfurt/Main, Marburg, Göttingen. Seit 2002 Professor für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg. Arbeitsschwerpunkte: Deutsch-tschechische Nachbarschaft, Sudetendeutsche Identität, Theresienstadt, Spanien, Sexualitätsgeschichte, Migration, Museum.

### *Cornelia Eisler*

Studium der Museologie in Leipzig und World Heritage Studies in Cottbus. 2000–2004 Mitarbeiterin am Schlesischen Museum zu Görlitz und dem Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm, seit 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Arbeitsschwerpunkte: Heritage Studies, Museologie, Erinnerungskultur der Flüchtlinge und Vertriebenen in Deutschland.

### *Jutta Faehndrich*

Studium der Kulturwissenschaften, Germanistik, Journalistik und Amerikanistik an der Universität Leipzig. 1997–2002 Mitarbeit im Projekt zur Herausgabe der nachgelassenen Schriften Ernst Cassirers zur philosophischen Anthropologie, 2010 Promotion an der Universität Erfurt mit einer Arbeit über Heimatbücher (Eine endliche Geschichte. Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen, Köln u.a.: Böhlau 2011). Arbeitsschwerpunkte: Erinnerungskultur, Tradierung, Gruppendächtnis.

### *Elisabeth Fendl*

Studium der Volkskunde und Kunstgeschichte in Regensburg, Marburg und Wien. Promotion mit einer Arbeit zur „Biographie der Vertriebenengemeinde Neutraubling“. 1990–1999 Leiterin des Egerland-Museums in Marktredwitz, seit 2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Johannes-Künzig-Institut in Freiburg. Arbeitsschwerpunkte: Volkskunde und Kulturgeschichte der böhmischen Länder, Volkskunde der Heimatvertriebenen, Erinnerungskultur der „Sudetendeutschen“.



*Henrike Hampe*

Studium der Volkskunde, Geschichte, Germanistik und Finno-Ugristik an der Georg-August-Universität Göttingen. 1993 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Märchen- und Wesersagenmuseum in Bad Oeynhausen, 1994–1998 am Lippischen Landesmuseum in Detmold. Seit 1998 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Donauschwäbischen Zentralmuseums in Ulm, an dessen Aufbau sie mitwirkte. Länderreferat Ungarn. Arbeitsschwerpunkte: Migration, Integration, Erinnerungskultur, Kleidungs- und Frauengeschichte.

*Heinke M. Kalinke*

Studium der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, Deutschen Philologie sowie Mittleren und Neueren Geschichte in Hamburg und Göttingen. Promotion mit einer Arbeit zum biographischen Erzählen von Frauen in und aus Oberschlesien. 1998–2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Johannes-Künzig-Institut in Freiburg/Br., anschließend Elternzeit und freiberufliche Tätigkeit. Seit 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg (Oldb.). Arbeitsschwerpunkte: Volkskunde und Kulturgeschichte Schlesiens, biografische Forschung, Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde.

*Konrad Köstlin*

Studium der Volkskunde, Soziologie und Philosophie in Tübingen und München. Promotion 1967 in München, Habilitation 1973 in Kiel. Professuren an den Universitäten Kiel, Regensburg (1980–1988), Tübingen (1988–1994). Von 1994 bis zur Emeritierung 2008 Vorstand des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 1983–1987; Präsident der Société Internationale d’Ethnologie et de Folklore (SIEF) 1990–2001. Derzeitige Arbeitsschwerpunkte: Volkskultur als Moderne, Ethnogastronomie.

*Annelie Kürsten*

Studium der Fächer Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Christliche Archäologie in Mainz, Reading/G.B. und Bonn. 2000–2003 Mitarbeiterin am EU-Forschungsprojekt „LISTEN. Augmenting everyday environments through interactive soundscapes“ (Kunstmuseum Bonn und Fraunhofer FIT, Sankt Augustin). Seit 2004 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsprojekt „Deutsche Musikkultur im östlichen Europa“, 2007–2009 zudem an der Abteilung für Musikwissenschaft/Sound Studies der Universität Bonn. Arbeitsschwerpunkte: musik- und kulturwissenschaftlich orientierte Fragestellungen zu audio-visuellen Kunstformen (Sound/Installation Art), kultureller und medialer Erinnerung, materieller und immaterieller Kultur.

*Stephan Scholz*

Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Osteuropäischen Geschichte und Germanistik in Münster und Heidelberg. Promotion mit einer Arbeit zum Verhältnis des deutschen Katholizismus zu Polen 1830–1849. Seit 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg. Derzeit Arbeit an einem Forschungsprojekt zu Vertriebenen Denkmälern in Deutschland. Arbeitsschwerpunkte: Deutsch-polnische Beziehungsgeschichte, Zwangsmigration in der Erinnerungskultur, Denkmäler als Medien der Erinnerung, Katholizismusforschung.

*Tim Völkering*

Studium der Fächer Geschichte und Sport in Münster und Paris-Orsay. 2007 Abschluss mit dem Ersten Staatsexamen für das Lehramt der Sekundarstufen II und I. 2008 Tätigkeit am Institut für Geschichtsdidaktik der Universität Münster. Seitdem Promotionsprojekt zum Thema „Die Vergegenwärtigung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration in historischen Ausstellungen seit 1950“. Arbeitsschwerpunkte: Historisches Lernen und Lehren, Geschichtskultur.

*Tobias Weger*

Ausbildung zum Übersetzer in München. Studium der Geschichte und Volkskunde in München. Promotion in Oldenburg (Oldb.) mit einer Arbeit zum sudetendeutschen Organisationswesen 1945–1955. 1997–2002 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Stadtarchivs München (Forschungsbereich Jüdische Stadtgeschichte), 2002–2004 Kulturreferent für Schlesien am Schlesischen Museum zu Görlitz, seit 2004 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg (Oldb.). Arbeitsschwerpunkte: Kultur und Geschichte Tschechiens und Polens, Volkskunde Ostmitteleuropas, Erinnerungskulturen und historische Stereotypenforschung.

